Lessingiasis und Nathanologie.

Eine Religionsstörung im Lessing- und Nathan-Cultus.

Von

Sebastian Brunner.

Lessing, Nathan, ohne Schwefel?
Hol' der Satan diesen Frevel!
So was soll man gar nicht lesen,
Das ist noch nicht dagewesen!

Paderborn.
Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh.
1890.
Münster i. W., Prinzipalmarkt 1. — Osnabrück.

Inhaltsverzeichniß.

(Abkürzungen: D. = Dühring, G. = Goeze, L. = Lessing, Le. = Leisewitz, M. = Mendelssohn.)

I. Theil:

Lessingiasis.

I.

Weil er zum Musterjuden den Nathan hat gestempelt,
Wird der den „dummen Goyim“ noch immer vorexempelt,
Des Dühring Spruch taugt freilich nicht in den Schofelkram:
„Den Lessing hat erhoben die jüdische Reclam'.“

Sie haben nur für sich und nicht für ihn gefochten,
Darum ist auch mit Knoblauch sein Lorbeerkranz umflochten.
Gelobt hat er die Söhne aus dem gelobten Land,
Sie sind dafür voll Jubel — ganz außer Rand und Band.

Wir werden hier den Lessing im rechten Lichte zeigen,
Statt des verlog'nen Mythus — die reine Wahrheit geigen.
Die Rotte fängt dann freilich furchtbar zu schimpfen an,
So wird bewiesen, daß sie — nichts widerlegen kann.

II.

Wohl noch nie ist eine Nation mit einem Autor so getäuscht worden, wie die deutsche durch die Juden mit Lessing.

Dr. Dühring.

III.

Man mußte schon lange Lessings „Nathan“ als eine literarische Thorheit ansehen und die richtigen Anschauungen von Kant und Herder, Goethe und Schiller zur nationalen Wahrheit machen.

„Neue Preußische“ und „Norddeutsche allgemeine Zeitung“ (Bismarcks Organ), September 1888, und „Oesterreichische Reform“, Nr. 100, Jahrg. 1888.

IV.

Ich bin weder Schauspieler, noch Dichter. Man erweiset mir wohl manchmal die Ehre, mich für den letzteren zu erkennen, aber nur, weil man mich verkennt. Aus einigen dramatischen Versuchen, die ich gewagt habe, sollte man nicht so freigebig folgern. . . Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigene Kraft in so reichen, so frischen, so reinen Quellen aufschießt; ich muß Alles durch Druckwerk und Röhren aus mir heraufpressen.

Lessing (Wiener „Deutsches Volksblatt“, Nr. 287. 1889).

V.

Da ich mit meinem ordentlichen Gehalt nur eben auskommen kann, so habe ich kein anderes Mittel, mich nach und nach aus meinen Schulden zu setzen, als zu schreiben. Ich hatte es, Gott weiß es, noch nie nöthiger gehabt, um Geld zu schreiben, als jetzt, und diese Nothwendigkeit hat natürlicher Weise sogar Einfluß auf die Materie, wovon ich schreibe.

Lessing an seinen Bruder Karl, 11. November 1770.

Einleitung.

Wie dem Autor schon vor der Abfassung des ersten Kapitels von den vier Evangelisten des Lessingcultus mit umgekehrten Spießen gedroht wird.

Ach, was für ein Unglück für so einen armen Tropf, wenn er hinter die Bildung des 19. Jahrhunderts zurückgeschleudert wird! Diese Schmach haben uns die vier Evangelisten des Lessingcultus angethan; die Beneidenswerthen, welche immer einige Meilen vor der Bildungscolonne prophetenartig voraustrampeln. Wie heißen sie, diese großen Männer, diese Säcularmenschen? Sie stehen zwar nicht im Buche des Lebens, sondern nur vor dem Buche des Lessinglebens verzeichnet, welches 1881 zu Berlin erschienen ist. Hut herab! sie heißen: Danzel, Guhrauer, v. Maltzahn und Boxberger. Diese Herren manifestiren ihr Größenbewußtsein im II. Band, S. 478, allwo zu lesen, in was für eine Begeisterung sie sich bezugs ihres Richteramtes in literarischen Angelegenheiten hineingeschwindelt haben. Da heißt es:

„Es ist hohe Zeit, den Spieß umzukehren und den Nathan zum Prüfstein der Theologen zu machen in der Art, daß jede theologische Richtung, die sich nicht offen und ehrlich und rückhaltlos mit diesem Meisterwerke einverstanden erklären kann, für hinter der Bildung des 19. Jahrhunderts zurückgeblieben erklärt wird."

Wie entsetzlich grausam sind diese vier umgekehrten Spießgesellen! Sie wollen uns, vier Mann hoch, in's Boxbergerhorn hineinjagen.

Was diese Herren für großartige Leistungen in Theologie und Philosophie verschuldet haben, was sie für Werke geschrieben, welche ihnen den Muth verleihen, ihren umgekehrten theologischen

Bratspieß allen Jenen in den Bauch hineinzurennen, welche sich gegen die Unfehlbarkeit des alten Theaterkaftanjuden einige Bedenken erlauben, darum zu fragen ist schon eine Frechheit: die Tetrarchen haben es gesagt, — stille sein, aus ist's!

Nur zwei Theologieprofessoren in ganz Deutschland sind so glücklich, zugleich mit dem Viergespann an der Triumphbiga der allermodernsten Theologie mit anziehen zu dürfen und schmeichelhaft mit einem glänzenden Galapferdegeschirr behangen zu werden.

Das haben sie nun davon, alle anderen Theologen in Deutschland, weil sie noch immer im Studium der alten Theologie ihr Heil suchen, statt sich „offen und ehrlich und rückhaltlos" vor dem alten Theaterjuden auf die Kniee zu werfen und den schmierigen Kaftansaum desselben andächtig an die Lippen zu drücken.

Die Vierfürsten theilen von ihrem gesellschaftlichen Throne herab an zwei glückliche Theologieschulen ihre Lorbeerkränze aus:

„Bis jetzt sind es nur zwei Theologieschulen, die sich zu der Höhe der Humanität des Nathan haben emporschwingen können. Mit Stolz nennen wir zunächst die Jenaische und deren ehrwürdigen Veteran, den großen und liebenswürdigen Kirchen- und Dogmenhistoriker Karl Hase, der in einem Vortrage den Nathan das Evangelium der Toleranz nennt, was mehr gewirkt hat, als 100 Toleranzedikte. Die zweite Schule ist die Tübinger, deren geistvollster Vertreter, zugleich der größte Meister des prosaischen Stils in unserem Jahrhundert, David Strauß, im Jahre 1863 das Thema in einem Vortrag behandelte."

Die Herren produciren noch einige andere „große Theologen" ähnlichen Kalibers; sie hätten, um ihre theologische Facultät imposanter zu machen, noch einige Dutzend Reformrabbiner in dieselbe hineinmengeliren können. Weil diese vier Herren doch nach eigenem Gefühle keine berufsmäßigen Theologen sind, so nennen sie doch wenigstens Theologen, aber dieses „mit Stolz". — Dieser Stolz soll uns wahrscheinlich für den Mangel ihres theologischen Wissens entschädigen. Hase ist nach diesen Herren „ein großer Kirchenhistoriker"; das ist aber noch weitaus nicht genug: er ist auch „liebenswürdig". Wenn wir also an der Größe des Historikers zweifeln, so können wir uns wenigstens mit der Liebenswürdigkeit desselben trösten; und Strauß ist gar der größte Meister des prosaischen Stils im ganzen Jahrhundert! Wie bescheiden diese

Herren sind, wie großmütig sie ihre Gaben und Lobsprüche austheilen! Schade, daß ihnen der sechste Sinn, der Sinn für den Unsinn, fehlt; der Sinn für das Komische und Lächerliche ist ihnen ganz abhanden gekommen.

Strauß, der sich in seiner Schrift „Alter und neuer Glaube" im letzten Kapitel zu dem Blödsinn versteigt, dem armen, verzweifelten Menschen, dem Todtkranken und Sterbenden statt der heiligen Schrift: Nathan den Weisen als Trostbuch anzuempfehlen; Strauß, der beim totalen Atheismus und Nihilismus angelandet ist, der gilt ihnen als Mustertheologe, weil er im Nathan alle Theologie und Philosophie umschlossen findet, und weil er noch dazu als der größte Meister im prosaischen Stil ausposaunt wird.

Dem Kirchenhistoriker Hase wird seine Liebenswürdigkeit, und dem Theologen Strauß die Stilmeisterschaft von den großen Männern und Kennern hinaufgeschmeichelt.

Es leidet dieses Viergespann
An keinem kleinen Größenwahn.
Das sind die vier Evangelisten
Der Atheisten und Antichristen.
Es erklären die Lessings- und Straußen-Jünger
Nathan als Messias und Friedensbringer;
Sie beglücken uns mit ihrem Heil,
Und wir geben ihnen unsern Theil!

Die vier Herren führen drei in neuester Zeit erschienene Schriften gegen Lessing an. 1. „Eine Studie über Lessing" von Dr. Paul Haffner. 2. Auflage. Köln 1878. 2. „Lessings religiöser Entwicklungsgang" von Alexander Baumgartner, S. J. Ueber Baumgartner geht es furchtbar los, — da muß in der Polemik die alte Jesuitenhetze mithelfen. Die Vierfürsten schimpfen:

„Hier zeigt sich die jesuitische Verlogenheit in schamloser Nacktheit. Geben wir eine kleine Blüthenlese daraus. Das Stärkste kommt gegen das Gesetz der Gradation hier einmal zuerst. S. 54 heißt es in der Anmerkung: „„In den Jahren 1760—63 figuriren in Lessings Briefwechsel außer Mendelssohn ein Jude Joël, ein Jude Heyne Veitl Ephraim, ein Jude Hayman, ein Jude Kuh als freundschaftliche Bekannte, die Grüße und Nachrichten aus Breslau und Berlin besorgen. Veitl Ephraim war Münzunternehmer und besorgte im Auftrage des Königs und des Generals Tauenzin das

Prägen geringhaltigen Geldes. Obwohl versichert wird, Lessing habe gewisse glänzende Anträge Veitl Ephraims abgelehnt und sich auf Warnung Mendelssohns sehr zurückhaltend gegen ihn (den Veitl) benommen, so zeigt die Liaison doch immerhin, daß Lessing das Judenthum von seiner wahren Seite kannte und daß die Schilderung der Juden im Nathan auf vollständiger und bewußter Fiction beruht.""

Nun bekommt der Jesuit sein Theil:

„Wo ist von einer solchen Liaison die Rede? Der einzige bekannte Brief an Ephraim ist in Tauenziens Auftrag geschrieben, von Tauenzien unterzeichnet. Das fehlte noch, daß ein Benehmen, welches jedem Anderen zum höchsten Ruhme angerechnet würde, bei Lessing aber selbstverständlich (!) ist, zu Verdächtigungen des edlen Mannes ungestraft benutzt würde!!"

Sonderbar! Warum halten denn diese Herren gerade dem Baumgartner eine so eindringliche Strafrede? Dühring hat ja doch den Aufenthalt Lessings bei Tauenzien viel schärfer signalisirt. Tauenzien hat notorisch bei der Falschen-Groschen-Fabrik durch die unternehmenden Juden große Honorare bekommen. Nur Lessing hat sich als Secretär Tauenziens reine Hände bewahrt!! Aber Strafpredigt hat er seinem Patron, dem Tauenzien, über die Nachsicht gegenüber den Groschenmachern aus Israel keine gehalten. Bei Baumgartner hilft den Herren das Wort Jesuit. Das genügt! Statt jeden Beweises dagegen: er ist ein Jesuit! Nun, Dühring hat noch viel Aergeres gesagt. — Allgemeines Schweigen. Dührings Beschuldigungen werden in aller Stille hinuntergewürgt. Die Herren wollen einen schriftlichen Beweis. — Lessing hätte sollen eine Quittung ausstellen, und diese Quittung hätte sollen auf der Bibliothek zu Berlin deponirt werden. Das heißt ja doch, von Lessing und vom Löbl Groschenmacher und der Filoujudenbande fordern, sie hätten bei ihren sonstigen lobenswerthen Eigenschaften unendlich blöde sein und schriftliche Zeugnisse für ihren Volksbetrug hinterlassen sollen. Die Juden hatten ja Gelegenheit genug, mündlich zu unterhandeln. Welchen Bankrott an Menschen- und schon gar an Judenkenntniß manifestiren diese vier Geistesfürsten, wenn sie einen schlauen Juden für so dumm halten und meinen, der Jude soll seine Bestechung dokumentarisch

niederlegen, er soll selber die Pistole laden, die ihm sonach an die Brust gesetzt werden kann.

Das heißt ja doch nicht nur die Juden, sondern auch die Leser, welchen diese vier Herren ihren Schwefel vormachen, für unendlich dumm halten.

Dann führen die Herren noch eine Schrift gegen Lessing an: „Beiträge zur Beurtheilung Lessings“ von Dr. Richard Mayr, Wien 1880. Dieser Dr. Mayr behandelt den Charakter Lessings entschieden grausam, erklärt sich aber für die Toleranz des absoluten Atheismus. Nun diesem Manne kann man mit dem Schlagwort Jesuitismus ebensowenig beikommen, als dem Dr. Dühring, — und da ist es sehr klug von Lessings Anbetern, daß sie derlei Schriften höchstens erwähnen, aber ein schlaues Stillschweigen über den Inhalt derselben beobachten.

Dieses Schweigen hier und Schreien dort ist ein neuer Beweis, was diese Herren mit ihren Lesern für ein freches Spiel treiben. Von Dühring und Mayr sind aber diese Herren nach ihrer eigenen polemischen Uebung mit „dem umgekehrten Spieß“ so „auf ihre Rüssel geschlagen“ worden, wie sie sich selber in ihrem Uebermuth rühmen, die Gegner Lessings auf ihre Rüssel gehauen zu haben.

Im Vorwort VII, unterzeichnet von Maltzahn und Boxberger, heißt es:

„Immer mehr bringt sich das deutsche Volk zum Bewußtsein, daß Lessings Werke ihm den treuesten, klarsten, unvergänglichen Spiegel seiner nationalen Eigenthümlichkeit in ihrer edelsten Richtung vorhalten. Und zum vollen Triumphe dieses unvergänglichen Denkmals edelster deutscher Geistesschlachten zur Bewahrung desjenigen Gutes, welches den Deutschen als das allein des Lebens werthe gilt, der Geistesfreiheit, fehlt demselben in neuester Zeit auch die Anerkennung der Finsterlinge nicht, in der Form nämlich, daß sie immer aufmerksamer werden auf den sorgsamen Gärtner Lessing, der stets mit dem Grabscheite bereit steht, um den in der Erde wühlenden Maulwürfen eins auf den Kopf zu versetzen. Wir werden uns des großen Vorgängers würdig zu machen wissen und den Bestrebungen seiner Feinde die gebührende Berücksichtigung nicht entziehen.“

Dieser Schlußsatz besagt: die Herren werden sich ihres großen Vorgängers bezugs der mit dem Grabscheit zu bearbeitenden

Maulwurfsrüssel würdig machen, d. h. auch sie werden ihre Grabscheite auf diese Maulwürfe niederwettern lassen.

Da steigen aber nun keine Jesuiten (schwarze Maulwürfe nach dem Wörterbuch der vier großen Gelehrten), sondern Gegner aus der Erde heraus, welche die Verehrer Lessings in der von ihnen gerühmten Geistesfreiheit noch weit überflügelt haben, die aber weitaus consequenter sind; auch diese haben Grabscheite in der Hand und schlagen auf die Rüssel der Lessinganbeter los, so daß diese sich schweigend in ihre Löcher verkriechen und es mit diesen Gegnern nicht aufzunehmen wagen.

Da ist mit den bisher üblichen Waffen: Jesuitismus, Ultramontanismus, Pfaffenthum kein Gebrauch mehr zu machen, die Herren stellen sich todt wie verfolgte Käfer und versuchen durch ihre Todtenstille auch die Gegner todt zu machen. Warum schweigen denn die Herren gegenüber Dühring, Mayr und Comp.? Selbstverständlich aus Sanftmuth und Klugheit, aber durchaus nicht aus Feigheit und Dummheit!

Die Herren Lessingpriester kommen eben sehr nothgedrungen zu der Einsicht, daß ihr grobschmiedliches Gebahren, ihr Verklopfen der Rüssel ihrer Gegner außerordentlich gefährlich ist, denn jetzt kommen eben diese Gegner mit ähnlichen Waffen daher, — Gegner, die in ihrer noch weiter gehenden Aufklärung auch den Lessing mit seiner verrückten Seelenwanderung und alle seine Anhänger dazu als eine Obscurantensippe betrachten. — Mit diesen sich in einen Kampf einlassen wäre sehr bedenklich; der Generalstab des Lessingheeres ergreift feige die Flucht, um seine Rüssel vor den Stöcken der Feinde in Sicherheit zu bringen. Das Heer Maltzahn-Boxberger kommt zur Einsicht, daß der Spott und Hohn und die beabsichtigten Schläge auf die Rüssel der Maulwürfe verfrüht gewesen sind, und daß es jetzt nur durch Schweigen, Sichtodtstellen oder Verkriechen vor weiteren Keulenschlägen sich bewahren kann.

Sehr charakteristisch ist das Urtheil Danzels (der für die heuchlerische Universaltoleranz Nathans schwärmt, die Alles tolerirt, nur nicht das praktische Christenthum) über Klopstocks Messiade. Man meint geradewegs einen wüthenden

Rabbinitischen Ausspruch zu hören. Er sagt („Lessings Leben und Werke", I. Bd., S. 207):

„Welche Natur brachte uns dieser Mensch (Klopstock)! Er warf uns die ganze Unreife seiner Primanerexistenz ins Gesicht, der Messias ist ein knabenhaftes Produkt. Dieser Dichter gewährt während seiner ganzen literarischen Laufbahn in seiner donquixotehaften Hohenpriesterlichkeit und grillenhaften Verschrobenheit den widerlichen Anblick eines Mannes, welcher Jüngling geblieben ist, einer Coquette, welche die steifen Glieder in das Flügelkleid der Jugend zwängt."

Loebell bemerkt über diese Verunglimpfung Klopstocks[1]:

„Diese Schmähungen sind nicht Erzeugnisse eines Hasses, entstanden in heißen Kämpfen, die für den Spätgeborenen ja nur eine geschichtliche Thatsache waren, sie sind der Ausdruck tiefen Grolls, einer mit aller Absicht zur Schau getragenen Geringschätzung."

Dieser Haß liegt aber nach unserer Ansicht weitaus tiefer, als in dem von Loebell angeführten Grunde, welcher meint:

„Aber freilich, freilich, die Messiade war die Klippe, an welcher der Ruhm Gottscheds gänzlich zerschellte. Das kann Danzel ihrem Dichter nicht vergeben."

Dieser Haß ist nicht so sehr gegen Klopstock, sondern gegen den Inhalt der Messiade gewendet. Haß und Liebe werden von dieser Gattung Literaturromantiker sehr oft je nach der Stellung hervorgerufen, welche dieselben gegenüber dem Christenthum einnehmen. Wir werden auf dieses psychologische Moment bei diesen Kritikern oft hinzuweisen Gelegenheit finden. Danzel hat sich den Ruhm erworben, das wegwerfendste, ärgste und brutalste, — aber auch das blödeste Urtheil über die Messiade erfunden zu haben; es ist würdig eines Bochers (Talmudschülers), der eben seinen ersten Ausflug aus der Talmudschule macht und die ersten Ausbrüche Rabbinitischen Hasses zum besten gibt.

[1] Loebell, „Die Entwicklung der deutschen Poesie". Braunschweig 1856. Erster Band, S. 271.

1. **Wie grausam diese Befehlshaber in der Literaturgeschichte mit ihren Lesern verfahren. Wer den Namen Lessing nicht ausspricht mit der höchsten Achtung, der wird verurtheilt in den Hungerthurm zur Verschmachtung! Und wer sich nicht verbeugt vor Nathan dem Weisen, der soll mit dem Satan in den Schëol reisen.**

Diese Herren Literaturromantiker sprechen im Tone commandirender Generale. Da sprengt einer schnaubend vor die Front der zitternden Lesewelt hin mit einer Wuth, die Attilas, des Hunnenkönigs, würdig wäre; aus seinen Nüstern sprühen Zornesflammen, Niemand soll wagen, ihm zu widersprechen; er zieht sein funkelndes Henkerschwert aus der Scheide und commandirt wie folgt[1]:

„Wir kommen jetzt an einen der bedeutendsten und merkwürdigsten Geister, welchen die deutsche Literatur besitzt, einen Mann, dessen Name nicht ohne die höchste Achtung ausgesprochen werden darf, der einen großen und tiefen Einfluß auf die Wendung der deutschen Literatur gehabt hat, der aber hier nicht bloß als Dichter, sondern auch zugleich als allgemeiner Beweger seiner Zeit, und dies noch mehr als jenes erscheint. Er ist selbst schon ein Prophet, aber noch mehr ein Verkünder derer, welche nach ihm kommen sollen; jedenfalls wendet er sich entschieden ab von den falschen Propheten."

„Lessing galt viel in seiner Zeit, und die großen Heroen der Literatur, welche ihm folgen, ließen von allen Vorgängern fast nur ihn allein gelten und in Ehren bestehen; während alles andere durch ihre bloße Erscheinung in Schatten gestellt wurde, hat Lessing nie ganz erblassen können und demgemäß fortwährend das Interesse der Nation besessen. Neuerdings sind seine Werke aber erst wahrhaft in Umlauf gekommen, und man darf sagen, die Zahl seiner Anhänger und Verehrer sei nie größer gewesen." —

---

[1] O. F. Gruppe, „Leben und Werke deutscher Dichter." München, Brukmann, 1867. 3 Bde., S. 207.

Es gruselt einem ordentlich, wenn man liest: Der Name Lessing dürfe nicht ohne die höchste Achtung ausgesprochen werden. Man denkt in Angst unwillkürlich an eine Prügelbank, auf welche Jeder sich militärisch zu verfügen hat, der beim Namen Lessing nicht seine Kniebeugung macht, die Augen zu Boden schlägt und in Ehrfurcht erschaudert.

Jetzt taucht einer nach dem Andern auf — und erklärt mit aller Ruhe, daß er sich in den Rayon des Ehrfurchtsschauders, welchen Gruppe und andere Verehrer um den gefeierten Namen Lessing gezogen haben, durchaus nicht einfangen lassen und sich sein Urtheil über Lessing ohne vorgeschriebenes und vorgebetetes Vorurtheil bewahren wolle.

Mit einer verheerenden Bombe ist Dühring gekommen; selbige ist in Berlin mit einem derartigen unartigen Krach eingefallen, daß sich die seitherigen Anbeter Lessings die Köpfe halten und sich über dieses Bombardement als über eine unerhörte und unerwartete Frevelthat gar nicht zu fassen wissen.

Was wir dahier über Lessing und den Nathan sagen, das ist doch am Ende nur laues Wasser im Vergleich mit den Beweisführungen Dührings. Wenn nun ein Literat mit dem, was wir vorbringen, nicht einverstanden ist und für Lessing eine Lanze brechen wollte, der möge sich zuerst an Dühring versuchen; hat er den zu Boden geworfen, dann mag er siegreich mit seiner Palme durch Deutschland schreiten. Kommt ein derartiger Literat an uns heran und geht feige an Dühring vorüber, so liefert er den Beweis, daß es ihm nur darum zu thun ist, seinen Beweis mit Schimpfworten zu führen, wie z. B.: Ultramontaner, Jesuit, Fanatiker und wie sie heißen alle diese Nothnägel für die großen Gelehrten, deren Wissenschaft in zwei Lexikons enthalten ist: im Conversationslexikon, und wenn dieses nicht ausreicht, im Schimpflexikon!

2. Wie Dühring in den Pappenstiel-Tempel des Lessingcultus eine verheerende Bombe hineinfeuert.

Als Dühring in Berlin unter rauschendem Beifalle eine Vorlesung über den Schwindel gehalten, der mit Lessings Nathan von Seite der Juden, und diesen aus verschiedenen

Rücksichten anklebenden Goyim in Scene gesetzt worden, wagte sich keiner der Nathananbeter daran, Zoll für Zoll die Aussprüche Dührings zu widerlegen; ein großes Rabbinerblatt gab seiner Entrüstung über dieses Attentat nur folgenden allgemeinen Ausdruck: „Ein Bubengeschrei, welches in der Stadt der Intelligenz das Andenken des herrlichen Mannes zu besudeln trachtet."

Nun, wenigstens ist Dührings Vorlesung kein Judenbubengeschrei gewesen. Bisher ist Alles niedergeschimpft, was nur den mindesten Zweifel an dem Edelmuth und der segensreichen Wirksamkeit der Tausende von Shyloks (die aber vor den blöden Goyim sämmtlich als weise Nathans gelten sollen) ausgesprochen hat: jetzt auf einmal mehren sich die Zweifler in rapider Weise.

Die Rechtgläubigkeit an den weisen Nathan
Geht leider immer mehr und mehr zum Satan;
Die Leute sagen: Der ganze Nathan ist ja nur
Eine mühselig ausgestopfte Marionettenfigur,
Und der edle Jude des Ephraim Lessing
Ist nicht aus Gold — nicht einmal aus Messing.
Der Shylok ist der wahre Jude, dem Talmud hold,
Der Nathan aber ist nur Talmigold,
Die Shyloks sieht man auf allen Gassen und Straßen steh'n,
Der Nathan ist vereinzelt — nur im Theater zu seh'n,
Er hat vom Juden nur die Haltung und das Gewand
Und ist ausgestopft mit liebeseligem Phrasentand.
Jeder rechte Jude muß bei sich selber lachen,
Hört er den Nathan so stark „in christlicher Liebe" machen.
Die Rache ist des Shylok eigentliches Geschäft,
Denn er gibt nie aus der Hand — das Messer mit dem Heft.
Saphir ist auch nicht für die liebesüßen Träumer,
Denn im Streit mit Jud' Dessauer hat er gesagt:
„Ich weiß es gut, von was die Juden sind geplagt."
Er rief aus: „Ich kenn' meine Pappenheimer,
Geld und Rache, das ist ihr Alles."
Das ist mehr als das Gebet und mehr als der Talles[1].

[1] Talleth oder Tallith ist das Todtenkleid, welches die Juden im Leben als Gebetmantel gebrauchen, auch Talles oder Tallis genannt.

Der Sockel, auf dem Shylok steht, ist aus hartem Stein,
Daran rennt sich der Nathan den Schädel ein.
Lessing und Shakespeare — wer von Beiden hat Recht?
Der Nathan ist falsch, der Shylok ist ächt.
Darum ist aber auch Israel gar nicht gnädig
Dem großen Briten und seinem „Kaufmann von Venedig".
Das ist ein sehr schlechtes, zuwidres Stück,
Der Nathan soll darauf geben die Replik.
In Lessings Nathan ist vom Juden keine Spur,
Shakespeares Shylok ist gemalt nach der Natur.
Diese Goyim, statt sich in die Weisheit Nathans zu versenken,
Fangen an über den Lessingschwindel nachzudenken;
Gerade Berlin, die Stadt der Intelligenz,
Hat den Juden angethan die infame Impertinenz,
Den Nathancultus zu erkennen als schmählichen Schwindel.
Sind doch diese Berliner-Goyim ein gemeines Gesindel!
Es ist das Ganze nichts Andres — als „Bubengeschrei",
Es geht sicher in kurzer Zeit und recht bald vorbei.
Und Nathan wird siegreich durch Europa schreiten,
Und Furcht und Schreck wird sich unter den Goyim verbreiten, u. s. w.

Der vierte Akt von Shakespeares „Kaufmann von Venedig" schlägt den weisen Nathan wie eine ausgestopfte Gliederpuppe zu Boden. Der Nathan ist eine Fiktion Lessings, an die er, der Judenkenner, selbst nicht glauben konnte. Shylok ist ein Bild, nach der Wirklichkeit gezeichnet.

Die Scene des buchstäblichen Fleischausschneidungsgelüstes bei Shakespeare wiederholt sich thatsächlich in anderen Formen millionenmal; wenn der Wucherer dem Goy sein Geld als Lebensblut abzapft und auch nicht einen Tropfen zurückläßt, den er mit der Hand der im Judensinn und zum Judenvortheil geschaffenen Gesetzparagraphen herauspressen kann. Jetzt ist der Wechsel das papierene Shylokmesser, dem seit 40 Jahren in Mitteleuropa hunderttausende von Bauern und Bürgern zum Opfer gefallen und von Haus und Hof getrieben worden sind.

So lange den modernen Shyloks die papierenen Martermesser nicht aus der Hand gewunden sind, so lange diese im

Namen des Gesetzes ihre Operationen an Christenherzen fortsetzen können, so lange muß sich auch für die Shylocks die Gefahr steigern, die sie auch im Mittelalter nicht durch ihre Religion, wie sie den blöden Goyim weismachen wollen, sondern durch ihren Wucher und durch das herzlose Bedrängen ihrer Gläubiger hervorgerufen haben. Diese Bedenken sind schon zu tausend Malen auch im Zukunftsinteresse der Shylöker vorgebracht worden.

In neuester Zeit fängt man wenigstens an, diese Frage ernstlich zu erwägen und selbe nicht mehr blödlächelnd als ein Hirngespinnst von Fanatikern oder unverbesserlichen Dummköpfen bei Seite zu schieben. Die ausgesogenen Goyim fangen an in Massen nachdenklich zu werden, und dieses Nachdenken könnte auch die Shylocks zur Einsicht bringen, daß ihre Lage von Tag zu Tag sich bedenklicher gestaltet.

3. Die jüngsten Evangelisten des Lessingcultus. Ihre Conflikte mit Logik, Syntax und deutscher Sprachlehre. Ihre Produktionen „krystallisirten" Unsinns.

Am allerweitläufigsten haben sich Danzel und Guhrauer über Lessing ausgelassen. Ihr Werk steht in der Bibliothek jedes Lessingverehrers. Vier Schriftsteller und Herausgeber haben der Abfassung und Herausgabe des Werkes zusammen mehr als ein Menschenalter gewidmet.[1] Die zwei Bände zusammen haben 1219 Seiten, jede engbedruckte Seite 48 Zeilen Großoctav. Wenn es mit der Lessingliteratur so fortginge, so sollte in einiger Zeit ein Gymnasialschüler jahrelang gar nichts Anderes studiren, als Lessing allein, — Lessing, den Inbegriff aller Philosophie, Theologie, Poesie zusammengenommen. Da wird aus jeder Scene, aus jedem Gedicht, oft aus jeder Zeile, aus jedem Aufenthalt an irgend einem Orte, aus jeder Bekanntschaft, oft aus einem Lebenstage des Dichters Kapital geschlagen; die Autoren der Lessingliteratur suchen aber

[1] „Gotthold Ephraim Lessing. Sein Leben und seine Werke", von Th. W. Danzel und G. E. Guhrauer. Zweite berichtigte und vermehrte Auflage, herausgegeben von W. von Maltzahn und R. Boxberger. 2 Bde. Berlin, Hofmann, 1880.

nicht allein Lessing, sondern fast mehr noch sich selbst zu verherrlichen. Alles, was sie sich an Talmi-Gelehrsamkeit angeeignet haben, wird in das Werk hineingestopft, die jämmerlichsten Kleinlichkeiten seines Lebens, die unbedeutendsten Aussprüche aus seinen Schriften werden verherrlicht und verhimmelt; es wird Lessings Charakter, seinem Talent, seinen Schriften eine exorbitante Werthschätzung zuerkannt, die sich offenbar nicht halten kann und die, wie wir aus den neuesten kritischen Erscheinungen nachweisen werden, auf das rechte Maß heruntergedrückt werden wird.

Wie wimmelt es bei den Verehrern Lessings an Widersprüchen in ihren Urtheilen über Momente seines Lebens und seiner Schriften! Der unbefangene Leser kommt zum Schluß, daß sehr oft keiner von diesen Lobautoren Recht hat, daß sie sich gegenseitig selber ruiniren.

Wir werden Beweise über sich diametral widersprechende Urtheile über Lessings Wissenschaft, Charakter, über den Nathan, über seine Spielsucht bringen, welche dem nicht-enthusiastischen Leser sicher einige Unterhaltung verschaffen können.

Was Danzel und die andern drei Evangelisten Lessings über das Thema Philosophie für kuriose Ansichten haben, das manifestiren dieselben schon im I. Band, S. 2:

„Aus einer dieser (oberlausitzischen Sechsstädte) stammt G. E. Lessing, der beide Richtungen der deutschen Neuzeit, das Streben nach tiefem Gehalt und nach reiner Form zuerst zu vereinigen gewußt hat, denn ihm verdanken wir sowohl eine inhaltsvolle Dichtung, als auch einen der bedeutendsten Anfänge zu einer Philosophie, die von trüber Tiefe und oberflächlicher Deutlichkeit gleich weit entfernt ist."

Was sind bedeutende Anfänge zu einer Philosophie? Worin besteht der bedeutendste Anfang zu einer Philosophie? Wo ist der Punkt zwischen trüber Tiefe und oberflächlicher Deutlichkeit? Gibt es nicht auch klare Tiefen, muß die Tiefe gerade trübe sein? Ist jede Deutlichkeit oberflächlich? Ist nicht in der Regel die Oberflächlichkeit undeutlich und die Undeutlichkeit oberflächlich? — Gruppe, einer der größten Lobredner Lessings belehrt uns hingegen (siehe vorliegende Schrift Nr. 32): „Lessing ist überhaupt kein systematischer Denker gewesen."

So werden wir oft ersehen, wie sich die Lobredner Lessings in den wichtigsten Urtheilen über ihn selber paralysiren, ein glänzender Beweis, welchen Werth man den Urtheilen der Lessingenthusiasten zuerkennen darf. I. 31 fordern Danzel u. Comp., was man von Lessing für eine Anschauung haben muß, wenn man ein gebildeter Deutscher sein will:

„Jeder gebildete Deutsche hat von Lessings Eigenthümlichkeit eine eigene, unzerstörliche, man möchte sagen krystallinisch scharfe Anschauung, wie von keinem andern hervorragenden Manne seines Volkes. Das muß seinen Grund in dem Objekt der Anschauung haben, denn wie man sonst gerade von Lessing eine besonders klare Vorstellung haben sollte, ist nicht abzusehen, da er nichts weniger als der bekannteste von unseren großen Schriftstellern ist. Es muß sich mit ihm eben wie mit dem Krystall selbst verhalten, dessen Form wir auch von vornherein nicht so auffassen, daß er durch die umgebenden Media nur schlechthin so begrenzt sei, sondern daß er in keuscher Verschwiegenheit eine gewisse reinliche That in sich schließe (!), vermöge deren er die Form, in der er vor uns liegt, nun eben so gewiß besitze, als er sie, wenn man ihn zerschellte, wieder annehmen würde (!). Lessing ist uns der Hauptsache nach ein fleischgewordener Geistesakt (!), worauf schon das hindeutet, daß Jeder zugibt (!), er sei in hervorstehendem Grade ein Mann, denn ein Mann sein heißt: sich selber gemacht haben (!!!), nur, daß freilich diese Bestimmung viel zu weit ist, um Lessings Wesen ausdrücken zu können, denn ein Mann wird Jeder, sobald er das, wozu ihn die Natur bestimmt, die Grundform seines Wesens durch seine eigene Wahl bestätigt hat (!), und auch ein weicher Wieland wird doch als Individuum (!) zum Manne herangereift sein, hier aber handelt es sich darum, eine besondere Grundform der Art auszusprechen." (!!!)

Von Stellen in gleicher Krystallform ist das Werk der vier Herausgeber überfüllt; freilich sind dieselben außerordentlich confus für Jeden, dem es an der krystallinisch scharfen Anschauung gebricht und welcher mit seinen blöden Augen „die gewisse reinliche That", welche der Krystall „in keuscher Verschwiegenheit in sich schließt", nicht zu sehen vermag. Welch eine verunglückte Jagd nach geistreichen Gedanken und Bildern! Welch ein haarsträubender Unsinn!

Der Sprachchemiker hat hier an einen sehr morschen Zwirnsfaden einen gelben, trüben, süßlichen Kandelzucker als Krystall anschießen lassen, der trotz aller kristallinisch scharfen Anschauung nicht zu durchschauen ist. Was doch arme Menschen, wenn sie

poetisch und bilderreich schreiben wollen, oft für eine heillose Verwirrung im Gebiete der Sprache und der Logik anzurichten im Stande sind! Und auch „der weiche Wieland wird zum Manne herangereift sein", der alle Tage anders dachte und anders sprach, der als wahres Charakterchamäleon sich am Musenhofe zu Weimar einen Ruf erworben. Freilich kann man uns da entgegnen: die Grundform von Wielands Wesen war eben Charakterlosigkeit, und „diese Grundform" hat Wieland „durch seine Wahl bestätigt, und eben darum wird er als Individuum (!) zum Manne herangereift sein." — Da sehen wir, wie die Logik mit ihrem zarten Gliederbau in einem Menageriekäfig von einem Rhinozeros zusammengetrampelt wird.

4. Die „Urthat" am Geiste Lessings. „Er wird um so entschiedener, je energischer er strebt". Lessings „buntes Spiel" von „epischer Ruhe" begleitet. Die Phantasieen dieser Herren durch Thatsachen weggeblasen. Herder und Lessing.

I. 34 heißt es:

„Also Lessing untersucht, aber er schreibt keine Untersuchungen, er systematisirt, aber er schreibt keine Systeme, und er handelt ab, aber er schreibt keine Abhandlungen. Was thut er denn? Er schreibt Monologe. Das heißt: er untersucht und systematisirt nicht schlechthin, sondern er behandelt die Dinge so, daß sich uns ein Mensch darstellt, der Alles das thut oder erfaßt, indem er selbst dieses thut; dies selbst auch, insofern er es thut, und thut es von vornherein nur im Sinne dieser Selbstergreifung und Selbstanschauung. Dies erklärt Alles."

Der „gebildete deutsche Leser", dem beim Durchlesen dieser Zeilen ganz schwimmelig und schwummelig in seinem Kopfe geworden, fängt an seinen ärmlichen Geistesanlagen zu zweifeln an und bekennt einen totalen Mangel krystallinisch-scharfer Anschauung; aber da liest er auf einmal am Schluß: „Dies erklärt Alles." Er verbeugt sich und sagt für sich: „Was wäre es für mich für eine Schmach vor ganz Deutschland, wenn ich sagen würde: Mir kommt die ganze Geschichte unverständlich, unsinnig und hochgradig confus vor; da steht es ja in drei Worten am Ende, wie klar und verständlich Alles ist, denn: das erklärt Alles!"

Wir erlauben uns zu bemerken: Die Herren wollten was sehr Geistreiches schreiben und stoppelten einen unverzeihlichen Blödsinn zusammen. Das erklärt Alles.

I. 35. Eine Abhandlung über den Unterschied von Mensch und Gelehrtem:

„Um nun Alles in zwei Worte zusammenzufassen: es gibt eine Forderung an den Gelehrten, die sich so sehr von selbst versteht, daß sie herzlich trivial herauskommt, nämlich, daß er nicht bloß Gelehrter, sondern auch Mensch sei. Daß Lessing ihr genügt haben werde, ginge schon daraus hervor, daß er sich auf der Schule der heiligen Afra nicht recht daran gewöhnen konnte, Gelehrter zu sein, denn das sollte man da in der Weise sein, in der man in einem Cadettenhause Militär ist. Aber er ging einen Schritt weiter, — er blieb nicht nur Mensch, nebendem, daß er Gelehrter ward, sondern er wußte sich, insofern er Gelehrter ward, als Menschen zu ergreifen, die gelehrte Thätigkeit sub specie der menschlichen zu concipiren, und darum ist er immer ebensowohl vollkommen ein Gelehrter geblieben, als er auch niemals auch nur im Entferntesten zum Stockgelehrten geworden."

„Und eben diese Selbstergreifung, diese Verobjektivirung des eigenen psychischen Lebensprocesses, die, wenn sie diesen widerstrebenden Stoff aufzuschmelzen vermochte, den gefügigeren um so leichter bewältigt haben wird, ist die Urthat seines Geistes, deren zeitliche Verwirklichung wir zu verfolgen haben werden. Die Urform derselben, von welcher, „was nur der Theure jemals vorgenommen", eine Metamorphose ist."

„Lessing ist im Grunde ein unruhiger Mensch gewesen; seine beständigen Ortsveränderungen — der Bruder rechnet ihn nicht ganz mit Unrecht unter die Leute, die es an keinem Orte lang aushalten können —, die vielfältigen Pläne und Unternehmungen, die sich in ihm kreuzen und von denen der größte Theil unausgeführt bleiben, geben seinem Lebensgange eine mehr als dramatische Lebendigkeit, ja er ist sogar gelegentlich Enthusiast und muß es bitter büßen. Das scheint nun der Auffassung, als sei ihm eine gewisse Selbstergreifung und Selbstanschauung eigen, in deren Sinn er Alles gethan und gelebt, geradezu zu widersprechen, denn eine solche setzt doch die tiefste innere Ruhe voraus. Aber wirklich geht auch Lessing in jener Beweglichkeit nicht auf, das bunte Spiel wird von einer epischen Ruhe begleitet. Das läßt sich von mehr als einer Seite her beweisen. Zunächst durch die unerschütterliche Männlichkeit, die nie die Zügel aus den Händen verliert. Wir haben Lessings Leben in seinem ziemlich reichen Briefwechsel vor uns: er irrt, und um so entschiedener, je energischer er strebt; er läßt sich in Verhältnisse ein, von denen er sich eine falsche Vorstellung macht, aber

man zeige uns ein solches unstäte Literatenleben, das von allem unbedachtsamen Sichgehenlassen, von aller Uebereilung so frei wäre. Darum bleibt ihm auch bis zuletzt der freie Geistesblick ungetrübt; wie nimmt sich neben ihm etwa Herder aus, der das Selbsterleben der Dinge noch entschiedener zum Principe machte, aber über das bloße Erleben nicht hinauskam, und von welchem daher, nachdem er mit der Hervorziehung der Volkslieder angefangen hatte, zuletzt nichts übrig blieb, als seine eigene hochwürdige Nervosität und Griesgrämlichkeit."

Diese vier Herren Lessingbearbeiter haben die Marotte, dem Leser immer gerade das Gegentheil von dem einzupauken, was als Thatsache in dem Leben Lessings vorliegt. Der artige Leser soll ihnen sein bischen Logik, Psychologie und historische Kritik wie in einem Versatzamt zum Aufbewahren geben, während sie ihm ihre Anschauungen über Lessing beibringen.

Wem diese Art Herumdrehung historischer Thatsachen als ganz ungeheuerlich erscheinen möchte, der hat eben kein Verständniß für die moderne Logik, welche aus den Vordersätzen gerade das Gegentheil von dem herauspreßt, was gewöhnlich organisirte Köpfe in diesen Vordersätzen finden. Ueber diese oben von uns aus Danzel, Guhrauer zc. angeführte Vertheidigung Lessings könnte man mit Beihülfe derselben Logik einen noch größeren Unsinn herausspintisiren.

5. Wie jedem „gebildeten Deutschen" zugemuthet wird, er müsse jeden behaupteten Unsinn mit Ergebung in sein Schicksal hinunterwürgen. Ein unbedeutendes Geschwätz über bedeutende Menschen. Lessings Nervosität, woher? Lessing in Leipzig.

Für den ersten Augenblick, nach dem ersten Durchlesen erscheint dem gewöhnlichen Leser diese ganze Beweisführung ins Gegentheil hinein als eine complete Geistesverwirrung. Lessing ist ein unruhiger Mensch, er liebt Ortsveränderungen, er ist Enthusiast, —

„aber er geht in seiner Beweglichkeit nicht auf, das bunte Spiel wird von einer epischen Ruhe begleitet. Das läßt sich von mehr als einer Seite beweisen."

Statt nun einen von diesen vielseitigen Beweisen zu bringen, kommt Danzel u. Comp. dem Leser mit der Frage

an den Hals: „Man zeige uns ein solches unstätes Literatenleben, das von allem unbedachtsamen Sichgehenlassen, von aller Uebereilung so frei wäre?“ Dann wird dem Herder auf den Rücken geworfen: er habe sich das Selbsterleben der Dinge noch entschiedener zum Principe gemacht. — Nun hat aber gerade Herder am wenigsten in seinen Schriften nach dem Selbsterlebten gearbeitet, sondern in einemfort phantasirt, construirt, philosophirt, theologisirt, und hat, die Reise nach Italien ausgenommen, den größten Theil seiner Zeit am Schreibtische und in der Consistorialkanzlei zugebracht.

Und wie kommt denn Lessing dazu, dem Publikum seinen edlen Juden im Lustspiel und seinen Nathan den Weisen als den Judentypus vorzustellen? Der Unglimpf, dem Herder angeheftet: er habe mit den Volksliedern angefangen, und es sei zuletzt nichts übrig geblieben, als seine eigene hochwürdige Nervosität und Griesgrämlichkeit — ist durchaus ungerechtfertigt, und der herabgeworfene Herder soll nun als Fußgestell für Lessing dienen.

Statt daß nun Danzel u. Comp. dem Leser Thatsachen vorführten, so daß er sich seine Schlüsse selber aus diesen Thatsachen ziehen kann, werden diesem unglücklichen Leser immer Schlußsätze hinaufdecretirt, die dann „jeder gebildete Deutsche“ hinunterschlucken soll, wenn er überhaupt ein gebildeter Deutscher sein will, weil ihm sonst diese Herren phantasiereichen Biographen das Diplom eines gebildeten Deutschen vorenthalten, oder, wenn sie es ihm schon zuerkannt hätten, wieder abfordern würden. Wer ist denn am Ende nervöser und griesgrämlicher gewesen, — Herder oder Lessing? Und wenn Herder wirklich nervös war, so weist sein Leben die ehrenhaftesten Gründe dafür auf: er hat jahrelang predigen, Kanzleigeschäfte betreiben, Sitzungen beiwohnen müssen, literarisch eine ganze Bibliothek zusammengeschrieben; einem solchen thätigen Leben kann man aus seiner Nervosität keinen Vorwurf machen. — Wir würden es nicht schön und nicht edel gehandelt finden, wenn wir so unaufgefordert die Nervosität Lessings auf seine in Aufregung des Spiels durchgehetzten Nächte zurückführen würden, aber auf diese plumpe Provocation dem

in beständiger ehrenhafter Geistesarbeit nervös heruntergekommenen Herder Nervosität vorzuwerfen, ist es am Platze, an die Herren Lessinglobredner, die den Herder, um Lessing zu heben, herunterziehen wollen, obige Bedenken entgegenzustellen.

Im Vergleich Herders mit Lessing zu Ungunsten des Ersteren muß man die Nervosität (wie den Teufel) nicht an die Wand malen.

Am Ende kommt Danzel — um die epische Ruhe und unerschütterliche Männlichkeit Lessings zu beweisen — auf die Formgewandtheit, welche Lessing im Briefe über den Tod seines Söhnleins gezeigt hat. (Wir haben diesen Brief anderwärts producirt.)

Lessing bezieht 1746 die Universität Leipzig. Danzel schildert uns nun die Stadt, die Universität, ihre Professoren, und fügt noch zwei enggedruckte Seiten des damaligen Lectionskatalogs bei. Der Leser bekommt bogenlang lauter Abhandlungen zu genießen, die mit dem Leben Lessings nur in den allerfernsten Beziehungen stehen und ermüdend langweilig, unbedeutend und abgeschmackt sind.

2. Bd., S. 78 bekommt der Leser eine Abhandlung über bedeutende Menschen. Da heißt es:

„Der bedeutende Mensch kommt immer zur rechten Zeit, denn er ist selbst ein relativer Mittelpunkt.“ —

Von derlei total unsinnigen, unlogischen Sätzen wimmelt die langweilige Biographie: — weil der bedeutende Mensch selbst ein relativer Mittelpunkt ist, kommt er immer zur rechten Zeit! — Ferner:

„Es reicht nicht aus zu sagen, er sei eben empfänglicher und gewandter, und wisse jede Gelegenheit beim Schopfe zu fassen, und sich an allem fortzubilden; denn es sind wirklich immer die besten Gelegenheiten da zur Heranbildung, die zu jenem, was er zu werden bestimmt ist, ganz vorzüglich und vielleicht einzig geschickten Elemente, welche sich ihm darbieten, und diese scheinen ganz eigentlich auf ihn zu warten.[1] Es sind hier Weltkräfte thätig, die vielleicht erst eine ferne Zukunft, welcher

[1] Ein Wartesaal für die „besten Gelegenheiten“, um Genies weiterzubefördern, Salon 1., 2. und 3. Klasse für Genies ersten, zweiten und dritten Ranges! Wie bei der Bahn der Dampf, so sind bei Genies nach Danzel u. Comp. „Weltkräfte“ als Locomotive thätig.

es aufbehalten sein mag, auch in den Beziehungen der Seelen unter sich und auf die materielle Welt bestimmte Gesetze zu entdecken, in einen Begriff fassen wird; wir müssen uns mit einem Bilde begnügen: der bedeutende Mensch übt eine Art von ideeller Anziehungskraft und er ist eine herrschende Monas, deren Zustände als ein Resultat einer Reihe von Entwickelungen erscheinen, die ganz eigens dazu bestimmt sein mußten, eben hierzu zusammenzustimmen, ohne daß doch ein realer Einfluß von ihr (der herrschenden Monas) auf die letztere (die Reihe von Entwickelungen) irgendwie denkbar wäre."

Unsere Gegenwart ist so geistlos und so vernagelt, daß dieselbige die ganze monadologische Deduction für eine Confusion hält, sich aber mit dem Gedanken troststreich schlafen legen kann (die Gegenwart, warum soll sich die Gegenwart nicht schlafen legen, gegenüber der herrschenden wachenden Monas), daß es „vielleicht erst einer fernen Zukunft aufbehalten sein mag", aus diesem monadolischen Quid pro quo einen tiefen Sinn herauszufinden.

6. Warum Lessing mit Juden, Schauspielern und Soldaten verkehrte. Wie Danzel seine Vermuthungen zuerst zu Thatsachen und dann in seiner Begeisterung zu Urthaten stempelt. Mit Behauptungen kein Ende, mit Beweisen kein Anfang!

Ueber seine Gesellschaften in Leipzig kommt eine langweilige Entlastungsrede, die also beginnt (S. 83):

„Lessing bedurfte eines Umgangs, bei welchem es ihm gestattet war, in vollkommen freier Diskussion und ohne alle hergebrachten Rücksichten seinen ganzen Menschen einzusetzen.[1] Daher(!!) in verschiedenen Perioden seine Verhältnisse zu Schauspielern, Juden und Soldaten, unter denen er die beengenden Lebensformen vergessen konnte."

Also Logik: bei Schauspielern, Juden und Soldaten kann man seinen ganzen Menschen einsetzen!

Ein echter Shylok könnte hier fragen: „Wie heißt? Ihren ganzen Menschen wollen Sie einsetzen? Was thu' ich damit? Wenn Sie werden einsetzen Ihr ganzes Geld, da bin ich dabei,

[1] Verständlicher ist die Phrase: „beim Spieltisch sein ganzes Geld einsetzen", als: „beim Umgang den ganzen Menschen einsetzen". Freilich kann man in gewisser Gesellschaft auch den ganzen Menschen, wie am Spieltisch sein ganzes Geld verlieren.

dann können Sie mit ihrem ganzen, halben, Viertel- und Achtel-Menschen machen, was Sie wollen. Mir ist der Mensch nur so viel werth, so viel ich von ihm herauskriegen kann."

Ein Schlagwort, das den guten Leser geradewegs verblüffen soll, kommt bei Danzel öfter vor, es ist „die Urthat von Lessings Geiste".

Diese Urthat wird bei Danzel zu einer wahren Zwickmühle; aus dieser Urthat wickelt er eine Menge angeblicher Thatsachen heraus, für welche er keinen anderen Beweis hat, als die Urthat.

So z. B. S. 79:

„Daß Lessing die Vorlesungen dieses Mannes (Kestners) nicht unbesucht gelassen habe, ist bei der Vorliebe für mathematische und naturwissenschaftliche Studien, welche er von der Schule mitbrachte, im Voraus anzunehmen."

Nachdem nun Danzel sich diese Vermuthung als Urthat hingestellt hat, behandelt er sie gleich als ein historisches Faktum und zieht daraus folgenden Schluß:

„Sie versprachen ihm eine summarische Uebersicht, und da sie wie der Unterricht Klims von Wolff ausgingen, so mußte er sich ganz heimisch in ihnen fühlen."

Akkurat so wie Düntzer, der tausendmal in Vermuthungen arbeitet.

S. 100 wird uns schon wieder die Urthat präsentirt:

„Ich habe im zweiten Kapitel des ersten Buches erörtert, und brauche dies daher nicht zu wiederholen, daß die Urthat von Lessings Geiste in der Reflexion auf das menschliche Thun in seiner eigenen Geistesthätigkeit bestanden habe."

Danzel sagt: er brauche das nicht zu wiederholen, und doch wiederholt er die ganze Evolution seiner „Urthat". Im Verlaufe dieses Attentats auf den Leser heißt es:

„Diese Thätigkeit muß für den innern Charakter seiner Studienjahre wohl sehr bedeutend sein, denn sie bildet das einzige Gebiet, auf welchem er sich hier produktiv erwiesen, und worin der Mensch produktiv ist, darin lebt er, das ist er; sie muß der Schwerpunkt derselben sein; die mannigfaltigen wissenschaftlichen Anregungen, die er hier, wie ich gezeigt habe, erfahren, sind dies fürs erste geblieben, und haben bis auf spätere Veranlassung in seiner Seele nur gleichsam unterirdisch fortgewirkt."

Danzel liefert uns eine ganze unterirdische Biographie, er producirt mit einer entsetzlichen Langweiligkeit und Breite eine Menge von unterirdischen Vermuthungen, welche der Leser dann als oberirdische Thatsachen hinnehmen soll.

Weiter heißt es:

„Es war in dieser Zeit Lessings Hauptaufgabe, die er durch das inwohnende Gesetz seines Entwicklungsganges gezwungen verfolgen mußte,[1] sich eben auf jenen Standpunkt festzusetzen und die innere Urthat seines Geistes nach dieser besondern Richtung hin zu verwirklichen." —

Wenn ihn das innewohnende Gesetz seines Entwicklungsganges zwingt, wo bleibt denn dann die Urthat seines Geistes? Das ist ein Urzwang, aber keine Urthat. Ja, mit dem Scheidewasser der Logik darf man an das Talmigold der Behauptungen dieser Herren nicht herankommen. Jede derartige Störung im Deklamationsdusel wird als eine Störung im Geniecultus mit allen erdenklichen Strafen belegt.

7. Lessings dramatische Jugendarbeiten. Wie Lobredner Lessings gestehen, daß sie ihr Lob selber nicht glauben. Leisewitz und Eschenburg bewerben sich um die durch Lessings Tod vacante Bibliothekarstelle.

Ueber die dramatischen Jugendarbeiten sagt Danzel (I. 117):

„Für uns sind diese Lessingschen Jugendwerke so gut wie verschollen, es liest sie Niemand mehr als der Literator vom Fach, und besonders die Dramen stellen wir auf Eine Linie mit denen der Frau Gottsched und Gellerts, und wenn sie uns ein wenig besser vorkommen, so meinen wir wohl selbst bescheiden genug, das möge davon herrühren, daß sie nun einmal Lessings Namen tragen, der wahre Lessing ist für uns erst der Lessing der Minna von Barnhelm, der Emilia Galotti, des Nathan und allenfalls der Miß Sara, des Philotas und der Fabeln und Epigramme."

---

[1] Der Mensch hat ein innewohnendes Gesetz des Entwicklungsganges, das er gezwungen befolgen muß. Das ist auch wieder eine gleichsam unterirdische Behauptung. Und wer ist denn der Gesetzgeber? Gesetze geben sich in der Regel nicht selbst, sie werden gegeben, und wenn ihm das Gesetz innewohnt, wer hat es denn bei ihm einlogirt? Das Alles zusammen ist keine Urthat des Geistes, sondern ein Urattentat auf den Geist. Das ist rein zum Geistumbringen! Es ist ein completer Unsinn, mit großer Unverfrorenheit ausgesprochen.

Noch vor zehn Jahren wäre einer (mit Papierkugeln) „gesteinigt“ worden, der sich nur die Frage erlaubt hätte: Wird vielleicht in hundert Jahren auch noch solcher Lärm mit Emilia und Minna, und Sara und Nathan geschlagen werden? Jetzt hat Dühring diese Fragen hinausgeworfen, und es hat noch kein Lessinganbeter gewagt, mit diesem entsetzlichen Menschen einen Streit anzufangen. Die Zeiten und die Urtheile ändern sich!

Bei dieser Gelegenheit dürfte die Frage erlaubt sein, ob denn alle diese Herren in ihrem Enthusiasmus und der als Symptom derselben ausbrechenden Deklamirwuth selber an den Grund ihrer Begeisterung den vollen Glauben in sich tragen.

Einer (Leisewitz) hat gleich nach Lessings Ableben in seinen Tagebüchern darüber ein sehr beachtenswerthes Geständniß niedergelegt[1]. Wir lassen die Gefühle und Hoffnungen dieses Freundes Lessings als eine sehr charakteristische Episode folgen.

1781. 16. Febr.:

„Wie ich zu Hause kam, erfuhr ich ganz unvermuthet durch das Ansagen, daß Lessing gestorben sei. Ich hatte mir nun zwar vorgestellt, daß er niemals ganz besser werden würde. Aber so geschwinde! — Die Nachricht frappirte mich ungemein, ich ging lange in meiner Stube in größter Bewegung herum, konnte den Mittag wenig essen und fürchtete mich lange, zu trinken. Ich habe für wenig Menschen einen so tiefen Respekt gehabt, wie für Lessing, ich bin ein Apostel seines Ruhmes gewesen, hätte dazu gern die ganze Welt bekehrt und **lobte sonderlich in den letzten Jahren etwas, was ich nicht glaubte.** Seine Fehler sind oft von kleinen Geistern nachgeahmt, aber bei ihm konnte ich immer den Gang verfolgen, wodurch sie mit seinen großen Eigenschaften zusammenhingen.“

Leisewitz gesteht, daß er selber oft etwas lobte, was er nicht glaubte. — Vor Tische hatte Leisewitz die höchst betrübende Nachricht vom Tode Lessings bekommen; selbige „frappirte ihn ungemein“. Er ging lange auf seiner Stube in der größten Bewegung herum, konnte den Mittag wenig essen und fürchtete sich lange, zu trinken.

[1] „Zur Erinnerung an Lessing“, von Heinemann. Leipzig, Hirzel, 1870. Darin: Auszüge aus Leisewitzens Tagebüchern.

Aber bei alledem wußte er sich nach seiner Angabe Nachmittag schon wieder zu trösten; er schrieb es selber nieder, wie folgt:

„Nach Tische ging ich auf den Wall und beschäftigte mich nunmehr ungemein lebhaft mit dem Gedanken, Lessings Stelle wieder zu bekommen. Ich bildete diesen Plan nach meiner Art auf das reizendste aus, machte schon die Weise aus, worauf ich M. S.[1] auf das angenehmste überraschen wolle. Ich beschloß, den Canal von Varnstedt und Feronce einzuschlagen, und weil ich mich gegen Varnstedt schriftlich entdecken wollte, so ging ich nicht in den Club, sondern zu Jerusalems, wo ich doch auch etwas von den nähern Umständen zu erfahren hoffte . . . Bei Jerusalem . . . viel von Lessing und von Volker. Jerusalem sagte mir, daß Langer die Stelle so gut als weg hätte. Es traf mich ein wenig, doch meinte ich, die Sache sei doch immer eines Versuches werth, und beschloß, mich nun an Ebert zu wenden."

1781. Febr. 17.:

„Heute Morgen arbeitete ich am Archivio Protestantium und ging um 12 Uhr zu Ebert. Ich trug ihm meine Sache mit sehr viel Fassung vor; er glaubte mir, daß ich es wohl überlegt hätte, und ich mußte ihm die Hand darauf geben, daß ich mich nicht überstudiren wolle. Er dankte mir für mein Zutrauen, und wollte heute oder morgen mit dem Herzoge sprechen."

1781. Febr. 18.:

„Meine Wolfenbüttlische Sache beschäftigte mich zwar ungemein, aber ich konnte doch fleißig aus dem Archivio Prot. excerpiren, bis mir Ebert sagen ließ, daß er zu mir kommen wollte. — Das machte mich nun wirklich unruhig, weil ich alle Ursache hatte zu glauben, daß er mir gute Nachrichten bringen würde. — Ebert kam und erzählte mir weitläufig, wie er beim Herzoge gewesen sei, wie dieser bedauert hätte, daß man nicht alles voraus wisse, daß die Stelle an Langer schon vergeben sei, und daß es ihm ein Vergnügen sein würde, mir auf andere Weise zu dienen; er hätte dabei geäußert, daß er mich kennen zu lernen wünschte. Ich muß wegen dem Folgenden gleich bemerken, daß ich nun auf dieses letzte nichts, gar nichts gab, theils weil es ein Compliment war, theils weil ich keine herzogliche Bedienung mag. Nun muß ich bekennen, daß ich mich wirklich gefaßt bei der Sache betrug — ein paar gelassene Anmerkungen über mein Schicksal, und das war Alles — ob ich mich gleich wirklich vor dem Zustande gefürchtet hatte, in den mich eine widrige Nachricht versetzen könnte. Und in der That, wenn man bedenkt, wie das Alles mit meiner Liebe zu M. S., mit meiner Liebhaberei zur Literatur zu-

[1] Leisewitzens damalige Braut und spätere Frau Sophie Seyler.

sammenhängt, wie sehr ich meine Umstände dadurch verbessert hätte, wie genau das Alles alle meine Wünsche erschöpft hätte, so darf ich noch einmal versichern, daß mir mein Betragen ungemein viel Ehre macht. Ebert schien das auch zu fühlen. Eschenburg hat gleichfalls um die Stelle angehalten. Das setzte mich in einige Verlegenheit, ich beschloß aber, aufrichtig zu handeln, und wenn er mir etwas sagt, mich gleichfalls zu entdecken."

8. Leisewitz über den Tod Lessings. Wie Leisewitz in seinem Tagebuch sich selbst lobt und bewundert: wie er in Gesellschaft brillirte. Wie Leisewitz über Shakespeare vom hohen Rosse herab urtheilt.

1781. Febr. 20.:

„Ich war heute zu Lessings Begräbniß gebeten, und darum unterblieb heute das Waschen. Es folgten Kuntsch, Marschall, Schulz, Eschenburg, Schmidt, Ebert, Sommer, Canzleidirektor von Hoym, Zimmerman, der Hof-Commissarius und Angott. Es liefen auch noch einige andere Leute mit, unter denen ich den Faktor Schulz und Schuster Homan bemerkte.[1] Er kam auf den Magni-Kirchhof: Sit ipsi terra levis. Wir fuhren nicht wieder vor, und ging Sommer mit nach meinem Hause, wo wir Tobak rauchten."

1781. Febr. 24.:

„Eschenburg sagte mir, daß er die Bibliothekarstelle wohl angenommen hätte."

Febr. 26.:

„Ich hatte noch einen Besuch von dem Copisten Schmid, der mir unter anderm erzählte, die Leute sagten, die Aerzte hätten Lessing mit Fleiß sterben lassen, damit ein so böser Mensch von der Welt käme."

Febr. 28.:

„Bei Eschenburg, der auch in die Operette ging, und wo es mir nicht gefiel, daß der Herzog Heusingers Gedicht über Lessing nicht hatte in die Zeitung haben wollen."

März 6.:

„Nachmittags blieb ich einige Zeitlang zu Hause und dann wieder zu Ebert. Ich war mit ihm, Schulz und Bartels, die heute Abend kamen, auf seiner Stube. Ich empörte mich

[1] Dieser Schuster Homan scheint ohne eine dankbar geschäftliche Rücksicht mit der Leiche gegangen zu sein, denn nach dem Gläubigerausweis war Bergholtz Lessings Schuhmacher, der in diesem Verzeichniß mit 4 Thlr. 14 Gr. Rückstand angeführt ist.

ordentlich über das dumme Geschwätz über Lessingen am Hofe. Es ist doch wahr, was Juvenal sagt, da kein sensus communis ist und sensus communis heißt Menschenverstand, Shaftsbury mag sagen, was er will."

März 9.:

„Ging zu Eschenburg. — Er erzählte mir, daß er um die Bibliothekarstelle angehalten hätte, und ich konnte es nun nicht länger auf dem Herzen behalten, ihm länger mein Geheimniß zu verschweigen."

Wir sehen daraus, wie diese beiden Freunde Lessings sich um die erledigte Stelle desselben bewarben, was kein Unrecht ist. — Leisewitz verfaßte einen Nachruf, der gedruckt wurde; ob er auch in diesem Nachruf etwas lobte, was er nicht geglaubt hat? Das wissen wir nicht; es genügt uns, daß er dies Geständniß bezugs des Lobes über Lessing, während dieser noch am Leben war, so aufrichtig niedergeschrieben.

Fast humoristisch klingt das Lob, welches Leisewitz über sein Betragen nach der abschlägigen Bitte um die Stelle Lessings in sein Tagebuch über sich selber schreibt, indem er „bekennt", daß er sich „gefaßt bei der Sache betrug", und daß ihm sein „Benehmen ungemein viel Ehre macht".

An Würdigung und Anerkennung seiner geistigen Vorzüge hat es Leisewitz in diesem seinem Tagebuch nicht ermangeln lassen; er scheint die Selbstwerthschätzung für einen besonders anerkennenswerthen Tugendakt gehalten zu haben. So lesen wir über einen Besuch in Wolfenbüttel (1780. 17. Juli) bei Lessing:

„Wir trafen ihn beim Frisiren an und gingen kurz darauf miteinander auf die Bibliothek. Langer war da und nachher kamen der Hofgerichtsassessor von Brocks, Kalm und Schmitz aus Braunschweig und aus Hamburg hin. Sie schienen mir alle ziemlich leer, ich hingegen brillirte."

„Tharr und Lessing gingen um die Gallerie (der Bibliothek), ich konnte für Schwindel (!) nicht mit und blieb in der Thüre sitzen." —

1780. 12. August. (Weimar):

„Zu Herder, der mich zärtlich empfing, mich bei dem Weggehen umarmte und viel aus mir zu machen schien. Von dem Leben in Braunschweig; von unserm Herzoge, dem Militär und dem Luxus der kleinen Herren; von meiner Gesundheit; von

Bibliotheken und Bibliothekaren; von Wieland, dessen Eitelkeit Herder entschuldigte; bei der Gelegenheit vom Einfluß der Poesie, besonders der dramatischen, auf den Charakter. Ich äußerte bei der Gelegenheit, **daß ich das, was ich von Shakespeares Charakter wüßte, für 4 Groschen hingäbe.**“ —

Dieser leisewitzige Ausspruch über Shakespeare geht weit über das schöne Selbstbekenntniß vom Brilliren in der Gesellschaft. Zwischen Shakespeare und Leisewitz ist allerdings noch ein großer Unterschied. Leisewitz hat hier den Shakespeare von einer schwindelhaften Höhe aus betrachtet. Dieser Ausspruch über Shakespeare ist jedenfalls eine unvertilgbare Blamage, mit welcher dieser Dichter des „Julius von Tarent“ in seinem Tagebuche sich selber lächerlich macht. Leisewitz war damals 29 Jahre alt und hatte es in der Selbstbewunderung sehr weit gebracht.

1780, 14. August, schreibt Leisewitz über einen Besuch bei Goethe:

„Ich schien ihm doch sehr zu gefallen, er versicherte mir zu verschiedenen Malen, es sei ihm sehr lieb, mich zu kennen, und das letzte Mal vor dem Marstalle mit einem zärtlichen Händedruck. Die Conversation war meistens sehr ernsthaft, und es dauerte lange, ehe ein Wort über Literatur vorfiel, er wiederholte, was ich sagte, oft mit Beifall“, — „er billigte meinen Gedanken sehr, daß Voltaire nichts versalzen und nichts verzuckert habe.“

Braunschweig 1780. 19. Sept.:

„Nachmittags wollte ich in Rönkendorfs Hause den Club besuchen, als ich Lessing, Varnstedt, Koppelow, den Hofmarschall von Bülow, König aus Hamburg und die beiden Dankworts aus Hannover antraf. Den Braunschweigern schien meine Ankunft recht lieb zu sein.“

So ein Tagebuch mit Selbstbespiegelung ist mehr werth als ein ganzer Band Charakterschilderung; es spiegelt uns den Schreiber, aber auch seine Zeit. Man sieht, diesem guten Herrn konnte man Selbstvernachlässigung nicht vorwerfen. Wenn auch die böse Welt seine Verdienste bisweilen nicht genugsam anerkennt, so hat er dies durch entschiedene Selbstgefälligkeit und Eigenlob in seinem Tagebuch auszugleichen gesucht.

Leisewitz verließ die Poesie und starb als Oberpräsident des Sanitätscollegiums in Hannover. Er hatte eine Geschichte des

dreißigjährigen Krieges angefertigt, aber die Handschrift vor seinem Tode verbrannt. Was hätte auch bei den zu jener Zeit sonst verschlossenen Archiven bei einer solchen Arbeit herauskommen können zu einer Zeit (1806), wo Schillers dreißigjähriger Krieg noch als ein historisches Werk gelten konnte.

9. Wie die deutsche Nation zum Lessingcultus gepreßt wird. Shakespeares Frauengestalten und Lessings Gliederpuppen.

Wir führen geflissentlich öfter Dühring, einen ausgesprochenen Atheisten, an. Er gibt den modernen Reformjuden, die außerordentlich frivol in Atheismus machen, die Lehre, daß sich am Ende auch die Gläubigen des Atheismus gegen das Treiben des Judenthums kehren, und nicht ihre Verbündeten im Kampfe für ihre Interessen bleiben werden.

Dühring wendet sich nach seiner die göttliche Offenbarung in Christus leugnenden Ansicht aber auch gegen Jene, welche da immer aufwärmen: Christus habe seine Lehre aus der jüdischen Ueberlieferung entlehnt[1]. Er sagt:

„Auch aus einem Bedürfniß einer radicalen Austilgung der Judenselbstsucht konnte diese Lehre entspringen. Die Juden waren schon nach dem Anerkenntniß des ganzen Alterthums Feinde und Ausbeuter des Menschengeschlechts. Sie waren und sind zwar nicht ihrem eigenen, aber allem andern Leben feindlich, und wegen ihrer alles verzehrenden Gier können sie vom übrigen Menschengeschlecht kurzweg als etwas Lebensfeindliches angesehen werden. Ihre innere Unruhe, ihre verlogene Frivolität und Blasirtheit, so wie der Umstand, daß sie nicht selbst bloß überall unter den Völkern Corruption verbreiten, sondern auch in der vorhandenen Völker-Corruption ihr Wesen treiben und ihren Vortheil suchen; dies alles stimmt zu jener realistischen Lebensfeindlichkeit und Lebenszwieträchtigkeit. Keine Race hängt katzenartig zäher am gemeinsten Dasein als die Judenrace, und doch ist zugleich keine vorhanden, die für Menschheit und Völker, ja zum Theil auch für sich selbst mehr ein Lebensgift wäre als eben dieses nie enden wollende Nomadenvolk. Es aber von seiner eigenen Gier zu erlösen ist für das Diesseits, wie Geschichte und Gegenwart zeigen, dem Reformator nicht im entferntesten gelungen, und kann auch nie gelingen. Die Judenselbstsucht wird nur mit den Juden selbst vom Schauplatz abtreten. Mit der Religion hat dies

---

[1] Dühring, „Der Werth des Lebens". Leipzig 1881. 3. Auflage, S. 6.

aber nur insofern etwas zu schaffen, als hiermit nebenbei auch die selbstsüchtigste aller Religionen, die Judenreligion, aus dem Dasein weichen muß."

Wir sehen hier, wie jetzt auch die größten Gegner des positiven Christenthums, welche die Juden von jeher für die Verbündeten ihres Hasses und Trachtens gehalten haben, den Spieß umkehren und ihn gegen Nation und sogenannte Religion der Juden wenden.

Nun, derselbe Dühring hat am deutlichsten auch die Ueberschätzung Lessings durch die Juden nachgewiesen. Er konnte mit Recht am Schlusse seiner Schrift sagen:

„Die Nation hat nun das Ihre zu thun, um der Geduld angesichts der mit Lessing Geschäfte machenden Judenaufdringlichkeit Maß und Ziel zu setzen. Zudem Urtheil über Lessing hat sie nun das Material in gesichteter und gedrängter Weise vor sich, der Judentrug ist demaskirt und Lessing nach allen Seiten gewogen."

„Das Falscheste ist, Lessing gar für einen Bahnbrecher der deutschen Literatur auszugeben. Wenn überhaupt das Wort Bahnbrecher auf ihn irgendwo paßte, so wäre er ein Bahnbrecher für die Verjudung der Literatur und überhaupt für das Judenwesen oder Judenunwesen."

„Lessing, Börne und Heine gehören jüdisch verwandtschaftlich in Eine Gruppe zusammen, und Lessing wird für die Conservirung wie für die Entstehung seines Uebermaßes von Ruf auf die Judenpresse und Judenliteratur, die für den Augenblick allerdings noch das große Wort führt, angewiesen bleiben."

„Der deutsche Geist wird aber allgemach sich seiner selbst mehr bewußt werden und unterscheiden lernen, was ihm wahrhaft entstammt, und was ihm fremd, was genial schaffende Größe und was ein nur von Raceninteresse überschätztes, in einem viel niedrigeren Niveau belegenes Talent, und zwar hauptsächlich ein Theaterliteraturtalent gewesen ist."

Gegenüber diesen Keulenschlägen Dührings sind sie alle still, die blöden Goyim, die an der Judenleine rennen; sie schweigen, verkriechen sich in ihre Löcher und stellen sich so, als ob sie gar nichts gehört und gelesen hätten.

Aber auch bezüglich der himmelhoch überschätzten Kunstkennerschaft Lessings steigen in neuester Zeit die düstersten Wolken auf, und zwar selbst bei seinen Verehrern, die sich aber durch das Judengeschrei nicht total betäuben lassen. So besagt Loebell 1865 über Lessings Reise nach Italien:

„Doch finden wir in seinen Schriften und Briefen keinen Widerschein eines erhebenden und begeisterten Eindrucks, der auch nur von ferne dem gliche, den es (Italien) auf Winckelmann, später auf Goethe machte. In Winckelmann entwickelte sich dort die schöpferische Idee, die seinem großen Lebenswerke zu Grunde liegt, und in Goethe vollendet sich der Umschwung seiner Auffassung der Poesie, in Lessing finden wir von einer solchen Wirkung keine Spur."

So Loebell[1], der Verehrer Lessings! Daß Lessing an allen großartigen Kunstschöpfungen von Giotto und Angelico bis herunter zu Perugino und Raphael mit einem hottentottischen Unverständniß in Italien vorübergegangen ist, gehört zu den bekannten historischen Thatsachen.

Dühring erklärt in seinem Vorwort, daß er durch seine Vorlesungen über Lessing die Gemüther wie von einem Alpdruck befreite.

„Was Viele sich nur in der Stille gesagt oder nur dunkel empfunden hatten, das offen und fest ausgesprochen zu wissen, gereichte ihnen sichtlich zur Befriedigung."

„Eine große Täuschung ist hiermit weggeräumt, denn wohl noch nie ist eine Nation mit einem Autor so getäuscht worden, wie die deutsche durch die Juden mit Lessing."

Dühring stellt auch die Shakespeareschen Frauengestalten den Gliederpuppen Lessings gegenüber und sagt:

„Julia Capulet ist jedenfalls nicht judengemäß, und auch der Dichter der Shylokgestalt wahrlich nicht nach Lessings Maaß — ein so großes Genie, wie der werthe Freund Lessings und nach seiner Meinung auch der zweite Spinoza, der platte und beschränkte Philosophler Moses Mendelssohn."

Mendelssohn konnte nur in einer so flachen, verwaschenen Zeit und durch die Mittel der sich gegenseitig verhimmelnden Freunde und Judengenossen zum Rufe eines Philosophen gelangen. Ein System Mendelssohn gibt es nicht; wo ist der logische Kopf, der aus dem platten Gewäsche Mendelssohns ein philosophisches System zusammenschweißen könnte?

Dühring S. 57:

„Es sind namentlich Lehrer der Literaturgeschichte und des Deutschen in den Schulen oft in dem Falle, von Lessing viel zu machen, ohne gemerkt zu haben, wo diese ihre Mache und ihr

[1] „Lessing." Aus Bonner Vorlesungen von Joh. W. Loebell. Herausgegeben von Dr. Koberstein. Braunschweig, Schwetschke, 1865.

Lessingglaube zum großen Theile herstamme. In solchen Richtungen hat die Dreistigkeit der Judenreklame seit Einem Jahrhundert allerdings schädlich genug gewirkt. Ich erinnere mich noch aus meiner eigenen Jugend, wie man uns auf einem Berliner Gymnasium in der Schulstunde selbst langsam und stückweise Emilia Galotti lesen ließ und erklärte, wie wenn es sich um einen griechischen Classiker, etwa um die Elektra des Sophokles gehandelt hätte."

10. Vorschlag der Enthusiasten, an jeder Universität einen Lehrstuhl für Lessingiasis und Nathanologie zu errichten. Ein Herr Pabst hält in Bern einen Jahrescyclus Vorlesungen über „Nathan"; sie wurden 1881 eigens herausgegeben.

Hätte Dühring den noch weit ausgreifenderen Vorschlag Pröhles bezugs Lessings gekannt, er wäre daran sicher nicht stillschweigend vorübergegangen. Hören wir diesen Herrn: der will sogar an jeder Universität einen Professor der Lessingiasis angestellt wissen. Wenn man es nicht gedruckt vor sich liegen hätte, möchte man's kaum glauben.

Pröhles Wunsch ist folgender[1]:

„Wir (Pröhle und die von der Pröhliasis Inficirten) halten Lessing mit Moritz Haupt nächst Goethe und Schiller für den größten deutschen Dichter."

(Das ist ohnedies noch christlich. Die modernen Zwölfstämmer, welche in „Literatur machen", setzen Lessing obenan, davon lassen sie um kein Viertelprocent herabhandeln.)

„Aber auf eines müssen wir doch sogleich aufmerksam machen. Lessing schrieb für ein reifes Alter. Wir wünschten, daß an jeder Universität beständig ein gutes Publikum (Vorträge eines Professors) über Lessing gelesen würde. Aber allen denen, welche es etwa mit der Erläuterung der Emilia Galotti oder Nathans des Weisen in Schulen zu leicht nehmen möchten, müßten wir doch sagen, daß ihre Verantwortlichkeit um so größer sein würde, als Lessing selbst nach dieser Seite hin eine sehr weit greifende Verwahrung eingelegt hat in den bittern Worten:

„Ich singe nicht für kleine Knaben,
Die voller Stolz zur Schule geh'n
Und den Ovid in Händen haben,
Den ihre Lehrer nicht versteh'n."

---

[1] „Lessing, Wieland, Heinse." Nach den handschriftlichen Quellen in Gleims Nachlasse dargestellt von Heinrich Pröhle. Berlin 1877. S. 31.

Ach, was liegen in diesen wenigen Zeilen für großartige Consequenzen; die vier Verse enthalten eine Ehrenbeleidigung für sämmtliche Gymnasialprofessoren, die als solche Schwachköpfe dargestellt werden, daß sie den Ovid (der doch wegen der Tiefe seiner metaphysischen Gedanken unter allen Gymnasialschülern bekannt ist) nicht einmal verstehen! Wenn Lessing nicht für kleine Knaben singt, die voller Stolz zur Schule geh'n, so singt er für große Knaben, die voll Knechtsinn in keine Schule geh'n und sich dafür von Lessing über die höchsten Probleme der Theologie und Philosophie durch die von ihm verunstaltete Fabel des Boccaccio höchst genügsam belehren lassen. Es wäre nach diesem Rathe gar nicht zu verwundern, wenn man in nächster Zeit ein Edikt um Bewerbung von Professorstellen an sämmtlichen deutschen Universitäten lesen würde ungefähr folgenden Inhalts:

„Der hohe Senat der Universität zu Trottlingen hat beschlossen, um einem im höchsten Grade dringenden Bedürfnisse abzuhelfen, einen Lehrstuhl für Erklärung der Lessingschriften zu errichten. Es sollen in zwei Jahrescursen Lessings Werke behandelt werden. Im ersten Curse: Allgemeine Lessingiasis, im zweiten: Angewandte Nathanologie. — Außer den Beweisen für das gründliche Studium von Lessings Schriften wird auch ein Zeugniß für die zu diesem Fache nöthige Begeisterung verlangt. — Neben den bisher üblichen Doctorgraden wird dann auch ein Doctorat der Nathanologie ertheilt werden. Nachdem im „Nathan" die gesammte Theologie und Philosophie enthalten ist, wird dieses Doctorat mit dem Doctorat der Theologie und Philosophie vorläufig gleiche Geltung haben, bis die beiden ganz entbehrlich erklärt werden. Sämmtliche Pfarrstellen werden nur auf ein Zeugniß der absolvirten Nathanologie hin besetzt werden. Statt der Episteln und Evangelien werden auf den Kanzeln Scenen aus Nathan erklärt, — und den Sterbenden wird, um ihren seligen Tod geschwinder herbeizuführen, aus Nathan vorgelesen werden, wie es Dr. Strauß in seinem „Alter und neuer Glaube" als Trost für die leidende Menschheit allen Ernstes angerathen hat. Nur so kann es möglich werden, auch die Vorlesungen über Goethe unmöglich zu machen, die bisher hier und da auftauchende Faustologie abzuschaffen und Goethe, der sich bei den jetzt

noch herrschenden Juden sehr unliebsam gemacht und welchem Goethe der große Börne auch das Genie abgesprochen hat, in den Hintergrund zu drängen. Lessing konnte den neben ihm auftauchenden Goethe ohnedies nicht leiden und spottete über ihn bei jeder Gelegenheit. Die Katheder über Lessingiasis werden den größten Dichter und Philosophen der Welt zur allgemeinen Anerkennung bringen. Wer sich in Zukunft noch erfrecht, über das Hazardspiel Lessings, über seine Schulden, über die 1000 Dukaten, die er von den Juden für die „Fragmente“ erhielt, über die durch barmherzige Juden erfolgte Wechseleinlösung während der Abfassung des Nathan — nur das Geringste vorzubringen, wird, wie es schon Börne für ähnliche Fälle vorausgesagt hat, in das Narrenhaus eingesperrt. Diese Lehrstühle werden so lange besetzt werden müssen, bis sämmtliche Christen von den hohen Vorzügen der Juden überzeugt sind und bis sämmtliche Juden zu jener pyramidalen, Alles mit den weiten Kaftanärmeln umfassenden Humanitätsliebe herangereift sind, die das frommgläubige Theaterpublikum am weisen Nathan bewundert. Die Professoren aus dem Stamme Nathans haben es Mendelssohn nachzumachen, der sehr schlau nach Außen hin sich als rationalistischer Nivellirer zeigte, aber nach innen für seine Genossen der orthodoxe Talmudist geblieben ist. Nur auf diesem Wege kann der Weltfriede und können die nationalen und religiösen Zerwürfnisse für ewig ausgeglichen werden.“

„Jene Professoren, „die es etwa mit der Erläuterung der Emilia Galotti oder Nathans des Weisen in Schulen zu leicht nehmen möchten“, werden nach Pröhle auf ihre Verantwortlichkeit aufmerksam gemacht, „die um so größer sein wird, als Lessing selber gegen dieselbe Verwahrung eingelegt hat“.

„Nachdem es noch nicht ausgemacht ist, vor wem sich jene unglücklichen Professoren, die es mit der Erläuterung zu leicht nehmen, zu verantworten haben, sollen auf jeder Universität eigene Gerichtshöfe mit der Macht zu urtheilen und zu verurtheilen niedergesetzt werden, es soll ein eigener Strafcodex (Codex Lessingianus) angefertigt und gegen die Zuwiderhandelnden mit der ganzen Strenge des Gesetzes vorgegangen werden.

„Gegeben im 150. Jahre Lessingscher Zeitrechnung vom Senat der Universität zu Trottlingen.“

„Dr. Zabulon Pimpeles, d. Z. Rector. Dr. Arthur Strampeles, d. Z. Decan der Nathanischen Facultät. Dr. Moritz Kratzeles, Professor der reinen Lessingiasis. Dr. Edgar Wampeles, Professor der angewandten Nathanologie.“ —

Sollte ein Leser diese Art der Darstellung des modernen Lessingcultus für übertrieben halten, so möge er sich früher in dieser Abzweigung der deutschen Literatur umsehen und er wird zur Einsicht gelangen, daß hier nur mit aller Ruhe die nothwendigen Consequenzen dieses Cultus gezogen worden sind.

11. Die Verhimmelung Lessings auf schwindelhafter Höhe.

Wer liest jetzt die Hunderte und Hunderte von Erklärern Dantes, der doch als nationaler und Weltdichter um einige Zoll höher stehen dürfte, als Lessing? Man begnügt sich mit den nöthigen Noten unter dem Text, und der halbwegs gebildete Italiener kann gewisse allgemein verständliche, für alle Zeiten passende Stellen des Dante auswendig hersagen und thut es auch bei jeder Gelegenheit mit Begeisterung. Nun fragen wir: Wer wird in einem halben Jahrtausend in Deutschland Lessing-Erklärer anhören und Stellen aus Nathan dem Weisen auf Dampfschiffen und Bahnwagen citiren?

Hören wir z. B. nur einen Herrn Pabst[1]. Schon in der Einleitung verdefendirt dieser Pabst sein Buch mit der Stelle aus Caro (Lessing und Swift, S. 17):

„Man rede und schreibe immer fort und fort von Lessing und seinem Nathan. Von Lessing reden ist den Geist erbauen.“

Weiter:

„Nur wer Lessing kennt, kommt zum vollen Verständniß des Nathan, oder: um den Nathan recht zu verstehn, muß man den Lessing kennen lernen.“

---

[1] Vorlesungen über G. E. Lessings „Nathan“, von Dr. C. R. Pabst, vormals Professor an der Hochschule zu Bern. Aus den hinterlassenen Papieren desselben herausgegeben von Fr. Edinger. Bern, Haller, 1881. 268 Seiten.

Nun, dazu wollen auch wir beitragen, auch wir wollen Lessing kennen lernen, freilich nicht den Verhimmelten, den mit Mythenglanz umflossenen, den nimbusumstrahlten, den kunstreich gemalten, den aufgeputzten, zugestutzten, Weisheit blitzenden, Toleranz schwitzenden, zur Gottheit gemachten, als Aufklärungsmessias gedachten, Flügel schwingenden, Licht bringenden, Apostel umrungenen, von Dichtern besungenen, hochgelehrten, preisenswerthen, Alles überragenden, Wahnbild zerschlagenden, Himmelssturm wagenden, — sondern wir wollen ihn kennen lernen, wie er wirklich leib- und geisthaftig gewesen ist: den historischen Lessing, auch den Hazard- und Lottospieler, der immer in Schulden und in Judenhänden gewesen ist und selber gestanden, daß das Geld auch einen Einfluß auf seine Arbeiten, auf die Materie, über welche er schreibe, ausübe, der durch sein vorsichtiges Schweigen und die klägliche Vertheidigung, die sein Stiefsohn auf sich nehmen mußte, den Beweis geliefert hat, was es mit dem 1000-Dukaten-Geschenk von Seiten der Amsterdamer Juden für seine antichristlichen Fragmente für ein Bewandtniß gehabt hat, dessen drängende Wechsel während der Abfassung des Nathan edelmüthige Juden beglichen, — den Lessing, der in der Todesangst und Furcht vor Vernichtung sich verzweifelnd dem Unsinn der Seelenwanderung in die Arme geworfen, kurz: den historischen Lessing.

Lessing, dessen Geldkrisen auf seine Geisteskrisen einen drückenden Einfluß ausgeübt haben, den wollen wir kennen lernen, nicht aus hohlem Geschwätz, nicht mit Phrasengeklingel, sondern in Thatsachen, die auch seine Verehrer nicht in Abrede stellen konnten und die sie nur durch Verdrehung, Abschwächung und allerhand Auslegungskünste etwas aus dem schiefen Licht herauszuretten beflissen gewesen sind.

Pabst spricht schon in seiner Einleitung von systematischen Gegnern Lessings (S. 7), die sich sogar „nicht geschämt", aus seiner gewissen philosophischen Unfertigkeit und der Unklarheit und Unsicherheit seiner religiösen Ueberzeugung einen Verdachtsgrund gegen die Lauterkeit seines Charakters zu schöpfen.

Dieser enthusiastische Pabst meint ferner:

„Dem vorurtheilsfreien Beurtheiler wird gerade durch Lessings Verhalten in diesem Punkt der Charakter des Mannes zu seiner höchsten Würde und zum Gipfel der Weisheit emporgehoben erscheinen, zu welchem wir nur mit Bewunderung emporblicken können."

S. 8:

„Der Beweggrund seines Vorgehens war unverbrüchlichste Gewissenhaftigkeit, welchen Beweggrund nur Niederträchtigkeit in Feigheit oder Selbstsucht umsetzen kann."

Das sind sehr komische Käuze, diese Toleranztriefer; wehe Jedem, der nicht mit ihren Behauptungen durch Dick und Dünn geht, der ist ein Dummkopf und niederträchtig! Wenn diese mit der Lessingiasis behafteten Herren ein wandelndes Schaffot zur Verfügung hätten, da könnte es Denjenigen, welche es wagen, über derlei Begeisterungen auch nur zu lachen, sehr schlecht ergehen. Aus den Aeußerungen in ihrer Unmacht ist zu ersehen, zu was sie im Stande wären, wenn ihnen eine legislatorische Macht zu Gebote stände. Der Lessingcultus erscheint hier schon nachgerade bis zum blöden Fanatismus ausgeartet.

12. Wer für Lessing begeistert ist, muß den Pastor Goeze als einen fanatischen Dummkopf verschimpfen.

Der Pastor Goeze wird auch von Pabst gleich im Beginne der Abhandlung über denselben in einigen Zeilen niedergemacht. Das ist so Sitte und Gebrauch bei den Lessinganbetern. S. 77 sagt er:

„J. M. Goeze, geb. zu Halberstadt 1717, seit 1775 Hauptpastor an der Katharinenkirche zu Hamburg, konnte als maßloser Eiferer für die altlutherische Orthodoxie und als unerbittlicher und gehässiger Verfolger aller anders Denkenden und Glaubenden, und überdies als entschiedener Feind und Verfolger des Theaters offenbar Lessings Mann nicht sein."

In dieser Weise wird Goeze dem Leser in den Lessingcultusschriften zumeist gleich Anfangs fertig gekocht und abgesotten in einigen Schimpfworten und Phrasen zum Genusse vorgesetzt. Daß Lessing selbst das Theater zur Polemik

gegen Goeze benützte, darüber sind die Herren entweder ganz still, oder sie suchen diese Kampfesart zu rechtfertigen.

Jeder ehrliche Mensch aber wird es als eine ehrlose Handlung bezeichnen, wenn man den Gegner im Zweikampf mit einer ihn vernichtenden Waffe angreift, welche anzuwenden dem Gegner geradezu nicht gestattet ist. Diese Kampfesmethode gehört zu den Unehrlichkeiten Lessings, — nur im Auge seiner Verehrer nicht, denn die erlauben ihm großmüthig Alles, jede Waffe, auch den Dolch, der von hinten in den Rücken gestoßen wird.[1]

S. 82 geht es wieder in Schimpfworten über Goeze los:

„Goeze hatte seine Angriffe gegen Lessing in so rücksichts- und schamloser, hochmüthig, heuchlerisch verläumdenden und verketzernden Weise fortgesetzt, daß er damit Lessings vollste Entrüstung hervorrief und sich selbst muthwillig das ihn wissenschaftlich und moralisch vernichtende Gericht zuzog, welches Lessing nun über ihn ergehen ließ."

Nun läßt dieser Pabst auszugsweise den Hohn und Spott über Goeze von Seiten Lessings folgen, das aber, was Goeze dem Lessing gesagt hat, das wird nun von Pabst im Allgemeinen beschimpft, aber sehr weise nicht angeführt, das braucht der einfältige Leser nicht zu wissen.

S. 87 wird Lessings Verfahren mit neuem Schimpf gegen Goeze zu rechtfertigen gesucht:

„Einem solchen Gegner war Lessing nicht nur keine Schonung schuldig, sondern er sah es geradezu als eine Pflicht, als ein verdienstliches Werk an, die bei der orthodoxen Geistlichkeit seiner Zeit und nicht nur seiner Zeit hervortretende pfäffische Verfolgungssucht und Heuchelei, den mit geistiger Beschränktheit gepaarten Dünkel und den gleißenden geistlichen Hochmuth, hinter welchem die gemeinste Selbstsucht steckte, in der Person ihres ausgeprägtesten Modells für alle Zeiten ans Licht zu ziehen und an den Pranger zu stellen und zwar vor dem gesammten deutschen Volke."

---

[1] Jude Mayer hat Frühjahr 1886 im Duell zu Paris den Degen des Christen Drumond mit der linken Hand aufgefangen und ihm den in der Rechten gehaltenen Degen in den Leib gestoßen. Auf dieses nach Duellgesetzen ehrlose Vorgehen hat sich Jude Mayer mit der „Aufregung" entschuldigt. Wenn nun ein Christ einem Juden eine Ohrfeige gibt, so kann sich der Christ um so eher mit der Aufregung entschuldigen, weil es bei einer Ohrfeige nicht ums Leben geht.

Jedenfalls macht es sich dieser Berner Pabst außerordentlich bequem: Sämmtliche Prediger, die am positiven Christenthum festhalten und es vertheidigen, sind beschränkt, hochmüthig, der gemeinsten Selbstsucht verfallen, Heuchler und Schurken insgesammt, und Goeze war der Repräsentant dieser unglücklichen Menschenklasse, — und Lessing hatte vollkommen Recht, und

„er trug bei seiner gründlichen Verachtung des Gegners keine Bedenken, ... während zeitweise die sittliche Entrüstung seiner Darstellung hohen Ernst, Würde und Schwung verlieh, ... die leichteren, aber darum nicht minder wirksamen Geschosse des Witzes und der Ironie, ja des derbsten und wegwerfendsten Spottes gegen ihn zu äußern".

Wir werden uns später erlauben, den armen, immer noch von den Lessingwüthigen mit allem erdenklichen Spott überschütteten Goeze in historischer Ruhe darzustellen.

13. Der „Nathan" gereicht den Christen zur „wahren Ehre", sagt ein aufgeklärter Jude. Man verbeugt sich. Lessing mit Christus verglichen.

Mit welchen Beweisen Pabst zur Rechtfertigung Lessings bezüglich der Tendenz des Nathan seinen Lesern zu imponiren sucht, oder gut deutsch: für welche Tölpel er dieselben hält, dafür diene als Beispiel Folgendes (S. 151):

„Wohl dürfen wir denen, welche es noch immer nicht lassen können, den Juden Nathan als sprechenden Beweis für des Dichters antichristliche Gesinnung im Munde zu führen, folgende Worte jenes aufgeklärten und edlen Juden zu beherzigen geben, wenn sie überhaupt die Beherzigung noch nicht abgeschworen haben: „„Nach der Erscheinung des Nathan flüsterte die Kabale jedem seiner Freunde und Bekannten ins Ohr, Lessing habe das Christenthum beschimpft, ob er gleich nur einigen Christen und höchstens der Christenheit einige Vorwürfe zu machen gewagt hatte. Im Grunde gereicht sein Nathan, wie wir uns gestehen müssen, der Christenheit zur wahren Ehre.""

Wir werden diesen „edlen und aufgeklärten Juden" (wie ihn der edle und aufgeklärte Pabst tauft) später namentlich und sehr gut kennen lernen. Hier wollen wir ihm nur seinen edlen und aufgeklärten Beweis „für die Ehre des

Christenthums" in einer Nutzanwendung auf den „Kaufmann von Venedig" zurücksenden:

Nach der Erscheinung des Shylok flüsterte die Kabale jedem von Shakespeares Freunden und Bekannten ins Ohr, Shakespeare habe das Judenthum beschimpft, obgleich er nur einigen Juden und höchstens der Judenheit einige Vorwürfe gemacht hatte. Im Grunde gereicht sein Shylok, wie wir uns gestehen müssen, der Judenheit zur wahren Ehre.

Der obige edle und aufgeklärte Jude fährt in seiner Vertheidigung fort:

„Auf welch hoher Stufe der Aufklärung und Bildung muß ein Volk stehen, in welchem sich ein Mann zu dieser Höhe der Gesinnung hinaufschwingen, zu dieser freien Kenntniß göttlicher und menschlicher Dinge ausbilden konnte! Wenigstens, dünkt mich, wird die Nachwelt so denken müssen, aber so dachten sie nicht, die Zeitgenossen Lessings!"

Der edle und aufgeklärte Jude möge Dühring über den Nathan und über den Lessing lesen, und er wird zur Einsicht gelangen, daß er ein sehr schlechter, kleiner Prophet und ein sehr ohnmächtiger Moses ist, denn diese Nachwelt (verschwarzen sollen sie diese Goyim) ist durchaus nicht gesonnen, so denken zu müssen, wie es der edle und aufgeklärte Jude ihr vorschreibt!

Pabst ist mit dem Luftsaltomortale dieses „edlen Juden" noch nicht zufrieden; er will noch aufgeklärter und noch edler sein, als sein angeführter Jude, und declamirt wie folgt:

„Schließlich dürfen wir denen, welche behaupten, Lessing habe sich durch die Darstellung des Nathan und des Patriarchen der abscheulichsten Ungerechtigkeit, ja einer Blasphemie gegen das Christenthum schuldig gemacht, entgegenhalten, daß sie selbst eine Blasphemie gegen Christus schleudern, welcher eben nicht anders verfahren ist als Lessing, indem er als Jude(!) zur Beschämung seiner Stammesgenossen den barmherzigen Samariter dem unbarmherzigen Juden gegenüberstellt."

Wie schlagend, ja wie niederschlagend ist diese Deduction für diese dummen Christen, die es gar nicht ahnen, daß sie eine Blasphemie gegen Christus schleudern, wenn sie den Nathan für ein Werk der Rache an Goeze und den

orthodoxen Pastoren (nach Lessings eigenem Geständniß) und als beeinflußt von Juden und jüdischer Wechselbedrängnißbefreiung (nach Geständniß des aufgeklärten und edlen Juden Kayserling) halten. Wie geistreich eskamotirt Pabst den Lessing in Christus den Herrn, den Juden Nathan in den barmherzigen Samaritan, und diese schändlichen Christen in die unbarmherzigen Juden!

Pabst ist todt — er hat obigen Beweis wohl niedergeschrieben, aber nicht veröffentlicht, sondern der noch lebende Edinger, der diese Gedankenperlen der Vergessenheit entrissen und sie zum Schrecken der blöden Christen für ewige Zeiten aufbewahrt wissen wollte.

Strauß hat (siehe unsere Besprechung der Strauß'schen Colossalgedanken) der Menschheit, nachdem er die heilige Schrift als ein Mythenbuch erklärt, gerathen, selbige solle zu ihrem Trost „Nathan den Weisen" lesen; wir empfehlen zum besseren Verständniß des „Nathan" Pabsts Vorlesungen über den „Nathan", herausgegeben von Edinger. Mit diesen zwei Werken in der Tasche wird der arme Mensch in Zukunft jedem Mißgeschicke trotzen können!

14. Nathan ist ein Werk der Rache. Pabst sagt: Geltendmachung religiös-sittlicher Ideen. Enthusiastisches.

Daß Lessing sich durch den „Nathan" zunächst an Goeze rächen wollte, das gesteht wiederholt und sehr drastisch S. 235 Pabst zu in folgendem Citat der Worte des Patriarchen im „Nathan":

„Auch mach' ich ihm gar leicht begreiflich, wie
Gefährlich selber für den Staat es ist,
Nichts glauben! Alle bürgerlichen Bande
Sind aufgelöset, sind zerrissen, wenn
Der Mensch nichts glauben darf. — Hinweg, hinweg
Mit solchem Frevel!"

Pabst sagt über diese Stelle:

„Mit diesen Worten parodirt Lessing offenbar die politische Denunziation, welche Goeze (den er im Patriarchen dargestellt), um ihn unschädlich zu machen, nach den verschiedensten Seiten hin, namentlich zu Händen des kaiserlichen Reichshofrathes, gegen ihn geschleudert hatte." (Stahr 254.)

Lessing aber hat sich in Wolfenbüttel hinter den Herzog gesteckt, um die Unterdrückung einer Schrift (des Probstes Reß) gegen seine Fragmente zu erwirken, wie wir aus Aktenstücken nachweisen werden.

Nachdem Pabst in jedem Auftritt und in jeder Seite des „Nathan" wunderbare Wahrheiten, glänzende Schönheiten, die höchsten philosophischen Gedanken gefunden, kommt er am Schlusse seiner letzten Vorlesung (S. 268) zu folgendem Resumé:

„Das letzte und höchste Ziel Lessings im Nathan war eben kein anderes als Geltendmachung der religiös-sittlichen Ideen, welche gegenwärtig als Grundlage aller wahren religiös-sittlichen Bildung gelten und in aller Zukunft gelten müssen,[1] wenn die Menschheit auf dem Wege zu ihrer höchsten Bestimmung fortschreiten soll."

Dühring, doch sicherlich kein Ultramontaner, hat dagegen nachgewiesen, daß die ganze Lessingmache, sowie das erste Stück Lessings, „Die Juden", nichts Anderes ist als eine Reclame für das Reformjudenthum, daß die beständige für Lessing hilf- und aushilfreiche Verbindung mit Juden keinen geringen Antheil daran gehabt hat, und daß es dem Lessing auch darum zu thun war, dem gläubigen Pastor Goeze einen Possen zu spielen.

Um diese erwiesenen, theilweise von Lessing selbst eingestandenen Beweggründe in den Hintergrund zu stellen, sagt Pabst sehr klug:

„Das letzte und höchste Ziel Lessings im „Nathan" war die Geltendmachung der religiös-sittlichen Ideen."

Nun erklärte sich aber Lessing zum Spinozismus (Pabst, S. 19) und gegen Ende seines Lebens „für die Seelenwanderung"; also nach Pabst wären Spinozismus und Seelenwanderung die Grundlagen aller religiösen Bildung, die in alle Zukunft gelten müssen. Spinozismus und Seelenwanderung können sich aber in einem logischen Kopfe mitsammen absolut nicht vertragen.

---

[1] Der Pabst aus Bern befiehlt es! Aus ist's! Schweigen und sich beugen!

Pabst gesteht Seite 11:

„Da Lessing bekanntlich nicht Gründer eines eigenen philosophischen Systems geworden ist, so liegt uns allerdings die Frage sehr nahe, welchem System er sich angeschlossen habe, und hierauf haben wir sofort zu antworten: keinem.“

Seite 24 und 25 berichtet Pabst, daß Hebler, Guhrauer, Stahr und Danzel verschiedene Ansichten über die Philosophie Lessings notirt haben; der langen Reden (über die Philosophie Lessings) kurzer Sinn ist: daß Lessing bis an sein Ende selber nie gewußt hat, wie er daran war. Das genirt aber nicht; Pabst läßt am Schlusse seiner Nathanologie die Rakete steigen:

„Lessings höchstes Ziel war die Geltendmachung der religiös-sittlichen Ideen“ u. s. w. wie oben.

Wie schade, daß Pabst gestorben ist und nicht mehr interpellirt werden kann: er möge diese religiös-sittlichen Ideen, welche in alle Zukunft gelten müssen, formuliren und zum besten geben. Da kann man das alte Lied: „Lirum, larum, Löffelstiel“ etwas verbessert brauchen: „Lirum, larum, Lessingstil.“

Wir haben bei vielen Herren, welche als Hagiographen moderner Klassiker bei der Heiligsprechung derselben mitwirken, nachgewiesen, wie diese Herren am Schlusse ihrer „Werke“ gewöhnlich einige Knallraketen steigen lassen, ein paar Tiegel griechisches Feuer anzünden und den betäubten Leser, wenn Alles verpufft und das Licht erloschen ist, in derselben Finsterniß sitzen lassen, in welcher derselbe beim Anfange des Buches sich befunden hat, und dann sagen sie noch dazu: „Das ist der Weg, auf dem die Menschheit zu ihrer höchsten Bestimmung fortschreiten soll.“

Die Herren Enthusiasten malen sich die Zukunft bezugs des Lessingcultus ungefähr so aus:

Alle Professoren auf den Kathedern
Werden ihre Schüler mit dem „Nathan“ rädern,
Und alle Commis, die in Geschäften reisen,
Werden den „Nathan“ selig preisen.
Und den Lessing werden ohne Ruh' und Rasten
Studiren die allerkleinsten Gymnasiasten,

Und wer gegen Lessing oder „Nathan“ was redet,
Der wird vom ganzen 20. Jahrhundert befehdet,
In jedem Dorf wird jeder ludi magister
Durch den Lessingcultus zum Hohenpriester,
Und umfangen wird die allgemeine Menschenliebe
Alle Wucherer, Betrüger, Gauner und Diebe.
So wird dann auch jeder dumme Satan
Sich bekehren zu einem weisen Nathan,
Und in Ruh' und Frieden werden alle Religionen
Unter dem weiten Kaftan des weisen Nathan wohnen.
Ist dieser Kaftan auch schmierig und schuftig,
So ist der Kern des „Nathan“ doch rosenduftig;
Ja, durch des Theaterjuden ausgiebigen Segen
Geht die Welt ihrem Himmel auf Erden entgegen.
Wer aber nicht einverstanden ist mit uns'rer Betrachtung,
Den trifft unsre stille oder laute Verachtung.

15. Lessing schon in seiner Jugend der uneigennützigste Vertheidiger der edlen Juden auf Kosten der schändlichen und dummen Goyim.

Gehen wir nun wieder zur Sammlung von Aktenstücken zurück, welche zur Zukunftsbeurtheilung des Dichters (dessen Werth wir nicht unterschätzen, sondern nur von der Luftballonhöhe auf den festen Grund thatsächlicher Wahrheit herabgesetzt sehen wollen) als Unterlage und fester Boden dienen sollen.

Schon in der Jugend verfaßte Lessing ein Stück: „Die Juden“. Wir wollen über dieses Stück zwei Urtheile hören. Der Jude M. Kayserling in seinem „Leben Mendelssohns“ ist selbstverständlich darüber entzückt. Dieses Stück hatte Lessing die Freundschaft Mendelssohns und sämmtlicher jüdischen Zeitgenossen zugezogen, die dem Lessing ununterbrochen ihren Schutz angedeihen ließen und diesen großen Mann und ersten Dichter Deutschlands in den Himmel erhoben. Kayserling erzählt über Lessings „Juden“ Folgendes:

„Mendelssohn fühlte sich bald traulich in der Gesellschaft eines deutschen Gelehrten, der so viele Kenntnisse aufgespeichert hatte und dabei so frei von allen Vorurtheilen war, daß er es sogar gewagt, die Juden auf dem Theater vor den Augen des von Haß und Verachtung gegen die jüdische Nation(!) erfüllten

Volkes zu rechtfertigen. (!) „Die Juden" sind Lessings erstes Werk. Es ist ein reines Tendenzdrama, sagt der neueste Biograph Lessings,[1] der Zweck eine durchaus moralische Bekämpfung des damals noch in seiner ganzen Stärke gegen das unterdrückte Volk, selbst in dem Reiche Friedrich des Großen, herrschenden Vorurtheils. Nach dieser Seite hin ist das Stück, in welchem ein reicher und gebildeter Jude ein Beispiel edelmüthigster Fremdenliebe gibt, der würdige Vorläufer des Nathan."

Kayserling läßt in seiner hochgradigen Entzückung über diesen reichen, gebildeten und um so edleren Juden, weil sein Edelmuth weit über seinen Reichthum und seine Bildung hinausragt, folgenden weiteren Lobesverlauf folgen:

„Lessing, der auch bei seinen dramatischen Arbeiten sittliche Zwecke verfolgte, und die Bühne zur Kanzel der Humanität zu machen strebte, hatte auf der Leipziger Messe Gelegenheit genug, die Verachtung zu gewahren, mit der Sitte und Gesetz die Juden verfolgten.[2] Er erhob in Deutschland zuerst seine mahnende Stimme für dieses Volk, das damals selbst in Preußen unter der Regierung des philosophischen Königs, selbst in Berlin, dem Hauptquartier französischer Deisten,[3] noch der ersten Menschenrechte entbehrte, dessen Ehe und Vermehrung nicht minder wie sein Broterwerb der strengsten Beschränkung grausamer Gesetze unterlag, Gesetze, welche selbst den theuer erkauften Schutz nur auf ein einziges Kind zu übertragen gestatteten, welche den herabgewürdigten Juden zwangen, an jedem Stadtthore, das er passirte, seinen Leib, einer Waare und dem Viehe gleich, zu verzollen. In einer solchen Zeit war es ein kühner Gedanke des 20jährigen Jünglings, einen edel denkenden Juden auf das Theater zu bringen. Es war mehr als kühn, die richtigen und gewichtigen Worte auszusprechen: „„Wenn ein Jude betrügt, so hat ihn unter neun Malen der Christ vielleicht sieben Mal dazu genöthigt. Ich zweifle, ob viele Christen sich rühmen können, mit einem Juden aufrichtig verfahren zu sein, und sie wundern sich, wenn er ihnen Gleiches mit Gleichem zu vergelten sucht? Sollen Treue und Redlichkeit unter jenen Völkerschaften herrschen, so müssen beide gleich viel dazu beitragen. Wie aber, wenn es bei der einen ein verdienstliches Werk wäre, die andern zu verfolgen?""

---

[1] Stahr: „Lessing". I. Band, S. 133.

[2] Er hätte aber auch Gelegenheit gehabt, alle jene Tugenden der Juden in der Nähe zu studiren, die ihnen diese Nichtachtung zuzog.

[3] Deisten? Warum changirt Kayserling diese Atheisten zu Deisten? Darum!

16. Die von Lessing zur Freude der Juden der ganzen Christenheit ins Antlitz geschleuderte Infamie.

Diese Worte nennt der Jude Kayserling mehr als kühn, aber richtige und gewichtige Worte. — Diese Worte, die der edle Jude in Lessings „Juden" ausspricht, sind allerdings mehr als kühn, sie sind angesichts der Thatsachen, angesichts der Talmudgesetze, angesichts der jüdischen Praxis gegenüber den Christen geradewegs unverfroren und niederträchtig! Es lohnt sich der Mühe, diesen Juden und dieses Judenstück Lessings näher anzuschauen. Das muß man lesen, um sich von Lessing und seiner Wahrheitsliebe, mehr noch von seiner Judenliebe und seinem Judenlobe einen Begriff zu machen. Dieses Lustspiel ließen sich Christen im 18. Jahrhundert vor ihren Augen vorübergaukeln! Die ersten Personen sind zwei Räuber: Michael Stich und Martin Krum; das sind die allerblödesten, einfältigsten und dummsten Räuber der deutschen Literatur; auch erscheint ein Baron, dessen Tochter und ihr Stubenmädchen Lisette, die sich auch gegenseitig an Dummheit überbieten; dann kommt ein Reisender mit seinem Bedienten Christoph; auch dieser Christoph ist so unendlich dumm, daß man nicht begreift, warum ihn sein edelmüthiger Herr, der Reisende, nicht längst davongejagt hat, denn er ist auch sehr grob und sehr eigennützig, außerdem, daß er sehr dumm ist.

Dieses ganze, theils niederträchtige, theils hochgradig bornirte Personal dient als Monumentalunterlage des Reisenden; dieser Reisende ist der edelste, vortrefflichste, muthigste, aufopferndste, liebenswürdigste Mensch, den man sich denken kann. Er ist der todesmuthige Retter des Barons, der von seinen eigenen Dienern, die sich mit Bärten versehen und maskiren, räuberisch angefallen wird; der Reisende, den die ganze Geschichte gar nichts angeht, kommt dazu, schießt auf die Räuber seine Pistole ab, verscheucht sie, — man hält ihn für einen Edelmann, die Tochter des Barons will ihn heirathen. Es wird über die Juden geschimpft, die zwei Spitzbuben, welche den Baron anfielen, sagen, um sich jeden Verdachtes zu entledigen, die zwei Räuber seien Juden gewesen, und der edle Jude bringt im dritten Auftritt obige Vertheidigung

der Juden vor, in welcher er als die Ursache der jüdischen Betrügerei die Christen bezeichnet, die die Juden siebenmal mehr betrügen und die Juden zwingen, die Christen auch wieder zu betrügen.

Die ganze Entlastungstirade ist offenbar nur für christlich geborene Cretins berechnet. Dr. Dühring hat dieser Auslassung, die Lessing einem Juden in den Mund legt, ihr Recht angethan. Die Christen sind die eigentlichen primitiven Betrüger, die Christen haben den Juden die Lehre im Betrügen gegeben und haben das Glück gehabt, sehr empfängliche Herzen für diese Lehre und hohe geniale Geister zur Praxis derselben zu finden. In der That, hier verkriecht sich das Wort Unverschämtheit in den letzten Winkel des deutschen Wörterbuches und klagt: Ich bin existenzunfähig geworden!

17. Der Jude Kayserling über Lessings „Juden" in Ekstase.

Kayserling sucht die Tirade Lessings zu rechtfertigen, wie folgt:

„Der richtige Christ wurde damals nachgerade so an seinem Haß gegen den Juden erkannt, wie der richtige Protestant durch seine Polemik gegen den Katholiken. Scheute sich noch 20 Jahre nach Lessings Lustspiel ein Schlözer nicht, den Juden eine ganz besondere Neigung und Anlage zum Straßenraub vorzuwerfen, haben selbst heute noch Herren in den gesetzgebenden Häusern des civilisirtesten deutschen Staates die Stirn, ihnen in pöbelhaften Ausfällen Hang zum Betrug und Meineid vorzurücken, was Wunder, daß das allgemeine Verdammungsurtheil selbst bei den Aufgeklärtesten und Besten damals kaum den Glauben an irgend eine Ausnahme, an die Möglichkeit zu gestatten schien, daß ein Jude überhaupt ein achtenswerther Mensch sein könne. Von diesem Gesichtspunkte aus beurtheilte der Ritter Michaelis, Prof. der Theol. in Göttingen, das Stück in den „Göttingischen Gelehrten Anzeigen." Er fand es zwar nicht unmöglich, aber doch allzu unwahrscheinlich, daß unter einem Volke wie das jüdische solches edle Gemüth, wie der Jude in dem Stücke zeigt, sich bilden könne."

Es ist niederträchtig, in gesetzgebenden Häusern des civilisirtesten deutschen Staates in pöbelhaften Ausfällen den Juden Hang zum Betrug und Meineid

vorzuwerfen, declamirt Kayserling! Recht hat er, der **Bocher**, und wir fahren in seinem Geiste consequent fort, diese schändlichen Gesetzgeber zu brandmarken. Es ist eine eben so große Schändlichkeit, statistische Tabellen zu veröffentlichen, in denen jüdische Betrüger in Ueberzahl figuriren, bei welchen beigesetzt wird, daß es Juden sind! Wo bleibt da die Religionsgleichheit? Toleranz? Heißt das nicht den Judenhaß provociren? Es ist eine Schande des 19. Jahrhunderts, solche Tabellen zu veröffentlichen.

Wo ist da Polizei, wo Rechtsstaat, wo Aufklärung, wo Toleranz? Wo Humanität, wo Aesthetik? Schon der große Börne hat sich beklagt über die Infamie, bei dem Gesetz verfallenen, abgestraften Individuen, wenn diese Juden sind, diesen Judencharakter beizusetzen. Und Börne ist doch eine der größten Autoritäten in Freiheit, Toleranz, Aufklärung, Tyrannenhaß, Fortschritt und im ganzen 19. Jahrhundert.

18. Dühring zieht dem Komödienjuden und dem Lessing das Komödiengewand aus und zeigt beide, wie sie sind. Lessings und der Juden Moral.

Nun wollen wir dem Lessing und den Herren Kaiserling u. Comp. gegenüber den Dr. Dühring[1] über das Stück Lessings vernehmen:

„Der Anfang aus der Jugend (Lessings) war ein Schauspiel gewesen, welches geradezu „Die Juden" betitelt ist. Bei der Abfassung desselben war Lessing noch nicht gewitzigt genug, sich ausschließlich auf die den Juden gewohnheitsmäßige Täuschung des Publikums mit der Vorschiebung ihrer Religion zu beschränken. Hier entschlüpfte ihm noch der wahre Sinn seines Unternehmens, welches darin bestand, den Juden die allerherrlichsten Eigenschaften anzudichten und ihre schlechten Eigenschaften theils rundweg zu läugnen, theils zu beschönigen. Dieses Judenstück hat auch wirklich einen Helden, gleichwie der Nathan, und Lessing hat in seinem ganzen Leben nie andere Helden, als Judenhelden producirt. Die andern Personen des Stückes taugen entweder gar nichts oder sind dürftig ausgestattet. In jedem Falle dienen sie dem betreffenden Juden, der im Stück, ich will doch lieber nicht sagen als Held, sondern

[1] „Die Ueberschätzung Lessings", S. 60.

als Hauptmacher, über den Nichtjuden thront, nur als Folie. So verhält es sich auch mit dem ersten Judenstück Lessings, mit dem er seine Judenadvokatschaft würdig inaugurirte. Da ist zunächst die Oberpersonage, die über den andern Personen, um talmudisch zu reden, als Jude über den übrigen Menschen, „wie der Mensch über den Thieren steht". Es ist ein Reisender und so zu sagen ein Inkognitoreisender, dessen Judenqualität sich erst am Ende des Stückes enthüllt, und dem so die Gelegenheit verschafft ist, sich inzwischen als einen Ausbund von Edelmuth aufzuspielen, die andern nicht jüdischen Personen sind zum Theil im eigentlichen Sinne des Wortes Spitzbuben, oder sonst nicht viel werth, im günstigsten Falle aber Simpel. Sie sind als solche von Lessing gezeichnet; was aber das Simpelthum betrifft, so liegt es erst recht da, wo Lessing es nicht gezeichnet hat. Beispielsweise sehen es die werthen Leute dem Juden nicht einmal an der Nase an, welcher Race Kind er ist. Er muß es ihnen schließlich großmüthig erst selber offenbaren. Dieser Ausbund von Edelmuth, an dem in der handgreiflichsten Weise alle schönen Thaten plump wie ein orientalischer Schmuck angebracht sind, verräth sich aber in seiner Denkweise mit seinem Reden doch, wie das die Lessing'schen Judencharaktere überhaupt thun. Lessing weiß davon nichts. Er glaubt eine rechte Herrlichkeit componirt zu haben, wenn er mit seiner eigenen judenhaften Denkweise eine Anzahl ostensibelster Heldenthaten verkuppelt und in einen Charakter zusammengeschweißt hat, der die ekelhafteste Wahrheitswidrigkeit an der Stirn trägt. Er läßt seinen Judenhelden geradezu äußern: „Nicht viele Nichtjuden möchten sich rühmen können, mit einem Juden aufrichtig verfahren zu sein. Wenn ein Jude betrüge, so habe ihn wohl in sieben unter neun Fällen der Nichtjude dazu genöthigt, und dieser habe sich nun nicht zu wundern, wenn ihnen Gleiches mit Gleichem vergolten werde." — Da haben wir also die von Lessing entdeckte Ursache und Rechtfertigung von sieben Neuntel aller jüdischen Betrügereien und Schwindeleien. Der Nichtjude, oder wie Lessing sich ausdrückt, der Christ, verfährt gemeiniglich mit dem Juden unehrlich; der Jude wendet hierauf sein bekanntes Vergeltungsrecht: Auge um Auge, Zahn um Zahn an und rächt sich durch Betrügereien seinerseits. Wer ist also der eigentliche und ursprüngliche Betrüger? Nach jener Lessingschen Judenlogik offenbar der Nichtjude, denn er erzeugt im Juden mehr als 77 Prozent von dessen Betrügereien. Bei den Juden ist es dieser schönen Moral zufolge pure Nothwehr, wenn sie die Nichtjuden nach Kräften übervortheilen. Man hat ja nach Lessings Meinung sie erst übervortheilt, und nun nehmen sie den Schaden im Wege des Betruges nur zurück. Wenn das nicht zugleich Thatsachenfälschung und sittliche Begriffsverwirrung in einem Athem ist, dann gibt es überhaupt in der Welt nicht mehr schlechte Maximen."

„Man bemerke wohl die dreiste Kopfstellung der Wahrheit, mit der Lessing hier debütirt. Die Judenrace ist seit circa drei Jahrtausenden allen Völkern, unter denen sie sich einschlich und einnistete, durch hervorragende betrügerische und ausbeuterische Eigenschaften mehr als lästig gefallen. Sie hat sich hierdurch den Völkerhaß schon im ganzen Alterthum zugezogen, und nun soll, wenn die besseren Völker im Verkehr mit den Juden, über deren betrügerische Eigenschaften schließlich gewitzigt, den durchschauten Juden gegenüber auf der Hut sind, dies die Initiative von Betrug sein. Anständige Völker und Leute haben keine so schlechte und sinnverlassene Moral, daß sie sich durch den Betrug der Juden berechtigt glaubten, die Juden wieder zu betrügen. Diese vollständige Wüst- und Sinnlosmachung des Talionsrechtes ist ihnen fremd. Lessing bekommt es aber fertig, das Vergeltungsrecht nicht bloß im Sinne von Aug' um Auge, Zahn um Zahn u. dgl., sondern noch gar im Sinne von Betrug für Betrug, Diebstahl für Diebstahl und Schwindel für Schwindel geltend zu machen. Das ist nicht bloß jüdisch, das ist sogar raffinirt jüdisch. Der Jude soll am Europäer einen Betrug verüben dürfen, weil angeblich dieser ihn zuerst betrogen habe. Das ist allerliebst. Die alte jüdische Satzung schlug dem, welcher ein Auge und einen Zahn ausgeschlagen, wieder ein Auge und einen Zahn aus, Lessing aber findet es in der Ordnung, daß gegen den Dieb wieder ein Diebstahl verübt werde. Das Schönste aber ist, daß er hierbei die Rollen der Diebe und der ehrlichen Leute noch obendrein vertauscht. Er unterstellt dem, der betrogen wird, ganz dreist: daß er zuerst betrogen habe und daß der gegen ihn verübte Betrug eine gerechte Repressalie sei. Man sieht, die Moral ist nicht erst im 19. Jahrhundert verwahrlost, und Lessing ist auch in anderen Punkten, wenn man nur genauer zusieht, mit seinen Wandlungen ein vollgültiges Zeugniß dafür." — —

19. Ein juridisches Urtheil über Lessings „Juden". Ein Jude Gumperz gegen Michaelis.

Kurz nach Erscheinen des Stückes „Die Juden" schrieb der Verfasser des „Mosaischen Rechtes", Professor Michaelis zu Göttingen, in die „Göttinger Gelehrten-Anzeigen" hierüber:

„Es ist zwar nicht unmöglich, aber doch allzu unwahrscheinlich, daß unter einem Volke von den Grundsätzen, Lebensart und Erziehung, das wirklich die üble Begegnung der Christen auch zusehends mit Feindschaft oder wenigstens mit Kaltsinnigkeit gegen die Christen erfüllen muß, ein solches edles Gemüth sich gleichsam von selbst bilden könne. Diese Unwahrscheinlichkeit stört

unser Vergnügen desto mehr, je mehr wir dem edlen und schönen Bilde Leben und Dasein wünschten. Aber auch die mittelmäßige Tugend und Redlichkeit findet sich unter diesem Volke so selten, daß die wenigen Beispiele davon den Haß gegen dasselbe nicht so sehr mindern, als man wünschen möchte. Bei den Grundsätzen der Sittenlehre, welche zum wenigsten der größte Theil desselben angenommen hat, ist auch eine allgemeine Redlichkeit kaum möglich, sonderlich, da fast das ganze Volk von der Handlung leben muß, die mehr Gelegenheit und Versuchung zum Betruge gibt, als andere Lebensarten."

Lessing suchte sich in seiner „Theatralischen Bibliothek" herauszuputzen, 1754, und begann seine Vertheidigung:

Es komme darauf an, 1. ob ein rechtschaffener und edler Jude an und für sich etwas Unwahrscheinliches sei, und 2. ob die Annehmung eines solchen Juden in seinem Lustspiel unwahrscheinlich sei. Als Dichter gehe ihn nur der zweite Punkt an, aus Menschenliebe, die er der Dichterehre vorziehe, der erste.

Freilich ist der ganze Grundriß der Lessing'schen Argumentation falsch; es handelt sich hier um ausgeprägte Typen im Christenthum und im talmudischen Judenthum, und von diesem Standpunkte aus ist das Stück Lessings eine durchgeführte Lüge! Lessing bringt in seiner Vertheidigung auch den Brief des ihm befreundeten Juden Dr. Gumperz gegen Michaelis ins Treffen:

„Welche Erniedrigung für unsere bedrängte Nation, welche übertriebene Verachtung! Das gemeine Volk der Christen hat uns von jeher als den Auswurf der Natur, als Geschwüre der menschlichen Gesellschaft angesehen. Allein von gelehrten Leuten erwartete ich jederzeit eine billigere Beurtheilung, von diesen vermuthete ich die uneingeschränkte Billigkeit, deren Mangel uns insgemein vorgeworfen zu werden pflegt. Wie sehr habe ich mich geirrt, als ich jedem christlichen Schriftsteller so viel Aufrichtigkeit zutraute, als er von anderen fordert. Mit welcher Stirn kann ein Mensch, der noch ein Gefühl der Redlichkeit in sich hat, einer ganzen Nation die Wahrscheinlichkeit absprechen, einen einzigen ehrlichen Mann aufweisen zu können? Ist sein Richterspruch gegründet, — welche Schande für das menschliche Geschlecht! Ungegründet, — welche Schande für ihn! Ist es nicht genug, daß wir den bittersten Haß der Christen auf so manche grausame Art empfinden müssen, sollen auch diese Ungerechtigkeiten wider uns durch Verleumdungen gerechtfertigt werden? Man fahre fort, uns zu unterdrücken, man lasse uns beständig unter freien und glückseligen Bürgern eingeschränkt leben, ja, man setze uns ferner

dem Spotte der Verachtung aller Welt aus, nur die Tugend, den einzigen Trost bedrängter Seelen, die einzige Zuflucht der Verlassenen suche man uns nicht gänzlich abzusprechen!" —

Die Pointe des Stückes hat dieser Dr. Gumperz schlau umgangen. Die Theaterlüge Lessings besteht darin, daß er die Judenmoral auf Kosten der Christenmoral in einer nicht zu rechtfertigenden (eher erklärlichen) Weise zu erheben und die Christenmoral auf Kosten der Judenmoral herabzureißen sucht. Das Lamento Gumperz' über die Verfolgung der Juden wagt dieser in der Voraussetzung, daß die Christen seiner Zeit mit den Judengesetzen gegenüber den Christen unbekannt waren. Er hat sie sicher gekannt, so gut als Mendelssohn sie gekannt hat, aber über diesen Geschwürpunkt sind beide immer sehr schlau hinausgegangen. Die Söhne Israels waren die Lämmer, die Goyim die Wölfe! Nun, nach der glücklichen Emancipation haben sich die Lämmer gezeigt. Im Angesicht der Thatsachen sind die Theaterreclamen Lessings geradewegs zur Carricatur geworden.

20. War Lessing dem Judengeld unzugänglich oder zugänglich? Die Tausend-Dukaten-Spende an Lessing von Seiten der Amsterdamer Juden für Herausgabe der „Fragmente" durch einen sehr verunglückten Streich seines Stiefsohnes glänzend bestätigt.

Inwieweit Lessing fähig war, von seinen Clienten Geld anzunehmen, darüber berichtet Dühring S. 85 Folgendes:

„Ein besonderes Beispiel von der Art, wie sich Lessing wand und drehte, ist seine lahme Bestreitung der Journalnotiz, daß ihm die Amsterdamer Judenschaft für seine Herausgabe der Fragmente des Reimarus, also im Wesentlichen für seine sogenannte Aufklärerei, die aber im Grunde eine Judenanwaltschaft war, ein Geschenk von 1000 Dukaten gemacht habe. Hier vertheidigt er sich als ein Dritter, nämlich als Herr Lessing unter dem Namen seines Stiefsohnes, denn diese angebliche Vertheidigung seitens des Stiefsohnes ist als von Lessing selbst geschrieben in den Ausgaben seiner Werke jetzt schönstens zu finden und entspricht auch seiner sonstigen Schreibart. In dieser Vertheidigung ist er nicht bloß kleinlich, sondern auch unwahr."

Nachdem Dühring berichtet, wie Lessing auch über den Streit mit dem Pastor Goeze gelogen hat, fährt er fort:

„Um auf die jüdischen 1000 Dukaten für die Judenanwaltschaft und für die Herunterbringung aller Religion auf einen dürftigen Gottesglauben zurückzukommen, durch den alle Religion auf Judenthum reducirt wird — um diese 1000 Dukaten nicht zu vergessen, so weiß Lessing unter der Maske seines Stiefsohnes nichts Anderes vorzubringen, als diese Notiz dreist Goeze unterzustellen, um sie dadurch als von einem Feinde herrührend unwahrscheinlich zu machen; doch der jüdische Götze Namens Lessing, wenn richtig gekannt, wird dadurch Niemanden davon überzeugen, daß er seine Dienste als Judenanwalt stets gratis besorgt habe, gleichviel, wie sich der Succurs zwischen klingender Münze und anderweitigen Leistungen vertheilte. Bekanntlich brauchte Lessing als Spieler um hohe Einsätze viel Geld."

Daß Lessing schon in frühester Jugend mit Schuldenmachen angefangen und durch sein Leben bis an sein Ende aus diesem nie herausgekommen ist, das ist durch seine eigenen Briefe bestätigt. In Danzel[1] heißt es in einem Briefe vom 20. Januar 1749 an seine Mutter:

„Meine Schulden waren bezahlt und ich hatte nichts weniger vermuthet, als wieder darein zu verfallen. Doch meine weitläuftige Bekanntschaft und die Lebensart, die meine Bekannten an mir gewohnt waren, ließen mich an eben dieser Klippe nochmals scheitern."

Lessing war damals 20 Jahre alt.

So geht der Verkehr mit Juden in Geldverlegenheiten bis an Lessings Ende fort, wie es aus seinen eigenen Geständnissen in Briefen ersichtlich ist. Lessing hat nicht daran gedacht, daß seine Verehrer in ihrem Drange, Alles zu publiciren, was von ihm herrührt oder auf ihn sich bezieht, dies nach 100 Jahren in die Welt hinauswerfen könnten.

Eben fällt uns ein Brief Lessings an Eschenburg in die Hände, desselben judenbedürftigen Inhalts, wie so viele andere[2], vom 9. Januar 1777:

„Liebster, bester Freund! Ich bitte Sie tausend und tausendmal um Verzeihung, Sie und unseren lieben Schmid. Ich muß schlechterdings morgen, als dem Freitag, nach Braunschweig; der

---

[1] „G. E. Lessing". 2. Auflage. I., S. 112.

[2] Heinemann: „Zur Erinnerung an Lessing". Leipzig, Hirzel, 1870. S. 13.

Wagen ist schon bestellt. Aber das wäre das Kleinste. Ich muß morgen auch einen Mann sprechen, den ich des Sonnabends zwar sprechen, aber nicht nutzen kann, das ist mit einem Juden!!"

Dieser Jude hätte dem Lessing schon am Schabbes auch Geld geliehen, Lessing kannte eben nicht das allgemein gültige Gesetzbuch für die Juden, den Schulchan aruch, wo es heißt:

„Zur Zeit des Cholhamoëd (eines Festes, das ins Frühjahr und in den Herbst fällt) ist eine jegliche Geschäftsagitation streng verboten, wohl aber ist es erlaubt, mit einem Akum (Christen) zu wuchern, da das Wuchern mit einem Akum (Christen) dem lieben Gott zu jeder Zeit wohlgefällig ist!" — —

(Schulchan aruch Orach Chaijim, S. 539. 13, entnommen aus dem Thur und Rabb. Ascher, Judenspiegel, Paderborn, Bonifaz.-Dr., 4. Auflage, 1883, S. 40.)

Röpe hält es, den bisherigen blinden Verehrern Lessings nachbetend, für eine absurde und boshafte Verleumdung, Lessing hätte von holländischen Juden 1000 Dukaten für die Herausgabe der Fragmente erhalten, um Christi Ehre zu lästern.

Die in Wien gedruckte Beschuldigung spricht nur vom Geschenk der Juden ohne die daran geknüpfte Bedingung. Lessing hat offenbar von seinen Gegnern in Wien, welche die Geschichte publicirten, gefürchtet, sie könnten ihm noch mehr mitspielen, wenn er es wagen möchte, das Geschenk in Abrede zu stellen. Eben durch sein persönliches Schweigen und das Ueberlassen der Vertheidigung an seinen Stiefsohn und durch die auffallend zahme und lahme Vertheidigung des Stiefsohnes, der auch nicht zu sagen wagt: diese Beschuldigung sei eine Infamie, die Erfindung eines ehrlosen Verleumders, sondern nur kleinlaut winselt: „es werde diese Beschuldigung von Goeze herrühren, der sich an Lessing rächen wolle", eben diese zahme, vorsichtige Art, die 1000-Dukaten-Geschichte in Abrede zu stellen, beweist für jeden Psychologen die Gewißheit des Empfanges. Die Beschuldigung ganz ignoriren konnte er nicht, und selbe direkt in Abrede stellen konnte er in Angst vor dem großen Skandal auch nicht, und so schob er das Stiefsöhnchen und das Stiefsöhnchen eine Verdächtigung Goezes vor.

Wie hätte Lessing auftreten können, und wie wäre er aufgetreten, wenn die Beschuldigung eine Lüge gewesen wäre!

Sein größter Gegner in Wien war der Semit Sonnenfels, der Lessings geistige Ueberlegenheit fürchtete, welche den offiziellen Faiseur in Kunst und Theater, den faden Schwätzer Sonnenfels, unmöglich gemacht hätte.

21. Die faulen Fische der Vertheidigung Lessings.

Was that nun Lessing? Er suchte durch eine Verdächtigung Goezes die Aufmerksamkeit der Wiener Leser auf die 1000 Dukaten abzulenken. Röpe nennt dieses Benehmen Lessings außerordentlich schonend und nachsichtsvoll: eine beklagenswerthe Verirrung des sonst so wahrheitsliebenden Mannes. Die Vertheidigung, welche der Stiefsohn Lessings 1779 in Wien veröffentlichte, hat Lessing selbst zum Verfasser.

Röpe (S. 229):

„Herr Lessing, so erzählt der junge König, habe Fragmente eines gewissen Werkes gegen die geoffenbarte Religion drucken lassen, weil dasselbe im Verborgenen mehr Proselyten machte, als es im Angesichte einer widersprechenden Welt machen könnte. Er habe Gegensätze beigefügt, die jedes anstößige Fragment sogleich widerlegt hätten; besagte Fragmente hätten auch Jahr und Tag sehr wenig Aufsehen gemacht, bis miteins Herr Hauptpastor Goeze zu sehr unrechter Zeit seine Stimme dawider erhoben habe, denn „„Herr Lessing hatte das Unglück gehabt, den Herrn Hauptpastor Goeze in einem kleinen Auftrage, die Bibliothek betreffend, nicht so prompt zu bedienen, wie wohl schicklich gewesen wäre, und Herr Goeze hatte die Gerechtigkeit, ihn dieses Unglück fühlen zu lassen.““

Also Rache wegen einer kleinen Ungefälligkeit Lessings wäre Goezes Motiv gewesen, gegen die Fragmente aufzutreten.

Lessing hat schon (Werke, X. 122) darauf angespielt in dem Gleichniß vom Hirten und Kräuterkenner, wo er sagt: „Ich mag freilich auch nicht der Stallknecht sein, der jedem hungrigen Pferde das Heu in die Raufe trägt.“ Goeze hatte ihn früher einmal, „er war damals noch nicht Hofrath“, also nicht, wie Stahr sagt, während des Sterbelagers seiner Frau, schriftlich gebeten, in einer in der Wolfenbüttlischen Bibliothek befindlichen Bibel ein einziges Blatt nachzusehen zur Constatirung der Identität einer Ausgabe, die Goeze besaß und die er in der Geschichte der Niedersächsischen Bibeln beschreiben

wollte. Lessing sollte bloß eine Uebereinstimmung der zwei Blätter unterschreiben, aber er hat es unterlassen. So gewiß diese Ungefälligkeit Lessings eine bloße Zufälligkeit gewesen ist, so gewiß hat sie aber auch Goeze nicht bewogen, die Fragmente zu bekämpfen.

Die in Wien zuerst gedruckte Vertheidigung Lessings (nominell durch den zwanzigjährigen Stiefsohn König) fährt in der falschen Anklage gegen Goeze fort:

„Er (Goeze) stichelte bei aller Gelegenheit auf ihn (Lessing) als auf den undienstfertigsten Bibliothekar, der zwischen Himmel und Erde zu finden, und da ihm endlich die Fragmente bekannt wurden, welche Freude mußte es ihm sein, den undienstfertigen Bibliothekar der lutherischen Christenheit zugleich als den ruchlosesten zu schildern."

„Da habe dann der Herr Hauptpastor erklärt, daß es mit den Gegensätzen nichts wäre, ja daß die Gegensätze im Grunde mehr Gift enthielten, als die Fragmente selbst. Und wieso? „Die Gegensätze des Bibliothekars waren dem lutherischen Hauptpastor mit einem Worte zu gut katholisch. Herr Lessing hatte aber schlechterdings keinen andern Angriff auf die heilige Schrift gethan, als daß er mit so vielen andern Christen sie als den ewigen Grund unserer allerheiligsten Religion lieber nicht erkennen, als dieselbe unauflöslichen Schwierigkeiten preisgeben wolle. Oder sind die Katholiken keine Christen?"

So berichtet König, der Stiefsohn Lessings, über den Fragmentenstreit, um Lessing herauszuputzen und Goeze einzutauchen.

Röpe sagt darüber (S. 230):

„Doch genug von dieser unwürdigen Insinuation, durch welche Lessing seinem Gegner nicht bloß in Wien einen schlechten Namen gemacht hat; und wie Viele mögen jetzt noch dieses in Lessings Werke aufgenommene Resumé des Fragmentenstreites für historisch halten! Freilich ist dieser Bogen ja nur unter dem Namen des Stiefsohnes Lessings erschienen, aber Lessing selbst sendet ihn am 25. Februar 1780 ohne irgend eine Bemerkung seinem Bruder Carl, der ihn auch als Lessings Arbeit in den Nachlaß aufgenommen hat. Ohne Mitwirkung des Stiefvaters hätte der Jüngling, der damals kaum 20 Jahre alt war, doch das auch nicht schreiben können und dürfen. An Elise Reimarus schreibt aber Lessing bei Uebersendung desselben am 22. Juni 1780: „Man mag nur glauben, daß ich diesen Bogen wenigstens doch nachgesehen, wenn man mir nur nicht Schuld geben kann, daß ich die geringste Unwahrheit hineincorrigirt habe." — —

Röpe sagt zu dieser sehr traurigen und fadenscheinigen Vertheidigung Lessings: „Wir überlassen das Urtheil darüber unseren Lesern.“

22. Das Bekanntwerden der Judengabe. Lessing rächt sich komödiantenhaft und bringt den Goeze auf die Bühne; ein Zeichen, daß dem Gelehrten der Faden ausgegangen, weil er den Komödianten in die Schlacht sendet.

Die Bekanntwerdung der Amsterdamer Judengabe war für Lessing eine Calamität. Er wußte keinen anderen Ausweg, als den verhaßten Goeze zum Ausstreuer dieser Geschichte zu machen, und um den Goeze recht verächtlich darzustellen, die Polemik Goezes gegen ihn, den Fragmentenherausgeber, als einen Akt gemeiner kleinlicher Rache darzustellen für die Ungefälligkeit, die sich Lessing als Bibliothekar habe zu Schulden kommen lassen.

Das ist und bleibt eine der kläglichsten Wunden im Leben Lessings vor dem Ableben desselben. Das Bekanntwerden dieser Geschichte, gegenüber welcher er es nicht wagen konnte, selber aufzutreten, mag außer der Schuldennoth seine ohnedies wankende Gesundheit vollends zerrüttet haben.

Röpe fügt diesem Berichte noch bei (S. 230):

„Endlich schrieb Lessing noch seinen „Nathan“ 1779, „das Kind seines Alters, welches von der Polemik entbunden worden“, womit er freilich nicht den Theologen, wie seine angebliche Absicht war (X. 613), aber den treuen Anhängern der christlichen Religion „einen ärgeren Possen gespielt hat, als mit 10 Fragmenten“. Er hat darin dem guten Goeze in der Gestalt des verdammungssüchtigen, blutdürstigen Patriarchen noch ein Schandmal gestiftet, ward dann krank und starb nach einem elend an Leib und Seele hingesiechten Jahre am 15. Februar 1781. Der „Nathan“ kam bald auf die Bühne, und Lessings letzter Wunsch ward erfüllt; es haben bei seinem Stück „viele tausend Christen an der Evidenz und Allgemeinheit ihrer Religion zweifeln gelernt“ (X. 636). Die theologischen Streitschriften wurden allgemach vergessen, der „Nathan“ ist geblieben. Die Freunde bezeichnen in ihren Briefen an Lessing fortan Goeze ohneweiters als den Patriarchen (Heyne XIII. 626, Gleim XIII. 627). Die Schauspieler, welche diese Rolle gaben, pflegten eine möglichst ähnliche Carricatur Goezes auf die Bühne zu bringen. Schreiber dieser Zeilen (Röpe), der in Kreisen aufgewachsen ist, welche noch

mit Lessing selbst und mit der Familie König in dem lebhaftesten Verkehr gestanden hatten, hat es in seiner Jugend immer gehört, daß der Patriarch niemand Anderer, als Ehren-Goeze sein sollte. Und so ist's dabei geblieben bis auf den heutigen Tag." —

Eine sonderbare Kampfesweise für einen Gelehrtenstreit: wenn die Gründe nicht ausreichen, wird die Komödiantenrache in Scene gesetzt. Dieser Waffengattung war der ehrliche Goeze wehrlos gegenübergestellt. Ist der Gebrauch des Dolches eines ehrenhaften Mannes würdig oder unwürdig? Goeze konnte auf dem Bretterboden dem Lessing kein Paroli bieten. Lessing hat dem Goeze „einen Possen gespielt". Der Plebs will unterhalten sein und liebt es, die positive Religion wegen ihrer Anforderungen im positiven Sittengesetze untergraben zu sehen; der gemeine Plebs hat in der Kneipe den Bänkelsänger, der über die Pfaffen seine Späße macht, der höhere Plebs hat im Roman, im Theater in der Geschichtscarricatur seine Dichter und Gelehrten; welche ihn in die behagliche Stimmung versetzen, die ein Mensch benöthigt, der vom Gedanken an Gott als einen gerechten Richter beunruhigt wird und das Recht der „Humanität" haben will, sich seine Religion nach seinen Bedürfnissen zum Handgebrauch selber zuzuschneiden und zusammenzuflicken — je weiter, desto besser, um nach allen Richtungen hin ohne Hemmniß ausschreiten zu können. Wenn sich Jeder seine Religion machen kann, so kann sich auch Jeder seine Moral machen; gerade in dieser beliebten Willkür liegt der Grund aller Feindseligkeit gegen die positive Religion.

Nathan ist der Trostversender,
Nathan ist der Balsamspender;
Religionen sind ja gleich:
Keine schlechter, keine besser;
Den gleichen Platz im Himmelreich
Bekommen auch die Menschenfresser.
Wir verehren Gott den Vater
Im Parterre im Theater,
Ja, wir brauchen keine Predigt:
Alle Fragen der Moral
Werden ein- für allemal
Im Komödienhaus erledigt.

Geht es dir schlecht mit Ach und Weh,
So lese „Hermann und Dorothee",
Bist du krank auf dein Lager gebettet,
Es gibt ein Mittel, das dich tröstet und rettet:
Du brauchst nur den „weisen Nathan" zu lesen,
So wirst du sicher sterben — oder genesen.
Es bietet als Trost diese sauren Trauben
David Strauß im „Alten und neuen Glauben".
Wir erklären diesen Rath nicht als einen Frevel,
Sondern als des Straußens allerhöchsten Schwefel!
So weit hat es noch Keiner gebracht,
Das ist der höchste Nebel und die tiefste Nacht.

Röpe hat mit seiner Schrift für Goeze jedem Freunde der Literatur und jedem Literaturhistoriker, dem es um die ungeschminkte historische Wahrheit zu thun ist, eine höchst dankenswerthe Gabe dargebracht. Wir können auf die vortreffliche Schrift nur aufmerksam machen, wollen aber noch aus dem 8. Kapitel: „Goeze, Lessing und Werther" die wichtigsten Momente produciren.

23. Ein Dr. Schwarz will Lessing als Theologen schildern, indem er über Goeze den Kehricht von allen in einer Schnapsbude aufgesammelten Schimpfwörtern ausschüttet.

Dieser Dr. Schwarz, der „Lessing den Theologen" zu schildern sich zum Vorwurf gemacht, hat eigentlich viel mehr nachgewiesen, was er, der Schwarz, für ein Theologe ist, als er den Nachweis gebracht hätte, was Lessing für ein Theologe war. So wie Schwarz den Goeze mit einem wahren Kehricht von Schimpfworten bedeckt hat, so ist Goeze nicht einmal im 18. Jahrhundert behandelt worden, weil sich Goeze in der würdigsten, ruhigsten Weise über „Werthers Leiden" und die traurigen Folgen dieser Schrift ausgesprochen hat. Da ist beim Theologie-Doctor Schwarz vier Seiten hindurch die Rede von „lächerlich täppischen Angriffen", vom „Instinkt des eifernden Pastors", „plumpen Kanzelmännern", von „dem Hochkomischen solcher Kritik", von dürftiger Geistesbildung", von einer „verdächtigenden Art", von „lutherischen Zeloten", von der „komischen Figur des

täppischen, Alles mit ungewaschenen Händen angreifenden Pfaffen", von einem „gehässigen Ankläger", von „tiefer, sittlicher Gemeinheit", gleißnerischer Seelsorgerei", von „geistig-sittlicher Rohheit dieser protestantischen Päpstlein", von ihrer „Unfähigkeit, auch nur Einen Gedanken des Gegners ohne Entstellung und Verdächtigung wiederzugeben", von „beständigem Poltern", „hierarchischem Streben", „Verfolgungssucht", „pastoralen Sammtpfötchen und Tigerkrallen", von „pastoraler Hypokrisie", „kleinlichem Egoismus", „lügenhafter theologischer Sanftmuth beim Verdammen" u. s. w.

Wenn man diese Litanei so vor sich hat, so findet man es doppelt bedauerlich, daß Schwarz seine schönen Talente und seine ästhetische Bildung an ein ihm so unverständliches Thema: „Lessing als Theologe" unnützer Weise verschwendet hat.

Wir sehen hier, wie ein mit dem „Dr." bewaffneter Herr Schwarz eine ganze Kehrichtgrube mit seinen eigenen Händen ausleert und Stück für Stück Fetzen, Unrath, Papierkugeln, faulen Kohl u. s. w. auf den Grabstein des Pastors Goeze ausgräbt, und nach dieser Heldenthat vermeint er, er und Lessing müssen nun in Anbetracht dieser Mühewaltung für große Theologen gehalten werden.

Herr Dr. Schwarz hätte in Würdigung seiner genialen Anlagen die jetzt so beliebten populären Katechismen, durch welche die Leser spielend in alle Zweige des Wissens und der Kunst eingeführt werden, mit einer ausgiebigen Schrift bereichern können unter dem Titel: „Katechismus der Flegelei, ein Hand- und Trostbuch für alle Flegel und für solche, welche es werden wollen", mit Beigabe eines reichhaltigen Schimpflexikons, welches bei den praktischen Uebungen unentbehrlich ist.

Röpe führt nun die sehr würdig gehaltenen Bedenken Goezes über „Werthers Leiden" an, fügt aber auch, worin eigentlich die totale Niederlage des Höflichkeitsprofessors Dr. Schwarz enthalten ist, das abfällige Urtheil Lessings über den Werther bei,

„der die Schrift für ein gefährliches Produkt erklärt, das Unheil stiften kann, weil ein sittlich nicht guter, fast verächtlicher

Charakter durch die poetische Schönheit der Darstellung in ein verführerisches Licht gestellt ist, weil unsere Theilnehmung so sehr in Anspruch genommen wird für einen Menschen, der nicht gut gewesen. Und worin besteht das sittlich nicht Gute, das fast Verächtliche? Lessing sieht in Werthers Stimmung Liebeswahnsinn, in seinem Tode eine That wider die Natur, und in ihm selbst einen empfindsamen Narren. (Guhrauer, II. 2. 98.) Also Werther ist ihm ein Mensch, der vom Standpunkt der Humanität, der edleren Menschennatur fast verächtlich ist, und es erscheint ihm nicht wohlgethan von Goethe, eine solche Persönlichkeit durch die Kraft der Poesie dergestalt verherrlicht zu haben, daß, wer nicht poetische und moralische Schönheit klar zu unterscheiden im Stande ist, leicht zu gleicher Unsittlichkeit verführt und in gleiches Unheil gebracht werden kann. Wenn nun Lessing so über den Werther geurtheilt hat, was hat denn Goeze Böses gethan, der vom Standpunkt des Christenthums ein gleiches Urtheil gefällt hat?"

Röpe sagt am Schlusse seiner Schrift über Goeze:

„Gerechtigkeit fordere ich für den ungerecht verurtheilten Mann. War es nicht genug, daß ein Lessing ihn verfolgte? Muß sein Name auch noch von der Nachwelt befeindet werden? Er hat nichts Anderes gethan, als mit redlichem Eifer für die Sache Gottes gekämpft."

„Es ist nicht wahr, daß er der Mann gewesen (Lessings Antigoeze 3), „der sich eine Ehre und ein Vergnügen daraus gemacht hätte, irgend Jemandem die Verdammniß anzukündigen". Wenn es mir gelungen ist, meine Leser davon zu überzeugen und so die unverdiente Schmach von seinem Namen gewälzt zu haben, so hätte ich der Wahrheit einen Dienst geleistet, der göttlichen und der menschlichen, und in dem Geiste beider Männer gehandelt, die ich hier so oft zusammen genannt habe und getrost wieder zusammenstelle: Goeze und Lessing."

Eine sonderbare, nicht ehrenhafte Art, wie Lessing seinen Gegner Goeze durch polizeiliche Mittel zum Schweigen zu bringen suchte, berichtet uns ein neuester Verehrer Lessings:

„Als im Jahre 1772 Alberti (Prediger in Hamburg und Gegner Goezes) seine „Anleitung zum Gespräch über die Religion zur Unterweisung der Jugend" herausgab und Goeze sich gedrungen fühlte, die einzelnen falschen Sätze derselben, ohne den Verfasser zu bezeichnen, auf der Kanzel zu widerlegen und am 5. Sonntag nach Epiphania die Lehre vom Satan vornehmen wollte, auch schon, wie er pflegte, am Dienstag vorher seine Predigt in die Druckerei geschickt hatte, erhielt er am Sonnabend die Anzeige, sein gedruckter Text könne nicht ausgegeben werden, da derselbe vom Prätor mit Beschlag belegt worden sei. Der Buchdrucker hatte einen Abzug an die Syndici gebracht, und diese im

Senat das Verbot durchgesetzt. Der Buchdrucker war Lessings Freund — Bode."

Bode war das Haupt der Freimaurer in Hamburg, Lessing war ebenfalls Maurer. Wir ersehen aus dieser Thatsache, wie es die Freimaurer, welche immer „das Maul voll Freiheit" haben, mit der Preßfreiheit halten, wenn ihnen dieselbe unbequem wird!!!

Einen eben so drastischen Fall von Anrufung der Obrigkeit, um einem unliebsamen Gegner (dem protestantischen Propst Reß) die Censurerlaubniß für ein Buch zu entziehen, welches Reß gegen Lessings Fragmente gerichtet (aus: Heinemann, „Lessing". Leipzig, Hirzel, 1870, S. 83), bringen wir in dieser Schrift bei einer andern Gelegenheit. Das sind allerdings Beiträge zur Ehrenhaftigkeit Lessings, die man gar nicht bringen sollte, sonst könnte am Ende der von Gruppe so streng geforderte Ehrfurchtsschauer bei Nennung des Namens Lessing in ein acutes Uebelbefinden und chronisches Magenleiden ausarten.

Wie übrigens Lessing in literarischen Angelegenheiten sehr wenig skrupulös gewesen ist, wie es ihm, der an Anderen das mindeste zweideutige Benehmen so streng zu richten und zu verurtheilen wußte, auf eine Lüge oder Verstellung nicht ankam, das ersehen wir aus einem Briefe an Eschenburg bezugs des literarischen Nachlasses des unglücklichen jungen Jerusalem. Lessing schreibt ihm[1]:

„Mein lieber Herr Eschenburg! Es wird Ihnen unentfallen sein, daß Sie mir zwei schriftliche Aufsätze von dem jungen Jerusalem geliehen. Ich habe Ihnen auch schon gesagt, daß ich deren gleichfalls ein paar habe. Dieser Tage kam es mir ein, jene zu lesen, und ich muß sagen, daß sie viel Gutes enthalten. Was meinen Sie, wenn ich alles zusammen drucken ließe? Aber weiß es der Alte, daß sein Sohn etwas dergleichen hinterlassen? Oder kann ich gegen ihn thun, als ob ich Alles von seinem Sohn selbst erhalten hätte? Denn ich will an ihn darum schreiben, so bald ich von Ihnen weiß, daß Sie nichts dagegen haben. Antworten Sie mir je eher je lieber mit Einem Worte nur. Wolfenbüttel, 26. Dezember 1774. Der ergebenste Freund Lessing."

---

[1] Heinemann: „Zur Erinnerung an Lessing". Leipzig, Hirzel, 1870. S. 8.

Schlußfolgerung. Wenn Lessing hier dem alten Jerusalem weiszumachen sucht, er habe die Aufsätze vom Sohne Jerusalems erhalten, so ist daraus zu schließen, daß er auch bereit gewesen ist, bei der 1000-Dukaten-Affaire mit der Hamburger Judenschaft und beim Handel mit dem edlen königl. preußischen Groschenmacher Ephraim Veitl in Berlin und bei noch anderen Affairen den Leuten weiszumachen, er habe von diesen Juden nichts erhalten.

24. Goethe über Lessing den Spieler; nennt die Apostel und Heiligen Hundsvötter, dafür finden Goethomanen in den „Wahlverwandtschaften" die Jünger und Diaconissen der aufgeklärten Moral.

Nach Gruppe soll man den Namen Lessing nur mit Ehrfurchtsschauer aussprechen. Das Verhältniß Lessings zu Goethe ist aber gar nicht ehrfurchtschauderhaft. Sehr merkwürdig sind Goethes Ansichten über das Wirthshausleben und Spiel Lessings [1].

Im höheren Alter hob Goethe wiederholt den bedeutenden Einfluß hervor, den Lessing auf ihn selbst, wie auf die deutsche Literatur und die allgemeine Bildung überhaupt gehabt habe. Er erkannte als eigentliche Ursache davon den Charakter Lessings und meinte 1825:

„Ein solcher thue der Zeit Noth; so kluge und gebildete Menschen gebe es schon, aber keinen so festhaltenden Charakter. Lessing habe sogar wagen dürfen, seine persönliche Würde, wie er im Gegensatz zu Klopstock und Gleim gern gethan, wegzuwerfen, weil er sich getraut habe, sie jeden Augenblick wieder ergreifen und aufnehmen zu können; er habe sich in einem zerstreuten Wirthshaus- und Weltleben gefallen, da er gegen sein mächtig arbeitendes Innere stets ein gewaltiges Gegengewicht gebraucht habe, und deshalb sei er als Sekretär zum General Tauenzien ins Feld gezogen."

Im selben Bande: Jahrbuch, S. 32. Goethe warf bei Gelegenheit einer Rede über Lessing gegen Kanzler von Müller scherzend hin:

„Seit die Menschen einsehen lernen, wie viel dummes Zeug man ihnen aufgeheftet, und seit sie anfangen zu

[1] Dr. Ludwig Geiger: „Goethes Jahrbuch". I. Bd., 1880, Frankfurt, Lit. Anstalt, S. 30. (Artikel: Goethe und Lessing von Biedermann.)

glauben, daß die Apostel und Heiligen auch nicht bessere Kerls als solche Bursche wie Klopstock, Lessing und wir andern armen Hundsvötter gewesen, muß es natürlich wunderlich in den Köpfen sich kreuzen.“ —

Jedem positiven Christen wird ein Urtheil über diese wunderliche Vergleichung der Apostel mit den poetischen „Größen des 18. Jahrhunderts“ nicht viel Nachdenkens erfordern. Nun, der gläubige Christ ist diesem Chor der Rache gegenüber und wenn er sich auch noch so ruhig und bescheiden ausspricht, doch nur immer ein Fanatiker; das ist ja bekanntlich der immer schlagfertige Beweis gegen unliebsame Betrachtungen.

Wir wollen daher die Nivellirung der Apostel auf den Grad der aufgeklärten Schöngeister herunter nur vom ästhetischen und sittlichen Standpunkt aus betrachten.

Weder die Moral der Evangelien, noch die der apostolischen Briefe wird man mit der in den Wahlverwandtschaften sich vorfindenden Moral auf ein Niveau „der Hundsvötterei“ (Goethes Wort) herunterbringen, mag man sich was immer für eine Mühe geben. Das Leben des Apostels Paulus, seine Leiden, Bedrängnisse, Aufopferungen, und am Ende sein Martyrertod, wollen auch durchaus nicht mit der Hazardspielerei Lessings und mit den verschiedenen dutzend Liebschaften Goethes auf ein Niveau gestellt oder verglichen werden. Zudem ist diese Herabsetzung der Apostel weder neu, noch originell; Voltaire (mit seinem Gesichte, das dem Grinsen eines Orangutangs ähnlich sieht) hat die Apostel in Bausch und Bogen Dummköpfe genannt. Wir finden in diesen Zornausbrüchen unserer antichristlichen Koryphäen mindestens nicht die Ruhe, welche Philosophen eigen sein soll, sondern die Erregtheit des atheistischen Fanatismus.

25. Lessing fürchtet das Genie des auftauchenden Goethe und spricht sehr bitterböse über den jungen Dichter. Lessing behauptet, Goethes „Werther“ sei ein Produkt der christlichen Erziehung! Tableau!

Das Goethe-Jahrbuch 1880 bringt viele Aeußerungen Lessings über Goethe, welche zur Genüge beweisen, daß Lessing auf Goethe nichts weniger als gut zu sprechen war. Als „Götz

von Berlichingen" 1774 gut ausgestattet auf die Bühne gekommen war, schrieb Lessing seinem Bruder:

„Daß „Götz von Berlichingen" großen Beifall in Berlin gefunden, ist, wie ich fürchte, weder zur Ehre des Verfassers, noch zur Ehre Berlins."

Lessing sprach in der Folge nur mit erneuerter Bitterkeit über dieses Schauspiel.

Weiße schrieb am 7. October 1775 an Uz:

„Lessing war über Goethes und Compagnie Haupt- und Staatsaktion sehr aufgebracht, und schwur, das deutsche Drama zu rächen." Diesen Schwur hat Lessing zwar nicht eingelöst, aber den Anfang dazu mag er gemacht haben, darauf deutet die von ihm niedergeschriebene Aphorisme: „Er füllt Därme mit Sand und verkauft sie für Stricke. Wer? Etwa der Dichter, der den Lebenslauf eines Mannes in Dialogen bringt, und das Ding für ein Drama ausschreit?" Vielleicht wollte aber Lessing den „Götz von Berlichingen" nicht allein abthun; denn um dieselbe Zeit lauerte er Goethe schon wieder seines „Faust" wegen auf und meinte, wenn den „Faust" sonst der Teufel hole, so wolle er (Lessing) Goethes „Faust" holen. — Dessen Erscheinen erlebte jedoch Lessing nicht. Auch auf „Götter, Helden und Wieland" sah Lessing scheel. Zwar seinen Bruder frug er am 30. April 1774 einfach, ob er die „Farce" gelesen habe, aber dem Jacobi setzte er auseinander, daß Goethe viel weiter als Wieland vom Verstehen des Euripides entfernt sei, seine Ideen darüber seien „der klarste Unsinn, wahrhaft tolles Zeug." Aus Goethes Vorliebe für Possen schloß er: Goethe werde, wenn er zu Verstande komme, noch ein ganz gewöhnlicher Mensch werden. Ebenso konnte sich Lessing zwar dem ersten tiefen Eindruck von „Werthers Leiden" nicht entziehen, aber das Mäkeln daran doch nicht unterlassen. „Haben Sie tausend Dank für das Vergnügen, welches Sie mir durch Mittheilung des Goetheschen Romans gemacht haben" schreibt er an Eschenburg. „Ich schicke ihn noch einen Tag früher zurück, damit auch andere dieses Vergnügen, je eher desto lieber, genießen können. Wenn aber ein so warmes Produkt nicht mehr Unheil als Gutes stiften soll, meinen Sie nicht, daß es noch eine andere Art Schlußrede haben müßte? Ein paar Winke hinterher, wie Werther zu einem so abenteuerlichen Charakter gekommen, wie ein anderer Jüngling, dem die Natur eine ähnliche Anlage gegeben, sich dafür zu bewahren habe; denn ein solcher dürfte die poetische Schönheit leicht für eine moralische nehmen und glauben, daß der gut gewesen sein müsse, der unsere Theilnehmung so stark beschäftigt. Und das war er doch wahrlich nicht... Glauben Sie wohl, daß je ein römischer Jüngling sich so und darum das Leben genommen? — Gewiß nicht. Solche kleingroße, verächtlich schätzbare Originale hervorzubringen, war nur

der christlichen Erziehung vorbehalten, die ein körperliches Bedürfniß so schön in eine geistige Vollkommenheit zu verwandeln weiß. Also, lieber Goethe, noch ein Kapitelchen zum Schlusse! Und je cynischer, desto besser." — —

Also nur der christlichen Erziehung war es vorbehalten, solche kleingroße, verächtlich schätzbare Charaktere (wie Werther) hervorzubringen, und diese Worte konnte Lessing aus der Feder bringen, der edle Charakter, der scharfe Logiker, der Vater der deutschen Kritik! Nun, der Mann hatte in seiner projectirten Judenverklärung und Christenschmähung im Umgange mit ihm mehr gebenden als ergebenen Juden so großartige Fortschritte in der Anschauung und Werthschätzung des Christenthums gemacht, daß er es in dieser Richtung mit den haßverbissensten Talmudisten und gewissenhaftesten Befolgern des Schulchan aruch aufnehmen konnte! Dank seinem Stiefsohn, der uns den moralischen Beweis geliefert hat, daß Lessing von den Amsterdamer Juden 1000 Dukaten für Herausgabe der Fragmente bekommen, und Dank dem Herrn Juden Kayserling, der juridisch festgestellt hat, den Juden sei der „Nathan" zu danken, den Juden, die dem während der Abfassung des „Nathan" in Wechselnöthen bedrängten Lessing aus der Noth geholfen haben.

Daß die Verherrlicher Lessings sich an diese Thatsachen nicht heranwagen, sie verschweigen, umgehen, oder wenn sie schon darüber zu reden gezwungen sind, selbe zu verdrehen und abzuschwächen suchen, ist ein Beweis, wie unliebsam ihnen das Bekanntwerden dieser Thatsachen ist, denn durch diese Geschichten ist wie durch eine Zwickscheere der Draht zur elektrischen Nimbusgloriole abgezwickt.

Wären diese eklatanten Umstände nicht ans Tageslicht gekommen, so wüßte man sich nicht zu erklären, wie ein so hochbegabter Mensch wie Lessing den Werther einer christlichen Erziehung auf die Schuldentafel schreiben konnte.

26. Lessings Neid verfolgt den Goethe.

Nachdem nun Biedermann S. 36, 37, 38 die Schmähungen über Goethe und die Nergeleien an den Schriften des Dichters angeführt, kommt er S. 39 zu dem Ausspruche:

„Bei Lessings Verhalten gegen Goethe scheint es, als müsse man, seiner Leidenschaftlichkeit entsprechend, auch nach einer Leidenschaft erregenden Ursache suchen und zwar — worauf auch schon Zelter in einem Brief an Goethe deutet — in Lessings Neid gegen den jungen Menschen, der spielend ihn des Ruhms, der erste Bühnenschriftsteller Deutschlands zu sein, zu berauben im Begriffe stand."

Auch Jacobi bestätigt in seinen Briefen die Mißgunst, mit welcher Lessing den auftauchenden Goethe betrachtet hat.

Am 20. October 1780 schreibt Jacobi an Heinse[1]:

„Lessing war auf Wielanden seines Leichtsinns wegen gar nicht wohl zu sprechen, am wenigsten konnte er ihm die Epistel zum Lobe Goethes verzeihen. Von Goethe selber sagte er, daß er, wenn er je zu Verstande käme, so würde er nicht viel mehr als ein gewöhnlicher Mensch sein." (!)

„Mir fällt bei dieser Gelegenheit ein, daß Lessing von der Farce „Götter, Helden und Wieland" sagte: Goethe hätte darin bewiesen, daß er noch viel weiter als Wieland entfernt sei, den Euripides zu verstehen. Goethes Ideen darüber seien der klarste Unsinn, wahrhaft tolles Zeug. Es sei unverantwortlich von Wieland, daß er dieses damals nicht ins Licht gestellt habe."

Kehren wir wieder zu Biedermann zurück. Nachdem dieser bis S. 42 noch andere schiefe Urtheile und Aeußerungen der Mißstimmung Lessings gegen Goethe gebracht, wird ihm fast bange, daß die Lessingianer über ihn herfahren und sich ihres Patrons in Leidenschaft annehmen dürften. Entschuldigend sagt er:

„Es ist mir schwer angegangen, durch das Dargelegte den Schein zu erwecken, als arbeite ich auf die ja ohnedies ganz unmögliche Herabdrückung von Lessings Bedeutung hin, ich habe es auf diesen nur mir selbst schädlichen Schein ankommen lassen müssen, um einer nach meiner gegründeten Ueberzeugung irrgehenden Erhebung Lessings auf der Stelle, auf der er nicht zu halten ist, entgegenzutreten. Ebenso wie man Goethes Werth beeinträchtigen würde, wollte man ihn rücksichtlich der Schärfe in kritischen Auseinandersetzungen mit Lessing vergleichen, schadet man Lessing nur, indem man ihn mit ächten Dichtern vergleicht."

S. 43 schließt Biedermann:

„Wenn aber das Verhältniß zwischen Lessing und Goethe nicht wie eine unaufgelöste Dissonanz in der deutschen Literatur

---

[1] Zöpritz: „Aus Jacobis Nachlaß." Leipzig 1869. I., 28 u. 40.

fortklingt, wir danken es Goethe dem Neidlosen, dem Guten."

Es ist nicht zu übersehen, daß in neuester Zeit auch entweder atheistische Autoren oder solche, die dem Christenthum gegenüber eine indifferente Stellung einnehmen, in den seit Jahren mit Mauern fortifikatorisch umgebenen Lessingtempel eine Bresche um die andere hineinfeuern.

27. Der historische Lessing sieht anders aus, als der heiliggesprochene Lessing. „Nathan" und die Talmudmoral. Wasser und Feuer.

Es steht eben der Lessingcultus, wie die neueste, den Verehrern Lessings ganz unerwartete Anfeindung desselben immer mit der Judenfrage in einer engen Verbindung.

Vor noch 20 Jahren hätte sich Niemand getraut, mit einer solchen Entschiedenheit gegen die Lessingverhimmelung aufzutreten, wie wir dies in der neuesten Zeit wiederholt gesehen haben. So finden wir in einer neuen Schrift ebenso wie bei Dühring den Lessingcultus außerordentlich angefochten.[1]

Da heißt es S. 2, die Aureole, welche Lessings Andenken umfließt, habe die Beurtheiler geblendet.

„Er hat das Glück gehabt, den Ruhm ganzer Generationen zu absorbiren. Er gilt für aufgeklärter und namentlich origineller als er ist. Alle erdenklichen Fraktionen deuten seine Aeußerungen nach ihrem Sinne, wobei sie meistentheils im Rechte sind; er hat eben sehr verschiedene Meinungen geäußert. Kurzum, die Auffassung Lessings, wie sie unter den Gebildeten gang und gebe ist, hat einen legendarischen Zug. Es ist der heilige Lessing, den man verehrt, nicht der historische Lessing, den man beurtheilt."

Mayer deducirt die Lessingsche Fabel von den drei Ringen und von den drei einander bekämpfenden Religionen als einen reinen Unsinn, wie auch die Unwahrheit:

„daß die Moral vom Dogma unabhängig sei, daß die theoretisch divergirenden Religionen in moralischer Hinsicht gleich viel Werth haben."

---

[1] „Beiträge zur Beurtheilung G. E. Lessings." Von Dr. Richard Mayer. Wien, Hölder, 1880.

Die authentischen, von den Rabbinern todtgeschwiegenen Publikationen der Talmudmoral sind bisher bei der Beurtheilung „Nathan des Weisen“ noch gar nicht benutzt worden. Die jüdischen Lobredner Lessings, denen diese Moralgesetze verbindlich und bekannt sind, die schweigen selbstverständlich darüber, denn eben durch die Kenntniß dieser Gesetze würde ja jeder Leser „Nathan des Weisen“ auf den completen Unsinn und auf die totale, die Wahrheit ins Gesicht schlagende, lügenhafte Darstellung des Nathancharakters aufmerksam gemacht.

Auch der Autor der in Frage stehenden Schrift ist offenbar mit dem eigentlichen Wesen des Judenthums, das von den Juden bisher ängstlich verborgen gehalten worden ist, d. h. mit der jüdischen Moral den Nichtjuden gegenüber, nicht bekannt geworden, er würde sonst nicht nur in der Beurtheilung des „Nathan“ vom gewöhnlichen Standpunkt total abgewichen sein, er würde dann auch die Judenfrage anders aufgefaßt haben. Es heißt S. 35:

„Nathan will Mensch sein und doch nicht aufhören, Jude zu sein. Er will nicht wissen, ob seine oder eine andere Religion die bessere sei, dafür aber will er an den Vorzug der seinigen glauben können. Er sucht die unvereinbaren Gegensätze zu verschmelzen: die innere Erhebung über die positive Religiösität mit dem äußeren Verharren bei derselben; darum strebt er sogar, wieder der positiven Religiösität ein neues Fundament zu verleihen. Ergriffen von der Aufklärung, bebt er vor deren zersetzenden Folgerungen zurück, will aber ihre Früchte nicht preisgeben und plagt sich nun ab, einen modus vivendi zu finden, bei dem man offenbarungsgläubig bleiben darf, ohne sich mit dem Deismus zu entzweien. Um Alles sein zu können, ist er Nichts, als die fleischgewordene Unklarheit. Solche Inconsequenzen, Halbheiten, Widerspruchsvereinigungen gelingen allenfalls im wirklichen, stets nur zur Hälfte logischen Leben; auf dem Papier, in der Region des Geistes mißlingen sie durchaus.“ —

Nun aber kommt der Verfasser zu einem Schlusse, welcher zeigt, daß ihm eben das incarnirte Talmudleben im Judenthum gar nicht bekannt ist. Er sagt:

„Jedoch hat der Nathansche Standpunkt auch in der Wirklichkeit unheilvolle Folgen nach sich gezogen; weniger in der Christenheit, als in der Judenschaft, deren Heil nur in dem Einen liegen kann, wozu ihr die Aufklärungsbewegung die Hand bot,

nämlich restlos in den europäischen Völkern aufzugehen, nicht aber wie Nathan will, für ihr Verharren bei der Weise ihrer Väter Beschönigungen zu finden."

Es ist zu bedauern, daß der Autor bei seiner sonstigen scharfen Kritik des „Nathan" sich nicht mehr mit dem Stern und Kern des Judenthums bekannt gemacht hat. Das Judenthum hat ja die „Aufklärung" nur zum Höherhinaufsteigen in der Judenherrschaft ausgebeutet, von einem Aufgehenwollen unter den Christen ist bei den Juden gar keine Rede. Eben diese, das Judenthum nicht durchschauende Auffassung hat auch den Schluß der Schrift (S. 145) veranlaßt, in welchem der Verfasser seine Anschauung vom Verschwinden des Judenthums unter dem Christenthum wiederholt:

28. Das Aufleben der Judenfrage. Der edle, tolerante Mendelssohn.

„Die Judenfrage lebt nur darum wieder auf, weil die Juden es unterlassen haben, den historischen Moment zu begreifen. Statt ihre Geschichte von sich zu werfen, klammern sie sich an ihre Vergangenheit. Auch von ihnen kann man sagen, daß sie nichts lernen, und nichts vergessen. Ihre Schicksale hätten sie lehren können, daß ihnen die gegönnte Gleichberechtigung zu Einem hätte werthvoll sein sollen, zur Möglichkeit, als besonderes Volk vom Schauplatz zu verschwinden. Je mehr die bildungsfähigen Juden aus den Reihen der Hartnäckigen heraustreten, desto mehr nähern sie die Judenfrage ihrer Lösung. Erst wenn alle aufgehört haben werden, Juden zu sein, wird die Judenfrage definitiv gelöst sein. Was soll aber daraus folgen, wenn sie die Hand ihrer Befreier von sich stoßen, ja wenn sie den Zorn derer erregen, die in einer humanen Aufwallung, wie sie in der ehernen Geschichte unseres Geschlechts nicht so bald wiederkehrt, ihnen die Gelegenheit geboten haben, geräuschlos unter den europäischen Culturvölkern zu verschwinden? Die Selbstaufhebung ist immer erträglicher als das Loos, dem sie sonst entgegendämmern. Darum rette sich, wer kann, so lange es noch Zeit ist. In der romanisch-germanisch-slawischen Völkerwelt unterzugehen, darin besteht die Euthanasie des Judenthums." —

Ueber diesen Rath spottet das Judenthum, das es ja im Siegesbewußtsein der Weltherrschaft in jüngster Zeit mit anekelnder Frechheit (Cremieux) ausgesprochen hat, daß sein Ziel die Herrschaft über alle Völker ist.

Freilich, daß es mit der Erreichung dieses Zieles nicht so leicht sein wird, das hat der Autor auch betont: „Die Selbstaufhebung ist immer erträglicher, als das Loos, dem sie sonst entgegendämmern"

Was Richard Mayer über Mendelssohn sagt, das haben wir schon aus Aeußerungen Mendelssohns nachgewiesen. Nur huldigt Mayer auch im Lobe dem edlen, humanen, toleranten Mendelssohn nach der Mode vom Ende des 18. Jahrhunderts.

Mayer sagt (S. 96):

„Abgesehen davon, daß der edle, humane, tolerante Jude Mendelssohn zum dichterischen Bilde des Nathan Modell gestanden hat, so gleicht sich ihre Auffassung religiöser Dinge nicht selten zum Verwechseln. Wie oft mögen sie darüber gesprochen haben, bevor sie an die schriftliche Darstellung ihrer Ueberzeugung gingen! Wie Nathan, so hing auch Mendelssohn mit allen Fasern an dem Glauben seiner Väter. Aufgeklärt, tolerant und philosophisch gebildet, wollte er doch nicht zugestehen, daß das Gesetz, welches Gott seinem Volke gegeben, veraltet oder durch spätere Offenbarungen aufgehoben sei. Er war weit davon entfernt, seinem positiven Judenthum zu Gunsten des rationellen (soll heißen rationalistischen) Deismus zu entsagen."

Dasselbe haben wir schon wiederholt aus Aeußerungen Mendelssohns nachgewiesen. Mendelssohn handelte auch in der Religion vollkommen als prononcirter Talmudjude, d. h. die Christen, die er in seinen Freundeskreis aufnahm, mußten dem positiven Christenthum entsagen, — und auf diesen Umstand wird nun merkwürdiger Weise der Toleranzbeweis für Mendelssohn gestützt; daß er aber dem positiven Judenthum entsagt hätte, davon ist keine Rede. Er blieb der Talmudjude, der er war, und bekannte sich als solchen, denn als Juden ihm ihre Zweifel aussprachen, ob er denn auch ein echter Jude sei, erklärte er sich als orthodoxen Talmudjuden. Die Toleranz bestand bei ihm im Fordern, nicht im Gewähren, wie der Jude en gros im socialen Leben auch immer tolerant zu sein vorgibt, wie er gleiche Rechte fordert, wie er aber nie von gleichen Pflichten etwas wissen will. Eben durch das anhaltende Geschrei der Judenblätter um „gleiches Recht für Alle" suchten die Juden die blöden, gutmütigen Goyim zu verdummen, und es wundert sie in der neuesten Zeit, daß die Goyim sich jetzt die Augen reiben und zu der Einsicht gelangen, daß sie dupirt worden sind.

29. Auch erklärte Atheisten treten gegen Lessing und den „Nathan" auf. Der fortschreitende Atheismus und was er verlangt.

Wenn wir den Ausführungen Mayers bezugs seines Verlangens nach Toleranz für den Atheismus gerade in dieser Schrift über Lessing einen besonderen Platz einräumen, so hat diese Verfahrungsweise einen guten Grund. Es handelt sich eben auch um die Consequenzen des ganzen Nathan-Toleranz-Schwindels. Die Juden träumen den schmeichelhaften Traum der Weltherrschaft — sie vermeinen, die Consequenzen des Lessingwirkens werden gerade dort Halt machen, wo sie es wünschen und wenn sie ihre Wünsche erreicht haben; aber die Consequenzen reiten schnell. Ein atheistisch gewordenes Volk wird die Geldherrschaft als Weltherrschaft nicht ertragen. Gegenüber diesem immer mehr und mehr anschwellenden und daherbrausenden Strom wird die Warnungstafel: „Bis hierher und nicht weiter!" mit einem einzigen Wogenschlag umgeworfen, in den Fluthen verschwinden, und die Besitzenden werden den Traum von der „reinen Humanitätsidee" ausgeträumt haben und zu ihrem Entsetzen wachgerüttelt werden.

Wir wiederholen den Umstand, daß es merkwürdig ist, wie in neuester Zeit Autoren, die mit dem persönlichen Gott, mit dem Glauben an Unsterblichkeit, Gericht, Ausgleichung vollkommen gebrochen haben, gegen die fadenscheinige Toleranz Nathan des Weisen besonders entschieden auftreten. Mayer, dem der Gedanke vorschwebt, die „reine Humanitätsidee" werde sein Ideal von allgemeiner Toleranz verwirklichen, legt in einem eigenen Kapitel seine Gedanken über wahre und falsche Toleranz nieder. Bei Schilderung der falschen Toleranz sagt er:

„Der Nebenmensch soll glauben und denken, wie er selbst, soll lieben und hassen, was er liebt uud haßt, er der Herr, weil jener sein Knecht ist. Ja auch dann, wenn der Mensch sein eigenes Wesen außer sich setzt und eine jenseitige Welt dichtet, an die er glaubt, von der er mancherlei hofft, die er um seiner Erwartung willen liebt, duldet er nicht, daß sein Nebenmensch, Pair oder Unterthan, anderes glaube, hoffe, liebe."

Die gegenwärtigen Zustände (die doch eine Folge des praktisch gewordenen Atheismus sind) schildert Mayer S. 117:

„Im Anfange schwebte der Geist Gottes über den Wässern, auf das Gesetz des dreieinigen Gottes folgte das Gesetz des dreikronigen Papstes, auf das corpus juris canonici folgte der Landeskatechismus, auf den Landeskatechismus folgte der Kabinetsbefehl, auf den Kabinetsbefehl die Charte, auf die Charte aber folgte die alleinseligmachende Aktie. In dem Zeitalter der Aktien gruppiren sich die Menschen nach Consortien. Freundschaft und Feindschaft, Duldsamkeit und Unduldsamkeit werden vom materiellen Interesse diktirt. Besitz, Verdienst und Luxus bringt die Geister in Erregung. Ob Katholik oder Protestant, ob rechts oder links, ob in der Mitte, was frägt darnach ein Zeitalter, dem Alles feil ist, dem alles nur Geschäftswerth hat?"

Das Ziel höchster Bildung erscheint dem Autor die höchste, die absolute Toleranz. S. 125:

„Noch genießt der Katholik oder Jude in den Augen seiner Mitgläubigen einen Vorzug, welcher ihn würdig erscheinen läßt, als Staatsmann, Lehrer, Soldat, Schriftsteller den Nichtkatholiken oder Nichtjuden vorgezogen zu werden. Chikane und Protektionswirthschaft empfangen auch heute noch vielfache Impulse von konfessioneller Seite her. Bleibt den Fanatikern gar nichts mehr zu thun übrig, so verdächtigen sie die Moral der Andersgläubigen und suchen den Machthabern einzureden, daß deren Thron nur im Schatten ihres Altars sicher stehe."

Da dürfte man nun die Talmudischen Moralgesetze für die Juden gegenüber den Goyim gar nicht mehr lesen, denn wer sie liest, der muß ja doch logisch zu dem Resultate kommen, daß die christliche Gesellschaft mit der religiös-officiell gebotenen Gaunerei, Verlogenheit, Ueberlistung, Eidbrüchigkeit nicht die Concurrenz aushalten kann und von der Gaunerei aufgelöst werden muß. — Wer nun diese Gedanken, zu denen er als Nichtjude gezwungen wird, ausspricht, der wäre ein Fanatiker, der die Moral der Andersgläubigen verdächtigt.

Der Atheismus, der offen erklärte Atheismus nimmt Stellung und verlangt für sich das Weltregiment; wer ihm entgegen ist, wird als Heuchler bezeichnet. Jeder muß seinen Atheismus ganz offen aussprechen können.

So weit sind wir aber noch nicht, denn Herr Mayer mayert noch weiter:

„Jedermann fürchtete eben, ein freimüthiges Bekenntniß dieses Standpunktes (d. h. des Atheismus) könnte ihm schaden, und

zum Märtyrer fühlt sich nicht Jeder geboren. Unter keiner Bedingung sollte eine derartige Heuchelstellung dem Menschen aufgedrungen werden. Ich sage Heuchelstellung. Denn es herrscht nicht bloß die Confessionslosigkeit, sondern der Unglaube fast ausnahmslos in den gebildeten Ständen der heutigen Welt,[1] und zwar ist der heutige Unglaube nicht der typische Unglaube des vorigen Jahrhunderts, dieser war bloßer Offenbarungsunglaube, Deismus, der heutige Unglaube ist rundwegs: Atheismus, d. ist Negation eines persönlichen Gottes. Um Mißverständnissen einen Riegel vorzuschieben, bemerke ich, daß ich damit bloß eine Thatsache konstatirt haben will und kein Wort zu Gunsten des Unglaubens verliere.[2] Ebenso verhält sich das Nächstfolgende innerhalb der Grenzen des Thatsächlichen. Der Atheismus als Kern oder Bestandtheil einer zusammenhängenden Weltansicht ist in der neuern Zeit ein Produkt des autonomen, von jeglicher kirchlicher Satzung unabhängigen Wissenschaftsbetriebes. Die Philosophen gingen mit ihren atheistischen Ueberzeugungen voran, ihnen folgten auf Grund eigener Ueberzeugungen die Vertreter der Natur- und Geisteswissenschaften."

30. Christliche und atheistische Naturforscher.

Das sind ja doch durchwegs Behauptungen im Interesse des fortschreitenden Atheismus, und das geht weit „über die Grenzen des Thatsächlichen". Wir sehen z. B. gerade im Darwinstreit die gediegensten Naturforscher in Menge gegen Darwin auftreten; der bedeutendste Gegner in Deutschland, Dr. Wigand, zeigt aber den Atheismus der Darwinianer in der ganzen Misere desselben und weist thatsächlich nach, daß die Verbreitung dieser Lehre nur auf dem Boden der durch Unsittlichkeit corrumpirten Jugend

[1] Aber auch bei allen Gaunern, Dieben, Einbrechern, Mördern, Betrügern und Bewohnern der Criminalstrafanstalten, wie auch bei denen, die es verdienen, in diesen Anstalten verpflegt zu werden.

[2] Der Autor beklagt es aber eben einige Zeilen vorher, daß die Ungläubigen unter dem Schutze der Staatsgewalt leiden, daß unter keiner Bedingung den Menschen eine derartige Heuchelstellung sollte aufgedrungen werden. — Dieser Herr Autor hat aber die Consequenzen nicht berechnet, denn nach seinem Princip darf man dann auch Niemandem in der Ausübung der atheistischen Moral Hindernisse in den Weg legen. In diesem Punkte aber liegt eben die Consequenzlosigkeit jener Theoretiker, welche das freie Predigen des Atheismus als die letzte Karte ausspielen, indem sie dieses freie Predigen vom modernen Staat beanspruchen.

so große Dimensionen angenommen hat, und daß das atheistische Streben moderner Naturforscher nicht aus den Ergebnissen der exakten Forschung, sondern aus ihren Willensakten hervorgegangen ist. Indem nun Mayer diese Thatsachen übersieht und selbe zu Gunsten des Atheismus verschweigt, sucht er der Toleranz im Interesse des Atheismus Bahn zu brechen, während der Atheismus, nichts um sich tolerirend, fortschreiten möchte.

In demselben Sinne fährt der Autor fort:

„Schon unter den Humanisten und Renaissancephilosophen gab es Atheisten. Den Pantheismus eines Spinoza können wir als eine Uebergangsform zwischen dem Theismus und eigentlichen Atheismus betrachten. Die englisch-französischen Aufklärungsphilosophen culminirten in einem atheistischen Materialismus. Der große Cosmologe La Place erklärte, die Wissenschaft könne fortan der Hypothese eines Herrgottes entrathen.[1] Kants Vernunftkritik widerlegte die Beweise für das Dasein Gottes, sein moralischer Gottesglaube war ein mehr oder minder unorganisches Anhängsel seiner Lehre. Schelling und Hegel usurpirten für ihr Absolutum den Namen Gottes. Herbarts Metaphysik weiß nichts von einem Gotte und bedarf seiner nicht, ganz gelegentlich producirt sie den physiko-theologischen Beweis, um wenigstens einen Weltordner wahrscheinlich zu machen. Feuerbach und Schopenhauer treten endlich für ihren Atheismus unverhohlen in die Schranken, wie auch zahlreiche Vertreter der Fachwissenschaften, die keinen faßbaren Grund hatten, mit ihren Ansichten hinter dem Berg zu halten."

„Desgleichen tragen die Literaturen und Künste der modernen Welt einen durchaus irreligiösen, ja atheistischen Charakter. Auf dem Gesammtgebiete der Arbeit und des Erwerbes hat der Mensch gelernt, sich selbst zu vertrauen und sich selbst zu helfen, ohne auf überirdische Eingriffe oder die Magie eines gunstbuhlerischen Gottesdienstes zu zählen.(!!!) Gegenwärtig besitzen nur die untern Schichten der Gesellschaft noch einen ernsthaften Gottesglauben, die oberen scheinen denselben nur in so weit zu protegiren, als er ihnen den Genuß des Bestehenden verbürgt. Im Uebrigen vertraut Alles auf die Wissenschaft, die Technik, die Institutionen, und läßt Gott einen guten Mann sein. Leugne die Thatsache, wer kann." —

---

[1] Newtons Entdeckungen im Gebiete der Astronomie überragen doch weitaus die Resultate, welche Laplace auf dem Boden exakter Wissenschaft zu Tage gefördert, und Newton war ein gläubiger Christ. Und Cartesius hat in der scharfen Gliederung menschlichen Denkens Höheres geleistet, als die Philosophen der Neuzeit — und er war Katholik bis an sein Ende.

Der Verfasser strebt nun auf Duldsamkeit gegen den Atheismus und Materialismus hin und wünscht die Beschränkungen dieser Weltanschauungen, die in neueren Gesetzgebungen (auch in der österreichischen) sich vorfinden, aufgehoben. Insoweit läge Consequenz in der Ausgliederung moderner Doctrinen. Die Consequenz aber ist zu Ende und der Widerspruch fängt an, wenn man die Gesellschaft, welche den Atheismus und Materialismus auf ihre Fahne geschrieben hat, noch mit dem bisher üblichen Gesetzapparat regieren zu können vermeint. Auch die atheistische und materialistische Moral wird consequenter Weise ihre Anforderungen stellen, auch sie wird unter dem Schilde der Toleranz vordringen, die Herrschaft zu erringen suchen, und wer noch einige unverworrene Fäden zu einem logischen Denkgewebe in seinem Kopfe hat, der möge sich ein Bild der Zukunft aufrollen. Auch die Principien der französischen Revolution traten aus der Schüchternheit und dem Zagen heraus und verlangten zuerst Toleranz, und als sie die Toleranz erobert hatten, da begann die Guillotine ihr Geschäft, welche die noch immer nicht normal toleranten Köpfe nach Hunderten herabmähte. Die Geschichte kennt in ihrem Verlaufe gar keine Toleranz; sie zeigt, wohin Probleme führen, die das Verleugnen des persönlichen Gottes, die den Atheismus und Materialismus verkünden. Die Geschichte sitzt über die Philosophie zu Gericht, und die Geschichte als die lebendige hat immer Recht.

Mit Annahme des Atheismus und Materialismus ist das Gewissen als eine Thorheit, als eine Täuschung erklärt, und eine Gesetzgebung, die im Gewissen des Volkes nicht einen Grund und Widerhall findet, ist regierungsunfähig und unhaltbar.

31. Das Leben Lessings und die Schriften Lessings in Harmonie. Lessing als Hazardspieler.

Nachdem wir allerneueste Urtheile als Resultate neuer Forschungen über Lessing gebracht haben, bringen wir wieder Schönfärbereien Gruppes. Wir haben bei diesen Anführungen nach dem Vorausgegangenen nur eine sehr kleine Arbeit, wenn wir diese Schönfärbereien ins rechte Licht stellen wollen.

Wenn Lessing die Marotte gehabt hat, seinen Freund Mendelssohn im Toleranzschlafrock aufs Theater zu bringen, und in einer mit Toleranzphrasen bemalten Mausefalle die blöden Goyim einzufangen, so finden wir dagegen in den Schriften Mendelssohns, daß es mit seiner Toleranz sehr windig ausgesehen hat, daß er nach seiner eigenen Aussage ein Talmudjude gewesen ist und daß wir, nachdem wir Mendelssohn aus seinen Geständnissen kennen gelernt haben, die Kurzsichtigkeit Lavaters und des Herzogs von Braunschweig nur bedauern können, als diese Beiden diesem Mendelssohn, der nur mit den giftigsten Feinden des Christenthums verkehrte, das Ansinnen stellten, sich taufen zu lassen.

Zu etwas hat aber die auf die Spitze getriebene literarische Heiligsprechung Lessings doch geführt. Die Leute haben angefangen, selbständig nachzudenken und nachzuforschen:

1. Was war Lessing außer seinen Schriften im Leben?

2. Warum hat er schon in seiner Jugend ein die Juden verherrlichendes und die Christen schmähendes Stück („Die Juden") geschrieben?

3. Was konnte ihn bewegen, in „Nathan dem Weisen" einen Juden zu verherrlichen auf Kosten der elendigen, den Juden umgebenden Christen?

4. Wer waren von je die Tonangeber bei der Verhimmelung Lessings?

5. Welchen Zweck haben diese Tonangeber verfolgt?

6. Welche Erfahrungen haben die Goyim gemacht, nachdem sie in der Toleranzfalle gefangen worden sind?

Aus diesem halben Dutzend Generalfragen wachsen selbstverständlich noch einige Dutzend Detailfragen heraus.

Thatsache: Lessing war Spieler, Spieler brauchen Geld; wer Geld braucht, sucht Geld zu bekommen, Geld bekommt man nur gegen Garantien, daß man mit Zinsen (und zwar mit Zinsen, je mehr, desto besser, wie ein jüdischer Wucherer in Wien vor Gericht ganz unverfroren eingestanden hat) oder mit andern augenblicklichen oder nachfolgenden Gegenleistungen bezahlen kann.

In Anbetracht, daß Lessing ein notorischer Hazardspieler war, wird Herrn Gruppe bange, daß seine Leser, welche vor Lessing

in „höchster Achtung“ tiefgebeugt dastehen sollen, sich auf einmal kühn aufrichten und fragen: „Was, ein Hazardspieler war Lessing?“ — Herr Gruppe versucht aber alle Bedenken niederzuschlagen. Das Factum läßt sich leider nicht abstreiten, aber die Schuld (die Schulden nicht so leicht) läßt sich wegdeuten; betrachten wir nun etwas näher den Mantel christlicher Liebe, mit welchem Gruppe das Spiel Lessings zudecken will.

32. Wie genial der Herr Gruppe den Lessing vertheidigt! Die verschiedensten Gründe über Lessings Spiel von Goethe, Stahr und Gruppe.

3. Bd., Seite 215:

„Seine Freunde in Berlin waren um ihn in großer Sorge, denn er ließ wenig oder nichts von sich hören, schien, was ihm zuzutrauen war, allem Literarischen abzuschwören; hatte er doch in ihrem Kreise im Unmuth über die Fühllosigkeit der Landsleute und ein in so edlen Bestrebungen verlorenes Leben ausgerufen: Wozu das Alles! Und nun die einzige Nachricht, daß ihr Freund, auf dem so große Hoffnungen ruhten, sich dem Spiel ergeben habe? Die Anklage war auch begründet! Lessing, der hier in Breslau ein munteres und genußreiches Leben führte, spielte wirklich — — allein nicht aus Gewinnsucht, sondern, wie er sagt, nur um der Aufregung willen, die ihn von einer körperlichen Angst befreie, und wie wir sagen würden: um seinem ritterlichen Naturell Genüge zu thun.“ —

Gesetzt den Fall: Herr Gruppe ist im Besitze eines Sohnes; dieser Sohn wird z. B. mit 500 Mark irgendwohin geschickt, um eine Schuld zu bezahlen, dieser Sohn aber hat auch die Bücher seines geistreichen Vaters gelesen, begibt sich in ein Café, wo Hazard gespielt wird, und bringt die 500 Mark glücklich an. Nun geht er nach Hause und erzählt, er habe das Geld verspielt — aber nicht aus Gewinnsucht, nur um seinem ritterlichen Naturell Genüge zu thun! Wer möchte da an der Stelle des jungen Ritters sein? Der Herr Papa würde sicher dem jungen Ritter gehörig den Schopf beuteln — nicht als Strafe, sondern nur „um der Aufregung willen“ und um „seinem (des Alten) ritterlichen Naturell Genüge zu thun“.

Es gehört doch eine ziemliche Portion Unverfrorenheit dazu, wenn ein Autor an seine Leser derartige Zumuthungen zu stellen wagt! Wo ist ein Vater, der sich mit einer Gruppeschen Ausflucht seines Sohnes in einem ähnlichen Falle zufrieden geben würde?

Wir haben gar keine Mühe nöthig, um den eklatanten Blödsinn der Gruppeschen Ausflucht nachzuweisen, das thun schon andere Verehrer Lessings, welche es versuchen, mit ganz anderen Gründen, als Gruppe den Lessing zu entlasten.

Sehr interessant ist, wie diese Herren, welche das Spielen Lessings herausputzen wollen, sich glänzend widersprechen. Nach Gruppe hat Lessing um der Aufregung willen und nicht aus Gewinnsucht gespielt — nur um seinem ritterlichen Naturell Genüge zu thun, und nach Stahr spielte er wieder um des Gegengewichtes willen. Stahr vertheidigt den Lessing wie folgt (I. Bd., S. 209):

„Lessings Neigung für das Spiel, die hier (in Breslau) zuerst bei ihm auftritt, beunruhigte nicht nur seine Berliner Freunde, von denen ihn besonders Mendelssohn mit väterlichen Ermahnungen heimsuchte. Auch sein Chef, dem sein hohes Pharaospiel zu Ohren kam, machte ihm einmal darüber freundschaftliche Vorstellungen. Lessing erwiderte ihm, es sei einerlei, ob man hoch oder niedrig spiele, ja das hohe Spiel habe den Vortheil, daß es die Aufmerksamkeit erhalte, während das kleine sehr leicht zerstreue. Hier mögen wir uns des Wortes Goethes erinnern, daß Lessing gegen sein unaufhörlich arbeitendes Innere ein starkes Gegengewicht brauchte. Das Spiel gab ihm dieses Gegengewicht. Es zog ihn vollständiger wie jedes andere Zerstreuungsmittel ab von seinen Gedanken, und gab ihm die Ruhe, deren er nach schwerer Arbeit des Geistes benöthigt war."

Also nach Gruppe spielte Lessing um der Aufregung willen, und nach Stahr spielte er um der Beruhigung willen. Und wir bringen diese sich diametral widersprechenden Urtheile über das Spiel Lessings um der Unterhaltung willen, und zwar einer Unterhaltung, die nicht nur sehr billig ist, sondern die auch nichts kostet. Stahr ist aber nicht zufrieden mit der Beruhigung, er gibt dem Lessing verehrenden Leser noch zur Auswahl einen andern Ausweg; er sagt, Lessing spielte als Cur zur Erlangung und Erhaltung seiner Gesundheit durch Heilgymnastik.

„Er (Lessing) betrachtete es (das Spiel) selbst als heilgymnastische (!!!) Cur. Er behauptete: die leidenschaftliche Anstrengung der Aufmerksamkeit, mit der man ihn buchstäblich im Schweiße seines Angesichts am Pharaotische, selbst wenn er gewann, spielen sah, setze seine stockende Maschine in Thätigkeit, bringe die Säfte in Umlauf und befreie ihn von einer körperlichen Beklemmung, an der er zum öftern leide. „„Wenn ich kaltblütig spielte, fügte er hinzu, so würde ich gar nicht spielen."" Thatsache ist es, daß er dem Spiele bis zu seiner Wolfenbütteler Periode zugethan blieb, ja, daß er sich namentlich in Hamburg mehr als es seinen Finanzen zuträglich war, demselben hingab. Doch ist nicht bekannt geworden, daß er sich dadurch jemals in Verlegenheit und Schulden gebracht hätte.[1] Später als er das Kartenspiel aufgegeben hatte, setzte er wenigstens das Lottospiel bis an seinen Tod fort."

33. Was ein Pfefferküchler dem Nachtvogel Lessing angethan hat. Lessing immer voll Schulden. Düntzer mit seinem Putzpulver. Danzel über das Spielen Lessings.

Die Thatsachen vom Spielen und dem mit dem Spielen verbundenen Schuldenmachen können die größten Lobredner Lessings nicht in Abrede stellen. Schuldenmacher brauchen nicht Spieler zu sein, aber wie wenig Spieler gibt es, die nicht Schuldenmacher wären?

Von 1766, als Lessing den Gleim besuchte, war er in Geldnöthen. (Düntzer: „Lessing", S. 342): „Auch borgte er von Gleim zur Weiterreise 10 Pistolen". 1757 hatte Lessing dem Gleim die famose Vorrede zu Gleims „Kriegslieder" geschrieben.

Düntzer berichtet[2] 1762 Breslau:

„Je leidiger die Zeiten waren, um so mehr gab er sich dem Genußleben hin. Spielen und Nachtschwärmen nahmen immer mehr überhand. Sein Wirth, der Pfefferküchler, wurde über sein spätes Nachhausekommen so ungehalten, daß er nach mehrmaligen vergeblichen Mahnungen eine Pfefferkuchenform machte, an welcher eine Mißgestalt Lessings Namensunterschrift trug, so daß also das Bild des großen Kritikers bei seinen Lebzeiten oft verzehrt wurde. Mag dieser (Lessing) über des Wirths hausbackenen

[1] Nur in Hamburg? Lessing kam ja, wie nachgewiesen, von seiner Studienzeit bis zu seinem Tode gar nie aus den Schulden heraus.

[2] „Lessings Leben." 1882. S. 293.

(oder den wirthshausbackenen) Spaß auch gelacht haben, das Verhältniß zum Wirth mußte sich doch lösen."

Wenn sich der Lebzelter diesen Spaß erlaubte, so kann Düntzer doch nicht annehmen, daß diese Pfefferkuchencaricatur eine Bittschrift gewesen sei, den Lessing als Miethsmann bei sich zu behalten, sondern eine außerordentlich deutliche Mahnung, Lessing möge sich eine andere Unterkunft suchen. Ob nun Lessing darüber „gelacht haben mag", — darüber möge Düntzer nicht gar so voreilig zu Gunsten Lessings urtheilen und sich selber fragen, wie es ihm gefiele, wenn sein Bild als süßer Literarhistoriker aus Honigteig geformt, mit Tragantzucker decorirt und die Augen mit Rosinen dargestellt, zum Verkauf ausgeboten würde. Es gehört eine tief begründete moralische Seelenruhe dazu, um über ähnliche Populärsatyren mit Lachen hinauszugehen; ohne Aerger läuft so etwas nie ab, dieser Aerger wird aber um so „ärgerlicher", wenn der Getroffene durch seine Schuld (oder Schulden) dazu Veranlassung gegeben hat. Jedenfalls ist Lessing durch seinen Hausherrn in Breslau berühmter geworden, d. h. mehr in der Leute Mund gekommen, als durch seine poetischen Erzeugnisse.

Auch in der Lob-Biographie von Danzel[1] können die Verfasser über die leidige Spielgeschichte nicht mit Stillschweigen hinauskommen. Da heißt es:

„Schon in Leipzig hatte er gelernt, mit Offizieren umzugehen und ihren Umgang mit Vorliebe aufzusuchen, hier, wo seine äußere günstige Lage ihm mitzumachen gestattete, mag er manchem rauschenden Gelage beigewohnt haben, ja zu Zeiten in eine ziemlich lockere Lebensart hineingerathen sein, wie denn der Schulmann Klose über ihn berichtet (Klose: „Lessing", I. 248): „„Fast täglich ging er nach 6 gegen 7 Uhr ins Theater, und von da mehrentheils, ohne das Stück ausgehört zu haben, in die Spielgesellschaft, von wo er spät nach Hause zurückkehrte und des andern Tages nicht vor 8 oder 9 Uhr aufstand. Ich habe ihn sogar noch gegen 10 Uhr im Bette gefunden."" Besonders dem Spiel ergab er sich mit Leidenschaft, so daß ihm sogar, wie er selbst erzählt haben soll, sein General sein hohes Spielen vorgehalten hat. Selbst Mendelssohn gab es ihm sehr deutlich zu verstehen, daß er ihm

[1] „Lessing", von Danzel und Guhrauer. 2. Auflage. Berlin 1880. I., S. 463.

darüber wichtigere Dinge zu versäumen scheine. „„In Breslau haben sich Traditionen von Lessings Aufenthalte in einigen Stücken bis heute erhalten. Man zeigt z. B. das Haus, wo er die Abende in froher Gesellschaft und beim Spiele zubrachte (Schuhbrüke im Posthorn), das Haus, wo er lange gewohnt (Schweidnitzerstraße) bei einem Pfefferküchler. Dieser sein Wirth, unmuthig über Lessings häufiges nächtliches Nachhausekommen, rächte sich durch eine Pfefferkuchenform mit einer Mißgestalt und der Unterschrift: G. E. Lessing. Es leben hier Personen, welche Pfefferkuchen aus dieser Form gesehen und gegessen haben. Namentlich erzählt man, daß gewisse witzige Aeußerungen, welche dem General Tauenzien als Commandanten von Breslau in den Mund gelegt werden, von Lessing ihren Ursprung nahmen."

„Einer von Lessings Freunden (erzählt Karl Lessing) sah einmal, wie ihm (G. E. Lessing) die Schweißtropfen vom Gesicht herunterliefen. Er sah auch, daß er nicht im Unglück war, sondern vielmehr diesen Abend sehr glücklich spielte. Als sie miteinander nach Hause gingen, tadelte er ihn, daß er nicht bloß seine Börse, sondern etwas Wichtigeres, seine Gesundheit, ruiniren würde. Gerade das Gegentheil antwortete Lessing. Wenn ich kaltblütig spielte, würde ich gar nicht spielen, ich spiele aber aus Grund so leidenschaftlich. Die heftige Bewegung setzt meine stockende Maschine in Thätigkeit und bringt die Säfte in Umlauf, sie befreit mich von einer körperlichen Angst, die ich zuweilen leide." Mendelssohn schrieb ihm in (der dritten Person): „„Er kann unmöglich über das Spiel nachgedacht haben, sonst wäre ihm gewiß die wichtigste Betrachtung nicht entgangen, die man über das Spiel zu machen hat, diese, daß man gar nicht spielen müsse."" Wenn Lessing es nun nicht unterließ? Er hat es aber wirklich nicht unterlassen. Das Spiel ist von dieser Zeit an immer seine Hauptleidenschaft geblieben und, so viel man weiß, der einzige Punkt, in welchem er zu Ausschweifungen geneigt war, obgleich er auch über ihn mindestens einer fallstaffischen Selbstironie fähig blieb. Daß übrigens jenes Gefühl von körperlicher Beängstigung keine Täuschung war, aber freilich auch, daß das von ihm angewandte Mittel die Sache verschlimmert haben dürfte, erhellt aus dem Umstande, daß er in dieser Zeit in ein hitziges Fieber verfiel, von dem er dann selbst hinterher an Rammler schreibt: „„Ich beginne ein Mann zu werden, und schmeichle mir, daß ich in diesem hitzigen Fieber den letzten Rest meiner jugendlichen Thorheiten verraset habe. Glückliche Krankheit! Ihre Liebe wünschet mich gesund, aber sollten sich wohl Dichter eine athletische Gesundheit wünschen? Sollte der Phantasie der Empfindung nicht ein gewisser Grad von Unpäßlichkeit weit zuträglicher sein? Horaze und Rammler wohnen in schwächlichen Körpern. Die gesunden Theophile (Doebbelin) und Lessinge werden Spieler und Säufer.""

34. Wie Lessing selber sein Spielen verurtheilt, was Herrn Danzel sehr zuwider ist. Die großen Männer und deren erstaunenswerthe Vorrechte. Der fürchterliche Dühring!

„Uebrigens hat Lessing selbst seine Lebensart in Breslau bitter verwünscht. „Nein, das hätte ich mir nicht vorgestellt", schreibt er an Mendelssohn, „aus diesem Tone klagen alle Narren. Ich hätte mir es vorstellen sollen und können, daß unbedeutende Beschäftigungen mehr ermüden müßten, als das anstrengendste Studiren, daß in dem Zirkel, in welchen ich mich hineinzaubern lasse, erlogene Vergnügen und Zerstreuungen über Zerstreuungen die stumpfgewordene Seele zerrütten würden, daß — bester Freund — ihr Lessing ist verloren! In Jahr und Tag werden Sie ihn nicht mehr kennen. er sich selbst nicht mehr. O meine Zeit, meine Zeit, mein Alles, was ich habe — sie so, ich weiß nicht, was für Absichten aufopfern u. s. w."

Dieses Selbstbekenntniß Lessings taugt nicht in den Rahmen des Bildes, welches Danzel u. Comp. von ihm zu entwerfen sich vorgesetzt haben. Sie suchen und finden auch in dieser Spielsucht Lessings ein nothwendiges Moment seiner Entwicklung (eine Urthat des Geistes, wie Danzel die Thaten Lessings gewöhnlich benennt), denn sie kommen mit ihrem Bügeleisen, um die im Spiele sorgengerunzelte Stirne glatt zu streifen (I, 465):

„Nichtsdestoweniger hat gerade dieser Zweig seines Daseins (das Spiel) hier die reiffste Frucht getragen; es ist das Vorrecht großer Männer, daß bei ihnen wie im Haushalte der Schöpfung nichts verloren geht, sondern auch noch alle Abfälle eine angemessene Verwendung finden.[1] Es gibt eine gar charakteristische Geschichte aus Lessings Krankheit. Als sie aufs höchste gestiegen war, lag er ganz ruhig mit einer bedeutenden Miene da. Diese fiel einem seiner Freunde so auf, daß er vertraulich fragte, was er denn jetzt dächte? „„Eben bin ich begierig, zu erfahren, was in meiner Seele beim Sterben vorgehen wird?"" Da ihm nun gezeigt wurde, wie dies unmöglich sei, versetzte er ganz abgebrochen: „„Sie intriguiren mich."" — Wie er hier im Tode nicht aufhörte, dem Grundprincip seiner geistigen Organisation zufolge die geistige Thatsache zu belauschen;

---

[1] Auch wir haben uns erlaubt, die Abfälle (und Einfälle) der vier großen Männer zu benutzen, daß dieselben im Haushalte der Schöpfung nicht verloren gehen, und diesen Abfällen die angemessene und wohlverdiente Verwendung angedeihen lassen.

so hat er auch das rauschendste Leben nicht nur schlechthin gelebt, sondern es zugleich in einem goldenen Spiegel dichterischer Reflexion einzufangen gewußt: es ist zu zweifeln, sagt der Biograph von der Sekretärstelle in Breslau, ob wir eine Mina von Barnhelm von ihm hätten, wenn er nicht diesen Posten angenommen hätte.“[1]

Frage: Wer hat denn den großen Männern das Vorrecht gegeben, daß bei ihnen wie im Haushalte der Schöpfung nichts verloren geht, sondern auch alle Abfälle noch eine angemessene Verwendung finden? Welch ein Glück für Deutschland, daß die „Minna von Barnhelm“ als eine Frucht der Breslauer Unterhaltungen, als ein Abfall zusammengeflickt worden ist. Was wäre Deutschland, wenn es die „Minna von Barnhelm“ nicht hätte! Wenn diese Dame im goldenen Spiegel dichterischer Reflexion nicht von ihm eingefangen und der Nachwelt überliefert worden wäre!

Man kann das „rauschendste Leben“ — leben, aber nur darf man es nicht schlechthin leben, sondern im Reflexionsspiegel einfangen, dann ist wieder Alles gut und erlaubt. Unsinn ohne Methode!

Wie tief sind wir Ende des 19. Jahrhunderts gesunken! Es gibt Leute, denen es bei der Aufführung der „Minna von Barnhelm“ vor Langeweile angst und bange wird!!! Welcher Barbarei gehen wir entgegen? Der schändliche Dühring weist nach, daß eigentlich am ganzen „Nathan“ nichts daran ist und daß dieses Stück nur der semitischen Lärmtrommel, der Judenreclame seinen Erfolg verdankt. Dreimal Wehe über das unglückliche Deutschland! Verschwarzen soll der Dühring, der die „Minna“ witzleer und langweilig findet!

---

[1] Wenn wir Deutschen nun ohne die „Minna von Barnhelm“ existiren müßten? Entsetzlich!! Seitdem einige unvernagelte Literaturhistoriker den Muth gehabt haben, auszusprechen, daß diese Minna sehr langweilig ist, daß sie an schlagenden Witzen, wie an komischen Verwicklungen und Situationen total Mangel leidet, — wagt es auch schon eine Menge, sich nicht mehr durch die Verhimmeler Lessings ins Bockshorn jagen zu lassen.

35. Lessing beständig in Geldnoth. Unordnung in den Rechnungen für die Bibliothek. Lessings letzte Jahre verbittert.

Düntzer („Lessings Leben“, S. 442):

1769 vor Lessings Abreise von Hamburg:

„Wenn ich nur erst in Ruhe da wäre“, seufzte er in einem Briefe an Voß (Buchhändler), „denn er fühlte, wie schwer es ihm fallen werde, die Hamburgischen Freunde zu verlassen: dabei lag ihm die Ordnung seiner Schulden, die er nur zum geringsten Theil bezahlen konnte, schwer auf dem Herzen.“

Seite 443:

„Von seiner (Lessings) damaliger Geldnoth zeigen die beiden am 11. October an Nicolai und Voß gerichteten Briefe.“

(Die betreffenden Stellen sind angeführt.)

In diesem Sinne schreibt Lessing am 7. Nov. 1769 an Ebert aus Hamburg (S. 444):

„Ich bin hier so tief eingenistet, daß ich mich gemächlich losreißen muß, wenn nicht hie und da ein Stück Haut mit sitzen bleiben soll. Besonders wenn ich es so einrichten will, daß ich allenfalls nicht wieder kommen dürfte.“

Düntzer erklärt diese Stelle: „Noch weit mehr und drückender, als die Bande der Freunde hielten ihn seine Schulden fest.“

Im selben Jahre, 6. Juli 1769, schreibt Lessing an seinen Bruder Karl:

„Ich muß alles zu Gelde machen, was ich noch habe, und auch so noch werde ich meine Reise nur kümmerlich bestreiten können. Das Herz blutet mir, wenn ich an unsere Eltern denke. Aber Gott ist mein Zeuge, daß es nicht in meinem Willen liegt, ihnen ganz zu helfen. Ich bin in diesem Augenblicke so arm, als es gewiß keiner von unserer ganzen Familie ist, denn der Aermste ist doch gewiß wenigstens nichts schuldig, und ich stecke bei dem Mangel des Nothwendigsten oft in Schulden bis über die Ohren; Gott mag helfen!“

Als Lessing 1776 von Braunschweig fort wollte (S. 541):

„Eva rieth ihm ernstlich ab, seinen Abschied zu nehmen, ja auch nur seine Verhältnisse als völlig derangirt anzugeben, um lumpichte 1000 Reichsthaler solle er seine Ehre nicht in die Schanze schießen; habe er dringende Schulden, so könne sie ihm mit 40 bis 50 Louisdor an die Hand gehen, nur wünsche sie, ihm diese so zuzustellen, daß Niemand etwas davon erfahre.“

S. 542:

„Für Evas Anerbieten dankte er herzlich, ja er warf sich ernstlich vor, in diesem Punkt nicht behutsam genug gegen sie gewesen zu sein. Seine Schuld belaufe sich nicht so hoch, ja, hätte er den Wechsel an Schmid bezahlt, so wäre er so gut wie rein."

(S. 542.) 1776:

„In Wolfenbüttel fand sich Lessing gleich so unwohl, daß er zur Ader lassen mußte. Auch konnte es ihn nur höchst unangenehm berühren, daß man *während seiner Abwesenheit die Handschriften der Bibliothek revidirt* hatte und ihm vom Bibliotheksekretär ein Verzeichniß *der vermißten* vorgelegt wurde. Der Minister von Praun hatte auch den Nachweis der Verwendung der jährlich von der fürstlichen Kammer gezahlten 200 Thaler *vermißt, an den Lessing sofort gehen wollte.* Und er stellte wirklich die von der Braunschweiger Waisenbuchhandlung bezogenen Bücher *aus den Rechnungen zusammen*, aber zu einer Rechnungsablage *kam es so wenig, als man darauf drang.*" —

Hätte Düntzer dieses aus Pfefferkuchen, Honig, Mehl und Zucker fabricirte Räthsel doch früher *einem Buchhändler gezeigt*: „bezogene Bücher aus den Rechnungen zusammengestellt", und doch „*keine Rechnungsablage*".

Sehr lobenswerth ist, daß Lessing trotz seiner Schulden noch seine arme Mutter unterstützte. (S. 549):

„Von dem zur Bezahlung seiner Schulden erhaltenen Vorschusse sandte er sofort seiner kranken Mutter 10 Louisdor mit der fröhlichen Nachricht, er sei in seinen Umständen so weit verbessert, daß, wenn er in Zukunft seine Pflicht nicht besser beobachtete, er keine Entschuldigung hätte."

1779 (S. 606):

„Zunehmende, auch den Geist hemmende Krankheit, *ewige Geldnoth*, der üble Ruf, in den man ihn besonders nach dem Nathan bei dem niedern Volk in Wolfenbüttel und Braunschweig als Ketzer und gottlosen Menschen zu bringen wußte u. s. w., endlich auch die von Friedrich dem Großen aus grober Unkenntniß und leidenschaftlichem Vorurtheil für französische Literatur verbitterte Lessing die letzten anderthalb Jahre seines unter beständigen Kämpfen mit Aufgabe aller persönlichen Vortheile *der geistigen Aufklärung* geweihten Lebens."

Düntzer versteht hier unter dem *maurerischen Sturm* gegen das *Christenthum* und der *prononcirten Verherrlichung des Reformjudenthums* die „geistige

Aufklärung". Das ist eben Geschmackssache; wenn aber Düntzer seit der Herrschaft des Reformjudenthums jetzt im Jahre 1890 beim Genusse dieser Aufklärung, die doch in der nackten Praxis vor ihm daliegt, noch immer den brenzlichen Geschmack nicht verspürt, dann ist dem guten Herrn nicht zu helfen, er hat eben nicht nur den Lessing (wie der Pfefferküchler in Breslau) gebacken verspeist, sondern auch den alten Juden Nathan mit seiner Honig- und Tragantzucker-Toleranz als Pfefferkuchen genossen.

36. Lessing hofft durch Spiel und Lotterie aus seiner Geldnoth zu kommen.

Düntzer (S. 616). 1780:

„Der am 26. März erfolgte Tod des Herzogs (von Braunschweig) brachte endlich den Erbprinzen zur Regierung. Eine der ersten Handlungen des neuen Regenten war es, daß er Lessings Freund, Alexander Daweson (einen Juden), verhaften ließ, weil er dessen Schuldforderung an seinen verstorbenen Vater als betrügerisch erklärte. Lessing, der von Dawesons Unschuld überzeugt war und die von seinen Glaubensgenossen (den andern Juden) gegen ihn ins Werk gesetzten Ränke durschschaute, besuchte ihn während seiner Gefangenschaft, ja er nahm ihn nach seiner Freilassung eine Zeitlang in sein Haus auf, obgleich er wußte, daß Daweson durch eine scharfe Antwort, die er dem Herzog als Erbprinzen gegeben, diesen gereizt hatte, aber der Unglückliche erregte immer sein thätiges Mitleid."

S. 619. Jacobi wollte Lessing zu einer Reise (1780) einladen.

„Die Geldnoth ließ ihn nicht an eine größere Reise denken."

Doch wollte er allein zur Erholung nach Hamburg reisen. (S. 630):

„Aber zur Reise mußte er sich erst Geld verschaffen. Am 16. September nahm er von seinem Hamburgischen Freunde Knorr 200 Thaler in Gold auf Wechsel."

(S. 638.) 1780:

„Lessing sah sich damals genöthigt, den Herzog um einen Vorschuß von 600 Thalern zu bitten."

S. 640:

„Der Herzog wies am 29. December die Hofkasse an, ihm den gewünschten Vorschuß von 600 Thalern zu leisten, die in vierteljährigen Beträgen von 50 Thalern zurückgezahlt werden sollten.“

Wir sind weit entfernt, die Geldnoth überhaupt einem Menschen auf seine Schuldentafel zu schreiben. Bei Lessing war aber das Spiel — wie er es nur üben konnte — eben die Leidenschaft, die ihn beständig unter dem Wasser hielt. Er gesteht es ja selber im Briefwechsel mit seiner Braut Eva König, auf welchen wir später ausführlicher zu sprechen kommen. Wenn er nicht Hazard spielen konnte, so setzte er seine Hoffnung auf die Lotterie. In den Briefen an seine Frau sind die Lotterie und ihre Ergebnisse das Lieblingsthema. Unterm 13. Januar 1771 schreibt er der Frau König:

„Ich komme auf unser gemeinschaftliches Projekt, glücklich, ich wollte sagen, reich zu werden. Wahrlich, Sie sind, sehe ich, eine Frau, mit der man schlechterdings nichts verlieren kann. Wir sind wiederum in der 9. Ziehung mit Einer Nummer herausgekommen, wie Sie aus beigehendem Zeitungsschein sehen werden. Nämlich mit Nr. 69. Ich habe auch schon dafür ein neues Billet auf die 10. Ziehung genommen; nur ist mir leid, daß es schon ausgefertigt war, als ich Ihren letzten Brief erhielt und Nr. 19 diesmal noch nicht an die Stelle kommen können. Für Nr. 69 habe ich 77 genommen und unser Billet lautet nun zusammen auf 7. 36. 45. 47. 77. Noch etwas besonderes dabei muß ich Ihnen melden. Auch in Stralsund hat man jetzt ein Lotto und vor Kurzem ist die erste Ziehung geschehen. Hätten wir da mit unserm Billete eingesetzt gehabt, was meinen Sie, das wir gewonnen hätten? Leider doch auch nur eine Ambe. Und was ist uns mit einer Ambe gedient? Alles oder nichts! K. und Comp. sollen unsere Louisdor haben oder wir ihre 60000 Thaler.“

Wir sehen, wie Lessing auch noch seine Braut, die in sehr verwickelten Finanzverhältnissen lebte, aneiferte, ihre Louisdors in den Lotteriekrater hineinzuwerfen. Man meint den Brief einer Lotterieschwester zu lesen. Am 8. April 1773 schreibt Lessing seinem Bruder:

„Wenn Du nicht begreifen kannst, wie ein Mensch, der doch jährlich 600 Thaler hat, in so kümmerlichen Umständen sein kann, so muß ich Dir sagen, daß ich auf länger als anderthalb Jahre mein ganzes Salarium vor einiger Zeit aufnehmen mußte, um nicht verklagt zu werden; und wer nun noch daran zweifelt, daß es die absolute Unmöglichkeit ist, warum ich gewisse Pflichten nicht erfülle, mein Versprechen in gewissen Dingen nicht halte, den bin ich sehr geneigt ebenso zu verkennen, als er mich verkennt.“

37. Düntzer vertheidigt den Lessing. Lessings Verkehr mit dem Münzpräge-Juden (Falsche-Groschenmacher) Ephraim.

Hier zur Abwechslung wieder einmal Düntzer mit einer Vertheidigungsrede. Er erzählt S. 282:

„Tauenzien (bei dem Lessing in Breslau Sekretär gewesen) war nicht allein General und Gouverneur, sondern auch Generalmünzdirektor. Eines der unseligsten Mittel, deren sich Friedrich zu seiner Erhaltung bedienen mußte,(?) war die immer weiter gehende Münzverschlechterung, welche die Berliner Juden Ephraim und Itzig zu besorgen hatten. Mit diesen kam auch Lessing, da die Verträge über das Ausmünzen des geringhaltigen Geldes Tauenzien aufgetragen waren, in nähere Verbindung. So war ihm Gelegenheit geboten, sich zu bereichern, da die Unternehmer seine Willfährigkeit belohnt haben würden, er auch den Umstand, daß er die erste Kunde von den neuern Münzverschlechterungen erhielt, zu seinem Vortheil benutzen konnte. Doch seine treue Redlichkeit, die Kenntniß der gewissenlosen Gewinnsucht des ihm aus der Voltaireschen Skandalgeschichte bekannten Ephraim und seiner Genossen, so wie die Warnung Mendelssohns, der trotz der glänzendsten Anerbietungen, die ihm Ephraim machte, nichts von diesem als schändliches Unrecht gehaßten Unternehmen wissen wollte, hielten ihn davon zurück. Lessing war kein Voltaire, sondern eine grundehrliche deutsche Natur.“

Düntzer arbeitet wieder gewohnheitsmäßig in Redekünsten.

1. Daß Tauenzien zunächst in den Hauptfragen mit dem schlauen Ephraim verkehrte — und der General den Nachtspieler in die tiefen Geheimnisse dieses Contractes nicht vorzeitig eingeweiht hat, das liegt auf der Hand.

2. Daß auch Ephraim den Lessing nicht mehr vom Contract wissen ließ, als was nothwendig war, liegt auch auf der Hand, denn der Jude war und ist so fein, zu wissen: daß die Mitwisser viel Geld kosten und daß der Profit um so größer ist, als man weniger Complicen zu bezahlen hat.

3. Hat nun Lessing etwas bekommen, so war das sicher nicht zum Bereichern; aufs Bereichern können bei derlei Gelegenheiten nur die obersten Contrahenten speculiren.

4. Daß Lessing Geld brauchte, das ist gewiß. Tauenzien hat die ganze Gebahrung sicher nicht als ein schändliches Unrecht gehaßt, sonst hätte er ja die officielle Unterhandlung

mit dem Juden nicht gepflogen, und wäre nicht dadurch reich geworden.

5. Es existirt kein Actenstück, das nachweisen würde, ob Lessing dem General Vorwürfe über dieses schändliche Unrecht gemacht. Lessing hat auch dem Dienst des Generals deswegen nicht Valet gesagt.

38. Wie Düntzer die Unschuld Lessings in das schönste Licht zu stellen den Versuch macht. Düntzers Raufhändel mit der Logik.

Düntzer führt als Beweis der völligen Unschuld Lessings folgende Briefstelle von Lessing an Mendelssohn aus der Zeit des Beginnes der Unterhandlungen an:

„Alle die Gefälligkeiten, die Ephraim sich von mir versprechen kann, sind von der Art, daß ich Niemandem dadurch schaden, auch mich selbst keiner Verantwortung dabei aussetzen kann; doch werde ich darum nicht aufhören, auf meiner Hut zu sein, und Sie, liebster Freund, werden mir einen großen Gefallen erweisen, wenn Sie mir dann und wann von diesem und jenem einen Wink geben."

Diese Briefstelle beschuldigt den Lessing allerdings nicht; Lessing konnte doch in keinem Falle so albern sein, ein Schriftstück aus der Hand zu geben, welches ihn hätte compromittiren können. Als einen Beweis von Lessings, des Secretärs Tauenziens, Unzugänglichkeit kann man es aber durchaus nicht gelten lassen. Lessing und Mendelssohn wußten sehr gut, daß der große Friedrich ein großer Freund vom Intercepten-Machen, d. h. vom Briefauffangen gewesen ist, und daß er, so viel er konnte, den ersten Faiseurs bei der Falsche-Groschen-Fabrik besonders auf die Finger geschaut hat. Lessing sagt in dem Briefe nur, „daß er Niemandem schaden wolle und daß er sich keiner Verantwortung aussetzen werde".

Diese zwei guten Vorsätze hätte ja Tauenzien auch sehr bequem für sich als Vertheidigung aufstellen können.

Hören wir Adolph Stahr in seiner (zu Lessings Verherrlichung nota bene) geschriebenen Lessing-Biographie (I. Bd., S. 201). Da heißt es:

„König Friedrich hatte den tapferen General (Tauenzien) zur Belohnung seiner Verdienste zum Gouverneur der so heldenmüthig

vertheidigten schlesischen Hauptstadt, und zugleich zum General-Münzdirektor ernannt. Was das letztere besagen wollte, weiß man, wenn man sich an die verschiedenen Münzverschlechterungen erinnert, zu welchen sich Friedrich der Große in der Noth des Krieges gezwungen sah. Durch die mehrmalige Wiederholung dieser Operationen kam es dahin, daß das gute Geld so ungeheuer im Preise stieg, daß Ein Dukaten oft mit 9 Thalern bezahlt wurde. Natürlich waren es nicht bloß die Juden Ephraim, Itzig u. A., durch welche Friedrich diese Operationen ausführen ließ, welche bei denselben gewannen, auch Christen versäumten nicht, aus der Quelle zu schöpfen, an der sie saßen; und sogar Tauenzien, der von Haus aus arm war, hatte, wie Friedrich der Große selbst bezeugt, ein Vermögen von wenigstens 150 000 Thalern erworben." — — —

Auf diese historische Thatsache hinauf mußte Stahr schon wieder in die Schachtel mit Putzpulver greifen. Er sagt:

„Nur Lessing, der doch in der ausgesprochenen Absicht, seine Umstände zu verbessern, sich in das von ihm so gefürchtete Joch der Abhängigkeit eines Amtes begeben hatte, und dem seine Stellung mehr als andern Gelegenheit bot, sich ohne Unredlichkeit(?) dieselbe zu Nutzen zu machen, konnte es nicht über sich gewinnen, diese Gelegenheit zu benutzen. Da er als die rechte Hand Tauenziens immer die erste Kunde von neuen Münzoperationen hatte, so wäre es ihm ein leichtes gewesen, durch sichere Operationen Tausende zu gewinnen, wenn er sich nur, **wie sein Bruder schreibt**, um die neuen Geldauflagen eben so viel, als um neue oder alte Bücherauflagen gekümmert hätte."

Bei Gericht wird in diesen Fällen ein Bruder als Zeuge weder beeidet, noch zugelassen, aber bei Lessing — das ist was Anderes. Als derselbe Bruder in einem Briefe berichtete, Lessing wäre für eine eventuelle sichere Anstellung in Wien auch katholisch geworden, da kommen Danzel, Guhrauer, Maltzahn und Boxberger aus dem Häuschen; in diesem Falle, sagen sie, darf man dem Bruder keinen Glauben schenken! Der Historiker sagt freilich: „Gerade in diesem Falle ist der Bruder ein unparteiischer Zeuge, während man ihn bei der Falsche-Groschen-Fabrikation als Zeugen nicht verwenden kann."

Die Vertheidiger Lessings können immerhin darauf pochen à la Shylok: Wo ist der Schein, wo ist eine Quittung, welche beweist, daß Lessing ebenso wie sein Herr General etwas von dem Münz-Veitl bekommen hat? Wo ist eine Quittung der Amsterdamer Juden für die 1000 Dukaten

ausgestellt? Wo ist eine Quittung für die Wechselbezahlung von jüdischer Seite während der Abfassung des „Nathan“?

Nun, trotz allen diesen erbaulichen Hunderten von echten Schulchan-aruch-Gestalten, mit denen Lessing in ununterbrochenem Verkehr stand, einen „Nathan den Weisen“ zusammenzuschwefeln, dazu gehört eben ein Pegasus, der über die höchsten Schranken hinübergaloppiren kann.

Spielen, Nachtschwärmen, beständiges Schuldenmachen und beständiges Schuldenhaben, das gibt Düntzer bei Lessing nothgedrungen Alles zu, auch glänzendste Anerbietungen, die ihm Ephraim machte, aber „er wollte von diesem schändlichen Unrecht, von diesem verhaßten Unternehmen nichts wissen“. Lessing war kein Voltaire, sondern eine „grundehrliche deutsche Natur“. — Das sind eben Deklamationsstücke Düntzers. Daß Nächte hindurch Hazard spielen, Nachtschwärmen, Schuldenmachen gewaltig große Breschen sind, die ein kleiner, feiner Jude zum Eingang zu benutzen weiß, ist doch kein aus der Luft gegriffenes Bedenken. Die Versilberte-Kupfergroschen-Fabrikation ist ja ein Gedanke des großen Königs gewesen, „eines der unseligsten Mittel, deren sich Friedrich zu seiner Erhaltung bedienen mußte“, sagt Düntzer. Was liegt nun für eine Logik darin, wenn Düntzer behauptet, Lessing habe von diesem verhaßten Unternehmen nichts wissen wollen? Das ist doch vollkommen logisches Fiasko. —

Folgerichtig hätte Düntzer hier ebenso wie bei König Friedrich sagen können: die Annahme einer Gratification von Seite Lessings war eines der unseligsten Mittel, deren sich Lessing zu seiner Erhaltung bedienen mußte. Lessing hat mit Friedrich die gleiche Religion gehabt, warum hätte er nicht auch mit dem großen Friedrich die gleiche Moral haben sollen? Hat nicht auch Gruppe (siehe weiter unten) behauptet, daß Friedrich des Großen Kriegführen und va-banque-Spielen für Lessing das Vorbild seines va-banque-Spielens gewesen sei, und daß Lessing in Ermangelung von Soldaten auf dem Schlachtfelde mit Thalern am grünen Tische gespielt hat? — Es wird feierlichst gebeten, diesen Vergleich für einen Entlastungsbeweis, nicht für einen reinen Blödsinn zu halten!

Aber die Düntzerschen Beweisführungen sind ein beständiges Turnen, Ringen und Raufen mit der Logik, und Düntzer ist zunächst so galant, dieser riesenmäßig starken Dame die Siegespalme zu reichen und sich von ihr auf den Boden werfen zu lassen.

Wir haben über die Vertheidigung der Stein und Schrötter durch Düntzer nachgewiesen[1], wie Düntzer sich als einen außerordentlich schwungvollen, auf Vermuthungsfittigen im Blauen herumflatternden Orator geberdet, der aber auf historische Thatsachen nicht versessen ist.

Ohne mit irgend einem Dokument seine Deklamation zu belegen, fährt Düntzer über Lessings Stellung bei Tauenzien fort:

„Niemand konnte ein ärgerer Feind aller Intriguen und Ränke sein. Wenn er sich um die Ausmünzung bekümmerte, so that er es nur aus Pflicht, wobei ihn höchstens die Münzwissenschaft von Seite der Kunst anziehen konnte."

Das ist wieder so ein angezündeter Schwefel, um die Leser wie auf einem Baume schlafende Fasanen zu betäuben. Was hat denn beim Einsammeln von cursirenden Silbermünzen, um diese einzuschmelzen, das Silber zu verkaufen und dafür mit Silberschaum beschmierte Kupfermünzen auszugeben — die Münzwissenschaft zu thun?

Der unentwegt lobhudelnde und -sprudelnde Düntzer hat sich der schmeichelhaften Ansicht über seine Beredtsamkeit hingegeben, er könne und dürfe seinen Lesern alle möglichen Behauptungen statt der unmöglichen Beweise vormachen, und diese Leser seien echte Cretins, denen man mit einiger Schlauheit alles Mögliche und Unmögliche hinaufdisputiren kann.

1. Die damals cursirenden Münzen als ein Objekt des Kunststudiums auszugeben, das ist arg.

2. Die schändlichen, von Ephraim und Itzig geprägten Münzen, diese mit Schaum versilberten Kupferbatzen, als einen Gegenstand des Kunststudiums auszugeben, das ist ärger.

3. Dem Leser den Glauben an dieses angebliche Kunstinteresse beibringen wollen, das ist das allerärgste, das ist geradewegs verblüffend.

---

[1] „Die Hofschranzen des Dichterfürsten." 5. Buch, S. 393—488.

Erich Schmid berichtet in seinem „Lessing" über die Falsche-Thaler- und Groschen-Fabrikation wie folgt (I. 435):

„Diese beneidenswerthe Laune (Lessings) entsprang nicht zuletzt dem Umstande, daß der kauflustige Lessing damals wirklich sehr gut bei Kasse war. Freilich füllte „herzlich schlecht Geld" seinen an Ueberfluß nicht gewöhnten Beutel, denn Friedrich der Große war genöthigt worden, der erschöpften Kriegskasse durch eine erhebliche Münzverschlechterung aufzuhelfen. Moses (Mendelssohn), den der Hauptunternehmer Ephraim in Berlin mit einem hohen Gehalt als Disponenten gewinnen wollte, sprach sich nicht nur auf das entschiedenste gegen jede Theilnahme an einer so anfechtbaren Finanzoperation aus, sondern sah auch den Freund sehr ungern mit diesem Handel bemengt. Tauenzien war nämlich zum Generalmünzdirektor ernannt worden, so daß sein Sekretär in der That das Ausmünzen des geringhaltigen Geldes zu überwachen hatte. Lessing beruhigte den ehrlichen Moses und bat ihn um fortgesetzte Rathschläge. Er saß im Rohr und schnitt keine Pfeifen. Die häufige und so günstige Gelegenheit, sich gleich vielen andern, die dabei ihrer bürgerlichen Ehre nicht verlustig gingen, zu bereichern, strich unbenützt an ihm vorbei. Er hatte mehr als er brauchte (???) und er war nie ein sorgsamer Finanzmann u. s. w."

Erich Schmid ist so nachsichtig und so vorsichtig, von dem Umstande, daß sich Tauenzien nach Friedrichs des Großen eigenem Ausspruch Hunderttausende bei diesem Handel machte, zu schweigen, doch gesteht er, „daß Lessing als Sekretär in der That das Ausmünzen des geringhaltigen Geldes zu überwachen hatte". Wenn nun der Jude Ephraim dem Tauenzien die Säcke füllen mußte und der Jude, der ein Millionär geworden, sich selber nicht vergessen hat, so muß uns die Ueberwachung Lessings bei diesem Geldgeschäft außerordentlich durch die Finger schauend erscheinen, selbst für den Fall, daß Lessing, wie Erich behauptet, keine Pfeifen schnitt, als er im Rohre saß.

Wir nehmen keinen Anstand, trotz aller begeisterten Deklamation für das „Nicht-Pfeifen-Schneiden" schon in diesem: Rohre-Sitzen, wo der Jude und der General so viele Pfeifen sich geschnitten haben, eine unvertilgbare Schmach für einen ehrenhaften Charakter zu ersehen.

Wenn es Friedrich zur flauen Entschuldigung dienen kann, daß er bei seiner Finanzcalamität genöthigt war, zu diesem Judenbetrug seine Zuflucht zu nehmen, so ist gar nicht

abzusehen, warum man so viele Mühe verwendet, andere arme Teufel, die sich auch von Finanznöthen bedrängt sahen, ihren Finanzcalamitäten durch und mit den Juden aufzuhelfen, total reinzuwaschen und ihr sich selbst vergessendes Zuschauen bei diesem entschieden unsauberen Geschäfte gegen alle Geschäftspraxis in derlei verzwickten Fällen den Lesern auf den Buckel hinauf zu behaupten. — Sollte Lessing in unbefangener Kinderseligkeit trotz des Ueberwachens gar keine Ahnung davon gehabt haben, wie der jüdische Gauner mit dem großen Feldherrn im Bunde das arme Volk um sein blutiges Geld beschummelt haben?

Nachdem die vom Juden Ephraim dem „ehrlichen" Tauenzien verabfolgte Anerkennung in Tausenden von echten, silberhaltigen Thalern historisch erwiesen ist (welche blanken Thaler sich der General für die menschenfreundliche Nachsicht beim Ausprägen der silbergefärbten Kupferbatzen „mit vollstem Rechte" verdient hat), wird sich der vom Verhimmelungsschwindel im Lessingcultus noch nicht angesteckte oder bereits geheilte Leser kaum des Lächelns erwehren können, wenn er in Erichs „Lessing", I. 932, zu lesen bekommt:

„Ein schönes, auf gegenseitiger Werthschätzung (!!) beruhendes Verhältniß verknüpfte bald den hastigen General und seinen nicht minder raschen Sekretär. Noch im Jahre 1777 erkundigt sich Gotthold (Lessing) bei Karl, ob dieser in Breslau seinen alten ehrlichen Tauenzien[1] gesprochen habe. Und wer in der schlesischen Hauptstadt von der Rauchschen Blücherstatue zu dem schlichten Denkmal Tauenziens wandert, wird der ruhmvollen Worte Lessings gedenken: wäre der König so unglücklich geworden, seine Armee unter einem Baume versammeln zu können, General Tauenzien hätte gewiß unter diesem Baume gestanden!!!"

Ebenso gut hätte Lessing auch sagen können: auch der Jude Ephraim hätte sich unter diesen Baum gestellt und dem König

[1] Wenn Lessing den Tauenzien ehrlich rühmt, nachdem doch Lessing vom Empfang der schweren Silberladung seitens des jüdischen Geldverderbers notorisch gewußt haben mußte, so ist nicht zu erklären, warum die Lobredner Lessings immer in Rage versetzt werden, wenn Jemand in Anbetracht der beständigen Geldnoth vermeint, auch der Lessing sei als Sekretär nicht leer ausgegangen. Was Lessing bei Tauenzien ehrlich gefunden hat, das konnte er doch in seinem Interesse nicht unehrlich finden. **Um etwas Logik wird gebeten.**

aus der Klemme geholfen, wenn noch einige Thaler Rebach in Aussicht gestanden wären. Es ist zu bedauern, daß man aus Dankbarkeit für den jüdischen Nothhelfer am Sockel des Tauenzien-Monumentes nicht auch ein Basrelief aus Bronce (von den falschen Thalern gegossen) mit der herausfordernden Schnabelnase Ephraims angebracht hat.

Oder noch schöner, wenn Tauenzien und Ephraim (wie bei Goethe- und Schiller-Monumenten) in ganzer Figur Hand in Hand gegossen — oben gestanden wären.

Unter dem Monument, wo Tauenzien und Ephraim sich die Hände reichen und Tauenzien dem Ephraim einen Lorbeerkranz aufs Haupt setzt, könnte man eine Inschrift anbringen:

Dem Jüd reicht Tauenzien die Hand
Zu Beider Freundschaft Unterpfand,
Und von dem Jüd hat viel gekriegt
Der Krieger, der den Feind besiegt.
Doch Lessings Name sei geheiligt,
Denn der blieb immer unbetheiligt;
Zu Schanden wird sogleich gemacht
Auch jeder leiseste Verdacht.
Da schreit sogleich der Düntzer-Chor:
Zeigt uns zuerst die Quittung vor!
Ein Jeder bleibt ein Ehrenmann,
Wenn man ihm nichts beweisen kann.

Wie Lessing nach diesem genauen Einblick in die Falsche-Groschen-Prägerei durch den Biedermann Ephraim Veitl noch „Nathan den Weisen" zu Wege brachte, das dürfte einem unbefangenen Beobachter als ein psychologisches Räthsel erscheinen, aber sein Glaube an die Nathantugenden war so festgewurzelt, daß er durch die falschen Groschen nicht ausgerottet werden konnte. Geradewegs ein Frevel wäre es aber, auch nur leise zu vermuthen, dieser Glaube sei durch gute Groschen noch befestigt worden.

39. Lessing in beständiger Correspondenz mit Juden. Was Baumgartner über Lessings durch Juden beeinflußtes Wirken bemerkt. Geldnoth und Stoff der Schriftsteller.

Eine treffende Bemerkung über Lessings Verhältniß zu den Juden in Breslau bringt Alexander Baumgartner[1]:

„In den Jahren 1760 und 1763 figuriren in Lessings Briefwechsel außer Mendelssohn ein Jude Joel, ein Jude Heyne, Veitel Ephraim, ein Jude Haymann, ein Jude Kuh als freundschaftliche Bekannte, die Grüße und Nachrichten von Breslau nach Berlin besorgen. Veitel Ephraim war Münzunternehmer und besorgte im Auftrage des Königs und des Generals Tauenzien das Prägen geringhaltigen Geldes. Obwohl versichert wird, Lessing habe gewisse „glänzende" Anträge Veitel Ephraims abgelehnt, und sich auf Warnung Mendelssohns sehr zurückhaltend gegen ihn benommen, so zeigt die Liaison doch immerhin, daß Lessing das Judenthum von seiner wahren Seite kannte und daß die Schilderung des Nathan auf vollständiger und bewußter Fiction beruht."

Der Verkehr mit Juden dauerte bei Lessing immer fort. 1778 berichtet Düntzer (S. 579):

„Zu den alten Freunden hatten sich bei Lessings geselliger Natur manche neue gefunden. So verkehrte er auch mit jüdischen Familien, mit denen er durch Mendelssohns Besuch in Verbindung gekommen, besonders mit der Familie Daweson (oder Davidsohn). Ein 22jähriger Sohn derselben, Alexander, der eben im Begriffe stand, einen Kunsthandel anzulegen, war ihm besonders zugethan. Lessing freute sich, bei ihm manches zu sehen."

Es müßten alle Anzeichen trügen, wenn die praktischen Erfahrungen in nicht gar weiter Ferne eine gewichtige Erkenntniß in der christlichen Welt herbeiführen würden, eine Erkenntniß der mit den Thatsachen in direktem Widerspruch stehenden colossalen Verlogenheit, die dem weisen Nathan zu Grunde liegt.

Daß die beständige Geldnoth auch die Richtung seiner Literatur beeinflußt habe, gesteht Lessing selbst in dem Briefe vom 11. November 1770 an seinen Bruder Karl, den wir Eingangs als Motto gebracht haben.

---

[1] „Lessings religiöser Entwicklungsgang." Ein Beitrag zur Geschichte des modernen Gedankens von A. Baumgartner. Freiburg, Herder, 1877. S. 54.

Er nimmt sich vor, den zweiten Theil seines gegen die Kirche und das positive Christenthum gerichteten Berengarus herauszugeben und sagt:

„Ich muß das Brett bohren, wo es am dünnsten ist; wenn ich mich von außen weniger geplagt fühle, will ich das dicke Ende wieder vornehmen.“

Schon ein Jahr früher, 16. März 1779, gesteht Lessing den Einfluß der Geldnoth auf seine Literatur an seinen Bruder Karl:

„Ich weiß ja weder, wie viel Subscribenten Du, noch wie viel Voß (Buchhändler) hat. Am Ende kann ja Voß nicht einmal so viel haben, daß nur die 300 Thaler an M. V. (Moses Vessely) in Leipzig davon gezahlt werden können. Alsdann käme ich gut an! Denn ich habe an M. Vessely einen Wechsel darüber auf 4 Monate ausgestellt, der mir sodann auf den Hals käme, ohne daß ich die geringste Anstalt desfalls gemacht hätte. Du glaubst nicht, wie mich das bekümmert und es wäre ein Wunder, wenn man es meiner Arbeit nicht anmerkte, unter welcher Unruhe ich sie zusammenschreibe!“

Charakteristisch ist die Angst vor den edlen Juden, die den armen Dichter in ihrer Gewalt haben. Immer das alte Märchen vom Shylok, der den Goy wie einen Bären am Nasenringe festhält, daß er sich nicht anders bewegen kann, als nach des Shyloks Wohlgefallen.

Wenn jetzt bei der gegenwärtigen Welt- und Geldlage ein Comité sich zusammenthun würde, dem weisen Nathan ein Monument zu setzen, so wäre das eine höchst unkluge Herausforderung an ein weit größeres Comité, das dem Shylok vis-à-vis dem Nathan ein noch prachtvolleres Monument setzen würde. Shylok und Nathan, der ächte und der Theaterjude, sind schon sehr eng aneinander gerathen und ohne Conflikt wird es kaum mehr abgehen; mit Shakespeare wird Lessing nie und nimmer fertig werden. Die Gummielasticumfigur des Nathan wird den jüdischen Schuldschein des Shylok nie aus dem Buche der Geschichte herausreißen können. Shylok ist der neutestamentarische historische Jude — Nathan ist ein zeitweiliger Comödiant.

Nachdem wir nun über Lessings Spiel und Schulden verschiedene Stimmen vernommen haben, wollen wir um der Unparteilichkeit willen zum Schluß den größten Lobredner

Lessings, Düntzer, anhören. Er legt sich die Spielsucht des Dichters also zurecht (Düntzer: „Lessing", S. 292):

„Lessing meinte, das leidenschaftliche Spiel sei seiner Gesundheit förderlich, die lebhafte Bewegung setze seine Säfte in Umlauf und befreie ihn von einer körperlichen Angst, an welcher er bisweilen leide. Hatte er ja in einem Buche des berühmten Professors Sanctorius gelesen, die Vermeidung der Ausdünstung sei Ursache der meisten Krankheiten. Daß die lebhafte Aufregung des Spiels, bei welchem er in Schweiß gerieth, seine Nerven zu sehr aufregte, fürchtete er nicht. Auch behauptete er, das hohe Spiel bringe ihm keinen Schaden, da er nicht verliere. Das reine Glückspiel ließ ihm Zeit genug, die Gesellschaft zu beobachten, überhob ihn der Nothwendigkeit, eine platte Unterhaltung anzuhören und schützte ihn vor der Gefahr, durch seinen Spott und Widerspruchsgeist sich zu verletzenden Aeußerungen hinreißen oder von mancher Seite aushorchen zu lassen. Freilich blieb diese Spiellust eine Schwäche, der Lessing gerade in entschiedenem Gegensatze zu seiner auf Folgerichtigkeit dringenden Verständigkeit[1] sich schwer erwehren konnte. Erst in Wolfenbüttel gab er das Spiel auf."

Wolfenbüttel hatte 1830 kaum 6000 Einwohner, 70 Jahre früher noch weit weniger. In einer kleinen Stadt mit einfachen Bürgern und Handwerkern gab es damals kein Material zum Hazardspielen. In Berücksichtigung dieser Verhältnisse hätte Düntzer correkt deutsch sagen können: In Wolfenbüttel spielte er nicht mehr; wenn aber Düntzer sagt: da gab er das Spiel auf, so hat das den Sinn: das Aufgeben des Spiels wäre ein Akt seines freien Willens gewesen.

Noch ein kleiner Schwank zu Düntzers Deklamirübungen. Man meint aus dem „Kleinen Deklamator in der Westentasche" etwas vorlesen zu hören. In Düntzers „Lessing", S. 639, kommt folgende Ekstase vor:

„Brennender Schmerz ergreift uns beim Gedanken, daß eben damals der große Preußenkönig Lessings unvergängliche Leistungen durch sein despotisches, weil auf völliger Unkenntniß beruhendes Wort vermeinte: die deutsche Literatur besitze keine des Volkes würdige Schöpfung."

---

[1] Ein Gegensatz zu einer „auf Folgerichtigkeit dringenden Verständigkeit"! Gibt es denn auch eine Verständigkeit, die nicht auf Folgerichtigkeit drängt? Bei Herrn Düntzer scheint das der Fall zu sein.

Fragen wir Hunderttausende von ehrlichen Deutschen, jeden einzeln: „Sagen Sie einmal aufrichtig, spüren Sie wirklich einen brennenden Schmerz über obige Aeußerung des Preußenkönigs?" u. s. w.

Der aufrichtige Leser wird sagen: „Was fällt Ihnen ein? Einen Schmerz und einen brennenden auch noch dazu, und über ein Wort des großen Friedrich, im vorigen Jahrhundert gesprochen? Könnte mir nicht einfallen! Wer wird denn so wehleidig sein? Herr Düntzer kann den großen Friedrich sagen lassen, was er will, das macht der Katze keinen Buckel."

Um Poesie zu zeigen,
Läßt man Raketen steigen,
Doch nur aus hohlen Phrasen
Bestehen die Ekstasen.
Als wie ein falscher Münzer
Erscheint uns der Herr Düntzer:
Wir fühlen keine Schmerzen
In unsern deutschen Herzen.

40. Die Widersprüche in den Vertheidigungsreden für Lessing. Friedrich II. wird mit Lessing verglichen. Gruppe deklamirt für Lessing. Thatsachen aus Lessings Finanzwirthschaft und Spiel gegen sämmtliche Deklamatoren.

Stahr belehrt den Leser: „Lessing habe zu seiner Beruhigung gespielt", verliert aber schon drei Zeilen später sein Gedächtniß und läßt Lessing selber sagen, daß er in leidenschaftlicher Aufregung, im Schweiße seines Angesichtes spielte und daß er, der Lessing, selber gestand: „Wenn ich kaltblütig spielte, so würde ich gar nicht spielen." — Wem soll man da glauben? Dem Stahr oder dem Lessing, oder das klügste: am Ende keinem von Beiden?

Wenn Stahr ferner sagt, es sei nicht bekannt geworden, daß Lessing in Verlegenheiten und Schulden gekommen sei, so hätte er höchstens sagen können, es sei ihm nicht bekannt geworden. Er hätte ja nur die Briefe Lessings und der König, dann die Berichte des Kayserling und Mendelssohn durchblättern

dürfen, um zu ersehen, daß Lessing bis an sein Ende in Schulden steckte und in Judenhänden sich befunden hat, daß ihm die Juden bei Abfassung seines „Nathan“ seine Wechsel einlösten, aus gutem Herzen versteht sich, und ohne jede Gegenleistung!

Herr Gruppe erscheint S. 227 wieder mit einigen Seifenkugeln, um die Spielflecken aus dem Gewande Lessings herauszuwaschen, und wie schlau das Herr Gruppe anstellt:

„Seiner Neigung zum Spiel, dem er sich besonders in Breslau hingab, wurde schon gedacht, es steht dies im engen Zusammenhang mit jener Lust, Streitfragen und selbst Fackelbrände in die Welt hinauszuwerfen, auch hier zu wetten und zu wagen. Er war nicht umsonst ein Zeitgenosse des Königs, der auch im Gefühl einer gerechten Sache und eines hohen Berufes mehr als einmal Va banque gespielt.[1] Was der große Schriftsteller mit dem großen Fürsten gemein haben dürfte, ist bei allem Ernst des Charakters und der Tiefe des Wesens ein gewisser genialer Leichtsinn!“

So Gruppe!

Der Eine spielte mit Thalern,
Der Andere mit Soldaten,
Jedoch es hatten beide
Mit Juden Masematten.
Der Spieler und der Krieger,
Ein jeder ist ein Held,
Zum Spielen und zum Kriegen
Da braucht ein Jeder Geld.
O könnte Friedrich lesen
Des Gruppe schönen Vergleich,
Er würde rufen: „Ihr Racker,
Gebt acht, ich helfe Euch!“

Daß übrigens Friedrich II. im Gefühl einer gerechten Sache und eines hohen Berufes va banque gespielt, hat schon der alte, schmeichlerische Schelm Gleim mit Leierbegleitung, die Augen andächtig zu Apollo hinaufgedreht, gesungen. Dafür also hätte Gruppe einen alten Leierer zum Gewährsmann.

---

[1] Das ist gelungen! Also auch Lessing hat im Gefühl einer gerechten Sache und eines hohen Berufes Nächte am Spieltisch zugebracht!

41. Danzel über Lessings Spielen. Der arme Goeze. Spiel in der Lotterie.

Danzel[1] bestätigt das Spielen Lessings und erklärt es auch wieder auf eine andere Weise.

Dem vielverschimpften Pastor Goeze hat man auch nachgesagt, daß er die in Hamburg damals erlaubte Zahlenlotterie als ein Teufelswerk hingestellt; ob er gerade den Ausdruck gebraucht hat, den seine Gegner brauchen, um ihn lächerlich zu machen, das ist nicht erwiesen, erwiesen aber ist, daß dieser Mann den moralischen Muth besessen hat, gegen das verderbliche Lotto zu predigen.

J. O. Thieß sagt in seiner eigenen Lebensgeschichte, II. 44, von Goeze:

„Mehrmals hat er wider obrigkeitliche Anordnungen und bestehende Einrichtungen gepredigt, z. Beispiel wider die Zahlenlotterie, als sie noch privilegirt war."

Daß Goeze dadurch die passionirten Lotterie-Brüder und -Schwestern ins Herz getroffen, unterliegt keinem Zweifel. Wenn Lessing wirklich ein leidenschaftlicher Lottospieler war, so dürften diese Predigten als eine Mitursache des Hasses gegen Goeze nicht außer Acht gelassen werden.

Heinemann[2] bringt einen Brief Lessings an Eschenburg:

„Mein lieber Herr Eschenburg! Wenn ich Ihnen meine Nummern noch vor Michaelis, wie versprochen, einschicken soll und will, so muß es ja wohl heute geschehen. Es sei also, und die Zahlen, auf die ich mir diesmal positiv eine Terne, wo nicht gar eine Quaterne verspreche, ob sie mir gleich weder ein böser, noch ein guter Engel eingegeben, sondern ich sie einzig meiner Willkühr zu verdanken habe, sind folgende: I. 21, 28, 84. II. 36, 69, 87. III. 17, 39, 47. Den Auszug wie gewöhnlich zu 8 gute Groschen, die Ambe desgleichen und die Terne zu 4 gute Groschen, welche ich mir indeß zu kreditiren bitte. Wolfenbüttel, 28. Sept. 1776. Der ergebenste Freund Lessing."

Danzel und Guhrauer berichten auch:

„Nicht bloß setzte Lessing gerne ins Lotto, sondern war auch immer persönlich bei den Ziehungen zugegen, wenn er sich in Hamburg befand."

Unser Gewährsmann beschließt die Bemerkungen mit folgender Anekdote, welche ihm, sagt er, von einem Manne mit-

---

[1] Danzel und Guhrauer: „Lessing". Berlin 1880. 2. Bd., S 579.

[2] Heinemann: „Erinnerungen an Lessing". Leipzig, Hirzel, 1870. S. 12.

getheilt worden, der mit Lessing lange Zeit im Lottospielhandel stand und kurz vor seinem Ende noch bei ihm war.

„Wenige Stunden noch vor seinem Tode wählte sich Lessing folgende Nummern zur nächsten Ziehung: 15, 23, 52, und zwar die letzte aus dem sonderbaren Grunde, weil er bereits das 52. Jahr seines Alters erreicht habe und gerade darauf zu gewinnen hoffe. Er wandte nach seiner eigenen Berechnung noch eine halbe Pistole auf jene Nummern. Schreiben Sie es auf, sagte er zu jenem Manne, ich nehme den Auszug zu 8 Groschen, macht auf 3 Nummern 1 Reichsthaler; die Ambe zu 8 Groschen, auf 3 Nummern 1 Reichsthaler; die Terne zu 12 Groschen. Summa 2 Reichsthaler 12 Groschen.

Bald darauf starb Lessing und die 2 Reichsthaler 12 Groschen **mußte noch sein Collekteur nach seinem Tode dafür bezahlen.**[1] Wahrscheinlich (fügt Pokels hinzu) glaubte Lessing, daß ihm der Tod nicht so nahe sei, als er es wirklich war, oder er badinirte bei der ernsthaftesten Sache von der Welt, denn oft genug hatte er einem seiner vertrautesten Freunde gesagt: daß er von der Furcht vor dem Tode keine Idee habe. Wie sollte man sich sonst gerade bei einem solchen Manne eine solche Beschäftigung unmittelbar vor der entscheidendsten Stunde des Lebens erklären können, da Lessing bekanntlich mit der ruhigsten und größten Gegenwart des Geistes starb."

Pokels sagt: „Wahrscheinlich glaubte er, daß ihm der Tod nicht so nahe sei, als er es wirklich war." Diese Ansicht findet sich in einem Briefe von Lessing an Elise Reimarus als die richtige bestätigt. Am 22. Januar schreibt er ihr:

„Ich weiß nicht, welches Mitleid ich jetzt mit allen Kranken zu haben anfange, wenn sie mich so nahe auch nicht angehen. Denn selbst bin ich doch eben auch nicht krank, sondern bloß nicht gesund! Ich habe ein schlimmes Flußfieber gehabt und habe es noch, denn, im Augenblick ist es wieder da."[2]

42. Lessing als Hazardspieler und die „Erfahrungsseelenkunde" von Pokels.

Also mag wohl Pokels Recht haben, welcher in seinen „Denkwürdigkeiten zur Bereicherung der Erfahrungsseelenkunde" (Erste Sammlung, Halle 1794, Nr. 3) berichtet:

---

[1] Wir ersehen wiederholt, dem armen Manne fehlte selbst das Geld für den Einsatz; er war von seiner Geldnoth gedrängt, sogar auf Pump zu setzen.

[2] Danzel-Guhrauer, II. 569.

„Lessing ein passionirter Hazardspieler. Die Zahlenlotterie wurde in der That im Jahre 1772 eingeführt und brachte sehr üble Folgen mit sich (C. F. L. Lachmanns Geschichte der Stadt Braunschweig, S. 275). Als Karl Wilhelm Ferdinand 1780 seinem Vater in der Regierung folgte, war die Abschaffung des Lotto eine seiner ersten Sorgen. Lessing hatte diese Lotterie für Braunschweig (1770) herbeigesehnt. Er schrieb am 25. October seiner Freundin König nach Wien: „„Die Hamburger Lotterie soll in den beiden letzten Jahren sehr glücklich gewesen sein. Sie glauben nicht, welche ansehnlichen Einsätze sie auch von hier erhält. Demohngeachtet zaudert und zaudert man, die hiesige zu Stande zu bringen. Ich kann nicht begreifen, woran es liegt.““

Danzel-Guhrauer sind so glücklich, wieder eine neue und andere Entschuldigungsursache für Lessing entdeckt zu haben, als die Erklärung von Goethe, Gruppe u. s. w. Sie sagen (II. 597):

„Den Grund dieser sonderbaren Leidenschaft bei Lessing findet dieser Schriftsteller (Pokels) in dem Zusammentreffen mehrerer Umstände, welche jene Spiellust bis an das Ende seines Lebens unterhalten. Seine Geringschätzung des Geldes von früher Jugend an, sein Umgang mit Freunden, die dem Spiele sehr ergeben waren, üble und mißmuthige Laune, wobei er nicht arbeiten konnte, und wo er zu seiner Erholung sich wochenlange Zerstreuungen suchen mußte. Das Spiel trat dann oft an die Stelle seiner gelehrten Arbeiten Dann die den meisten großen Köpfen eigenthümliche Neigung, etwas zu wagen, ein Charakterzug, der Lessingen vorzüglich eigen war und der ihn beim Spiel oft unvorsichtig machte. Spiele, worin der Ausgang und der Sieg leicht auskalkulirt werden konnten, machten ihm nicht das Vergnügen, als solche, wobei er das Glück durch einen ohngefähren Wurf oder durch ein paar gezogene Nummern zu zwingen hoffte. Endlich seine fast immer zerrütteten Finanzumstände, welche sogar **auf seinen Fleiß und die Wahl seiner Arbeiten von Einfluß waren** und die ihn noch kurz vor seinem Tode nöthigten, einen Vorschuß von 600 Thalern zu entnehmen, welche aus seinem Nachlasse nicht **einmal zur Hälfte zu decken waren.**“

43. Der arme Nachlaß Lessings.

In Danzel u. Comp., II. 675, findet sich der Auszug aus den gerichtlichen Protokollen über Lessings Nachlaß vom Kreisgerichtsregistrator Sack:

„Als der Hofrath Lessing am 15. Februar 1781 in der Behausung des Weinhändlers Angott in Braunschweig Abends 9 Uhr gestorben war, erließ der Herzog Karl Wilhelm an den Bürgermeister den Befehl, Lessings nachgelassene Effekten unter Siegel

zu nehmen. Der Sekretär Reitemayer berichtet im Protokoll, daß er sich nach Lessings Logis verfügt und daselbst zwei gepackte und verschlossene Koffer versiegelt habe, daß aber außerdem vier Paar Schuh, ein Paar Stiefeln, ein stählerner Degen, ein spanisches Rohr mit messingenem Knopf, ein Paar silberne Schuhschnallen, zwei kleine Packet Zimmt vorgefunden seien. Am 17. April 1781 berichtet derselbe beamtete Reitemayer über das aufgenommene Inventarium, es sei zur Empfangnahme der Lessingschen Effekten der Kanzlei-Advokat von Kalm, von dem Kanzleisekretär Fricke autorisirt, erschienen und demselben zwei Koffer, welche versiegelt geblieben, nebst vier Paar Schuhen, ein Paar „Stiebeln", einer Schlafmütze und einem Pelze überliefert worden. Das spanische Rohr und den stählernen Degen habe Herr Münzdirektor in Verwahrung genommen, die silbernen Schuhschnallen hätten sich jedoch nicht vorfinden lassen wollen, womit diese gerichtlichen Verhandlungen schließen."[1] —

Der traurige, armselige Nachlaß des in Noth verstorbenen Dichters gibt einen thatsächlichen Aufschluß über Folgen und Ursachen des Spiels, über die Noth und das Bestreben, durch Versuchung des Glückes sich aus der Noth herauszuhelfen. Alle psychologischen Erörterungen, oratorischen Künste und literarhistorischen Deklamationen werden diesen Thatsachen gegenüber in den Hintergrund geschoben; das Resultat derselben lautet: Lessing hat sich durch die Aufregung des Spieles, durch die Geldnoth und die derselben auf dem Fuße nachfolgenden bitteren Sorgen, Verwicklungen, Abhängigkeit von den jüdischen Geldleihern, die hohe Procente verlangten oder, was noch weitaus trauriger ist, „einen Einfluß auf seinen Fleiß und die Wahl seiner Arbeiten" ausgeübt haben, moralisch und auch körperlich zu Grunde gerichtet, und ist in protokollarisch erwiesener Armuth und Noth dahingegangen; mit einem Wort: Lessing ist nicht ohne seine Schuld als ein armer, bedauernswerther Mann gestorben.

44. Höchste Operation mit der Fleckseife. Lessings Mildthätigkeit mit Vertheilung von Goldstücken sehr poetisch dargestellt.

Wir kehren nach Anführung obiger Thatsachen wieder zu Gruppe zurück. Das Ausputzen der Spielflecke mit der Seife

[1] Ueber die sonstige Verlassenschaft und den Werth derselben bringen wir später beim Bericht über den Tod Lessings eine Nachricht. Alles zusammen wurde licitando verkauft; der Erlös war 339 Thaler, die Schulden betrugen 877 Thaler.

ist nicht genug, es wird auch etwas Kölnerwasser über das Gewand gegossen:

„Und hiermit ist ein Charakterzug zu verbinden, der von Garves Mutter erzählt wird.[1] Lessing pflegte, was man freilich nicht in zu großer Allgemeinheit zu nehmen hat(!!), gewöhnlich Gold- und Silbermünzen in einer Tasche lose untereinander zu tragen; wenn ihn dann ein Armer ansprach, so genügte er nicht nur der ihm eigenen Mildthätigkeit, sondern griff mit Absicht blind hinein und gab ihm, was ihm in die Hand kam, brachte ihm dann der Arme etwa ein Goldstück zurück, so lobte er dessen Ehrlichkeit und wies auf die Vorsehung hin, die ihm das zugedacht habe. Es ist auch dies ein kühnes Spiel mit dem Schicksal,[2] das nach mehr als einer Seite hin Licht wirft auf die innersten Tiefen dieses Charakters. Er spielte sicherlich nicht bloß im Eigennutz zum Geldgewinn, sondern er spielte um zu spielen, er, der sich selbst so sehr als einen Spielball des Geschickes ansehen mußte, der sich selbst so wenig festgewurzelt im Leben und in der menschlichen Gesellschaft fand. Es zeigt sich auch hier wieder sein ritterlich-abenteuerliches Wesen, das in anderer Zeit und unter andern Verhältnissen so mit dem Schwert gekämpft haben würde, wie hier mit der Feder (?), zum Theil allerdings aus reiner Liebe zum Kampf, weshalb man ihn aber noch immer nicht mit Riemer unter die bloßen Klopffechter zu stellen braucht; auch kämpfte er ja auch immer mit offenem Visir nach alten Gesetzen und Sitten edelster Ritterlichkeit stets für bedrängte Unschuld und das, was er für Recht hielt. Endlich liegt wohl darin auch ein Sprung aus der Prosa des Lebens hinaus, — alles dieses zusammen(!!) läßt Lessing ganz anders erscheinen, als man wohl hie und da ihn darstellen möchte, bei vorwiegendem Verstand war er doch von Nüchternheit entfernt u. s. w. u. s. w."

Hier werden allerhand Sätze behauptet, über welche in Lessings Leben das gerade Gegentheil zu finden ist. Er kämpfte nicht immer mit offenem Visir, und gerade in solchen Fällen nicht, wo es seine Ehre gefordert hätte, offen aufzutreten.

Als er öffentlich beschuldigt wurde, von den Amsterdamer Juden 1000 Dukaten bekommen zu haben, hätte er öffentlich erklären müssen: Ich habe auf mein Ehrenwort nichts von diesen Juden bekommen und werde Jeden als Verleumder vor Gericht stellen, der diese Lüge verbreitet. Aber er schrieb keine

---

[1] Dietmar in Volkmanns Zeitschrift „Geschichte und Politik", I. Bd., S. 272.

[2] Aber auch mit dem Leser.

Zeile, stellte Niemand vor Gericht und ließ nur durch seinen Stiefsohn diese Beschuldigung als eine Erfindung seines Feindes Goeze bezeichnen.

Eine traurige Ausflucht, sie war die eigentliche Quittung des Empfanges. Diese Geschichte, wie die von Kayserling erzählte Wechselgeschichte übergeht Gruppe, was sehr klug von ihm ist.

Ueber die Ehrenhaftigkeit Lessings in literarischen Angelegenheiten werden wir Thatsachen bringen ohne Deklamation.

Die Luft hat sich abgekühlt, die Temperatur geändert. Aus Dührings, Biedermanns, Mayers Schriften weht ein eisiger Nordwind. Das Quecksilber im Thermometer fällt rapid, der hohe Stand war nur durch den poetischen Anhauch auf die Glaskugel hervorgebracht.

Ueber die rührende Geschichte vom Austheilen der Goldstücke ist Gruppe selber erschrocken; er bemerkt abwehrend, „daß man sie freilich wohl nicht in zu großer Allgemeinheit zu nehmen hat".

Wenn man das für seinen Verbrauch kleine Einkommen, die beständigen Schulden Lessings bedenkt, so muß man auch diese Goldklingelei höchst bedenklich finden.

45. Ein reeller Finanzbericht über Lessings Gold- und Silbergehalt. Sechzehn Bedenken gegen die colossale Großmuth Lessings.

Diese rührende Geschichte ist im Ganzen noch eine harmlose Aufschneiderei im Vergleiche mit der Prahlerei Börnes, der (IV. Bd., 309) rühmt: „Mein Vater war gewohnt, gute Trinkgelder zu geben." — Da erzählt aber Dr. Reinganum, ein Lobredner Börnes (in dessen Biographie), daß dieser selbige splendide Herr Vater Schulden seines Herrn Sohnes (174 Thaler, in Halle zu Lebens- und Studienbedürfnissen gemacht), erst nach einem Proceß (von 1807 bis 1813, also nach 6 Jahren Herumstreitens und Nichtbezahlenwollens) auf eine von Frankfurt aus erfolgte Verurtheilung des alten Baruch (Börne) bezahlte. Ein Beweis für die große Sohnesliebe Börnes zu seinem Herrn Vater, den er vor seinen Lesern mit der

schönen Geschichte von den guten Trinkgeldern von wegen seiner Großmuth zu verewigen sucht.

Nehmen wir die Charakterschilderung Lessings von Seite Gruppes mit ein wenig Kritik durch.

1. Lessing pflegte gewöhnlich Gold- und Silbermünzen in einer Tasche lose untereinander zu tragen.

2. Wenn die Münzen untereinander getragen werden, so sind sie ja ohnedies lose und nicht im Sacke an einem Winkel desselben angenäht.

3. Darf man aber dieses Durcheinandertragen von Gold- und Silbermünzen „wohl nicht in allzu großer Allgemeinheit nehmen“.

4. Also meint Gruppe selber, daß es gerade keine Gepflogenheit war, weil Lessing in der Regel nicht im Besitze von Gold- und Silbermünzen gewesen ist.

5. Brachte ihm der Arme ein Goldstück zurück u. s. w. Also hier soll es doch wieder eine Gepflogenheit gewesen sein, denn

6. dieser Satz will offenbar sagen: manche Arme nahmen das Goldstück unbedenklich und fuhren mit demselben ab, aber

7. andere Arme, die gewissenhafter waren, dachten sich: Ach, der gute Herr hat sich vergriffen, und wollten es ihm wieder retour bringen. Nun wies aber Lessing

8. auf die Vorsehung hin, die dem Armen das Goldstück zugedacht habe.

9. In der nächsten Zeile macht Gruppe aus der Vorsehung schon wieder ein kühnes Spiel mit dem Schicksal.

10. Wenn nun Lessing spielte, so spielte er nicht bloß (aber doch auch) aus Eigennutz und Geldgier, sondern

11. weil er sich selber so sehr als einen Spielball des Glückes ansehen mußte, und weil er sich so wenig festgewurzelt im Leben und in der menschlichen Gesellschaft fand.

12. Das Alles aber gibt nur Zeugniß für sein ritterlich-abenteuerndes Wesen, denn das Spielen gehört ja nicht nur zum Ritterthum, sondern es wird hier geradewegs zu einem Zeugniß für's Ritterthum!

13. Unter anderen Verhältnissen hätte er mit dem Schwert gekämpft, wie er hier mit der Feder kämpfte, und zwar aus reiner Liebe zum Kampf.

14. Er kämpfte für die **bedrängte Unschuld** und für das, was er für Recht hielt. Der Kampf im „Nathan“ gegen die Christen ist sonach ein Kampf für die Juden als für die „**bedrängte Unschuld**“ — gegen die Christen, welche „**die Unschuld bedrängt haben**“.

15. Also kämpfte er doch noch nicht **aus reiner Liebe** zum Kampf (wie S. 13), **sondern** auch, um die Unschuld und die Tugend zu schützen.

16. „Endlich liegt darin wohl auch ein Sprung aus der Prosa des Lebens heraus“. Das wäre logisch formulirt: **Nichtspielen ist Prosa — Spielen ist Poesie des Lebens.**

46. Nach Gruppe war Lessing kein gemeiner Spieler, aber er war — ein Christ! und was für einer!

In dieser Weise arbeitet Gruppe in seiner **Lebensskizze** fort; jedes Blatt ist ein **Lorbeerblatt** aus ähnlicher Leinwand, mit ähnlicher Farbe bemalt, mit gleichem Leim gefestigt, wie das Blatt, welches wir eben untersucht haben. Zum Schluß kommt er noch auf Lessings Christenthum; er sagt:

„Das Christlich-Germanische konnte in Lessing nie ausgelöscht werden. In sittlicher Beziehung steht Lessing besonders hoch und hier liegt sein ganzes Herz und Wesen aufgeschlagen da, in seinen verschiedenen Briefwechseln.“

(Des **Wechsels** zu **erwähnen**, den Moses Vessely **deckte**, während **Lessing** am „**Nathan**“ schrieb, **paßt nicht in den Rahmen Gruppes**.)

Gruppe will nun Lessing durchaus auch noch zum Christen machen, indem er schließt:

„Schließlich erwähnen wir hier nur noch eines Urtheils über Lessings Christenthum und zwar von einer Stimme, welche besonders strenge zu urtheilen veranlaßt war:[1] „„So weit man ohne Glauben an das Christenthum ein Christ in der That sein kann,

[1] Es wäre viel kürzer, den **Namen dieser Stimme zu nennen**, statt dieser gar nichts sagenden Bezeichnung. Dieses **Nichtnennen** eines Zeugen deutet **in der** Regel auf kein gutes Gewissen, bei Gruppe setzen wir selbstverständlich immer eine Ausnahme voraus!

so weit war es Lessing, und er beschämte dadurch die Massen derer, die mit allem, was christlich an ihnen ist und heißt, doch keine Jünger Christi sind im Geiste und in der Wahrheit, sondern meist nur in der Form."

Das ist die Krisis der Paradoxo-Manie, höher kann man's nicht treiben.

Es gibt Christen, die mit Allem, was christlich an ihnen ist, doch keine Jünger Christi im Geiste und in der Wahrheit sind, sondern nur in der Form, und diese hat Lessing beschämt, der sonach, wie Gruppe behaupten will, ein Jünger Christi im Geiste und in der Wahrheit gewesen ist.

Herr Gruppe ist so bescheiden, seine Leser für Cretins zu halten.

Lessing hat „das Christenthum das abscheulichste Gebäude des Unsinns" genannt, „dessen Umsturz der Christ nur unter dem Vorwande, es zu unterbauen, fördern könne"; dabei preist Lessing „den Juden glücklich, der diese Rücksicht nicht zu nehmen brauche". —

Nun ist aber dem Gruppe diese Stelle bekannt, denn er sagt über eben den Brief, der dieselbe enthält[1] (III. Bd., S. 275): „Lessing äußert sich hier so stark, daß wir es nicht wiederholen mögen."

Wir aber bringen und wiederholen diese Stelle, um aus und mit derselben nachzuweisen, mit welcher fanatischen Wuth Lessing sich dem Mendelssohn gegenüber geäußert hat, um sich die Freundschaft dieses Juden zu erkaufen, der nach Außen den toleranzduftigen Rationalisten spielte, der aber, als ihn die fanatischen Juden hierüber interpellirten, das geschriebene constatirte Erkenntniß ablegte, daß er innerlich immer ein talmudischer Erzjude geblieben ist. Wir müssen diesen Umstand so oft wiederholen, so oft uns die Toleranz Mendelssohns aufgetischt wird.

So sieht dieses Urbild Nathans des Weisen aus, wenn er sich in seinem Judenkreise die Komödienlarve abnimmt und es sich mit Weglegung des Theatercostüms bequem macht. Derselben Tugend, Wahrheitsliebe und Charaktervollkommenheit

[1] Brief vom 9. Januar 1771 an den Juden Mendelssohn.

haben sich Börne und Heine nach Grätz (Judengeschichte, 9. Bd.) schuldig gemacht!

Uebrigens haben wir hier wieder ein eklatantes Beispiel, aus welchen Stoffen Literaturgeschichten gemacht werden.

47. Gruppe gesteht doch, daß Lessing im „Nathan" nicht parteilos verfahren sei, d. h. die Juden auf Kosten der Christen verherrlicht habe.

Bei allem Lobcommando für den großen Lessing kommt aber doch Gruppe auch wieder zu Geständnissen, die uns den Beweis liefern, wie Gruppe selber bisweilen von der Wahrheit des Thatbestandes, das heißt von dem bis zur Verblendung gekommenen Haß Lessings gegen das Christenthum so überzeugt ist, daß er nicht umhin kann, seinen Tadel hierüber in anerkennenswerther Weise auszusprechen. Er sagt III, 276,

„daß Lessing im Nathan bei der Ausstattung seiner Vertreter der verschiedenen Religionen parteilos verfahren sei, läßt sich nicht behaupten, ebensowenig als das in seinem früheren Werk „Die Juden" der Fall war. Während der Patriarch des Adels der Gesinnung entkleidet und dem Gelächter blosgestellt wird und der Templer als ein zweifelhafter Christ dasteht — man hat es historisch zu entschuldigen gesucht —, ist Tugend und Sittlichkeit mit vollen Händen und ganz besonders auf Nathan gehäuft. Der Jude Nathan ist übrigens kein rechter Jude mehr, so wie Saladin kein wahrer Muselmann. Das christliche Bekenntniß dagegen erscheint mit Verbrechen belastet und in dem grellsten Fanatismus, der denn auch seinen Bühneneffekt nicht verfehlt, nicht günstiger die knechtische Demuth des Klosterbruders, welche die Höhen und Tiefen des Christenthums wahrlich nicht auszudrücken vermag; streift doch seine Einfalt bis an das Komische. Wer will da leugnen, wer vertheidigen? Nathan liegt nichts so fern als Alles, was von jeher das Wesen des Judenthums ausgemacht hat, was schon im Alterthum den Juden in die Lage der Ausgeschlossenheit brachte. Er weiß nichts von jener Ausschließung, von jener Feindseligkeit gegen andere Völker, nichts von dem Gesetz, das die Berührung mit ihnen als unrein machend verbietet, er ist hierin das Gegentheil des Juden, er nimmt auffallender Weise aus der Hand eines Christen ein Christenkind statt des seinigen an, ja er hat unbegreiflicher Weise eine Christin in seinem Hause, er selbst ist der Träger der unumschränktesten Humanität, der allgemeinsten Menschenliebe, wie sie

eben durch das Christenthum in die Welt gekommen, ja er hat die ganze Aufklärung des 18. Jahrhunderts, und das ist an dieser Stelle mehr als ein Verstoß gegen das Costüm und die historische Wahrheit. Lessing hat wohl gefühlt, daß es hier einer nachhelfenden Erklärung bedürfe, er gibt sie ziemlich spät im 7. Auftritt des 4. Aktes. Aber sie macht einerseits die Sache nur noch schlimmer: durch die Verfolgung der Juden von Seite der Christen, welche „in Gad alle Juden mit Weib und Kind ermordet hatten", hat in Folge der dabei entstandenen Feuersbrunst Nathan sein Weib und seine sieben Söhne verloren; daß er damals die Christen gehaßt, begreifen wir, aber wir begreifen in der That schwer, wie dieser Christenhaß sich so schnell wieder in allgemeine Menschenliebe verwandeln könne, und wer die bezügliche Stelle genau ansieht, wird gestehen müssen, daß der Dichter sich die Erklärung leicht gemacht, daß er über diesen wichtigen Punkt hinschlüpft, um nur von den sieben Söhnen auf das plötzlich dargebotene Christenkind zu kommen. Fürwahr, er hat sich nur allzu leicht mit der innern Wahrheit des menschlichen Gefühls abgefunden, und gerade diese verdient im Drama die oberste Stelle."

Dieses wirklich in ehrenhafter Weise ausgesprochene Geständniß von Gruppe ist nicht zu unterschätzen. Die von Haus aus anerzogene christliche Wahrheitsliebe hat hier durchgeschlagen; Gruppe stellt mit diesem Bekenntniß alle seine früheren Deklamationen, die er, vom Modestrom fortgerissen, über Lessing und den „Nathan" ausgesprochen hat, in Frage. Nathan der Weise repräsentirt nichts weniger als das Judenthum, die im „Nathan" vorkommenden Christen repräsentiren nichts weniger als das Christenthum, und der „Nathan" ist theils ein leidenschaftliches Werk der Rache an Goeze und theils (Lessings Worte) „geschrieben, um sich aus seinen Schulden zu setzen, eine Nothwendigkeit, die natürlicher Weise sogar Einfluß auf die Materie gewonnen, wovon er geschrieben".

Diese Worte Lessings sollte man bei jeder Aufführung auf den Theaterzettel des „Nathan" setzen.

48. Wie Lessing in seiner Desperation lieber „Seelenwanderer" wird, als zum christlichen Glauben zurückkehrt.

Lessing kam am Ende seines Lebens auf den Glauben an die Seelenwanderung! Er schreibt an seinen Bruder (siehe Karl Lessing, II, 77):

„Dieses eine System ist gewiß das älteste aller philosophischen Systeme, denn es ist eigentlich nichts als das System von der Präexistenz und Metempsychose."

(Vergl. Lessings Brief an Campe wahrscheinlich 1778, bei Lachmann 1779.) Gruppe sagt darüber:

„Lessings Gemüth und Denkart ist immer noch weit von der Aufklärerei seiner Zeit verschieden, und viel läßt die hingeworfene Aeußerung abnehmen, daß mehr als fünf Sinne für den Menschen sein können. Er wollte nicht alles auf Mechanismus und Rechenexempel hinausführen, er bedurfte eines höhern, eines Elementes, das die menschliche Fassung übersteigt, seine Einsicht, seine Wahrheitsliebe, sein Herz brachte dieses schon mit sich."

Wir machen bei den meisten „Aufklärern" die gleiche Erfahrung: das positive Christenthum setzten sie „außer Cours", es ist ihnen nicht modern genug, — darüber schmähen gibt den Anstrich eines großen, vorurtheilsfreien Geistes. Nun haben aber diese Gesellen doch eine Angst vor dem Tode; das Hinausgeworfenwerden in Nacht und Finsterniß, in das Nichts, in das Chaos, in die ewige Vergessenheit wird ihnen am Ende ebenso zuwider, als ihnen, so lange sie noch in der christlichen Religion standen, das Gedenken an ein jenseitiges Gericht trotz aller ihrer gerühmten Tugenden fürchterlich erschienen ist, und dann werfen sie sich in ihrer Verzweiflung dem nächsten besten Unsinn in die Arme, der zu den Zeiten und unter den Völkern des Heidenthums irgendwo aufgetaucht ist. So wird dem Polterer Voß das Christenthum zuwider, und er sucht sich im Schlachthaus der homerischen Gesänge seine Religion und verschimpft Jeden, der nicht gleich ihm und akkurat so wie er die Bibel mit dem Homer vertauscht und die griechischen Raufbolde, Todtschläger und Sklavenzüchter als das eigentliche und erwählte Volk der Jupiterlichen Vorsehung ansieht. Lessing erkauft sich durch den wüthenden Haß gegen das Christenthum die Freundschaft seiner Juden, nimmt aber auch weder das Judenthum, noch die Unsterblichkeitslehre seines Freundes Mendelssohn an, trotzdem, daß er Mendelssohns „Phädon" (der 1776 in Berlin bei Nikolai schon die 4. Auflage erlebte) gelesen, und trotz der ihm von diesem erwiesenen Dienste verschiedener Art, von denen sicher nur der kleinste Theil in die Oeffentlichkeit gelangte. Die Gespräche in Mendelssohns „Phädon, oder über

die Unsterblichkeit der Seele" sind so langweilig und nichtsbeweisend, und es ist so viel hohles Geschmuse darin, daß nur durch die Lärmtrommel der damaligen Juden und Aufklärer so viel Ruhmes über dieses philosophische Weltwunder verbreitet werden konnte und dieser Lärm noch bis in unsere Tage herübertönt, obwohl den Phädon selbst Juden so wenig zu Ende lesen als Christen.

Die vergebliche Mühe, die großartige Einfachheit der vier Evangelisten mit Hexametern zu verschönern, ist auch dem Klopstock so sehr nicht gelungen, so sicher unter 100 Lesern, die den Messias Klopstocks zu lesen anfangen, kaum einer damit zu Ende kommen wird. In neuester Zeit hat Helle eine Messiade in Hexametern herausgegeben, die sprachlich und inhaltlich weit über Klopstock steht, und die Schrift ist bei alledem auch nicht durchgedrungen.

Lessing hatte sich in der Negation des Christenthums so sehr verrannt, daß er es in seinen geistigen Nöthen vorzog, zur Seelenwanderung zu flüchten. Gruppe sagt:

„An die Stelle der christlichen Unsterblichkeit und des Richteramts Christi wird die aufsteigende Verkörperung in verschiedene irdische Gestalten gesetzt, es fehlt freilich jede nähere Bestimmung, welche die Beziehung zur leitenden Vorsehung feststellen oder überhaupt der Anschauung selbst innern Halt geben könnte. Nur das sieht man deutlich, daß der vom Christenthum sich bestimmt abwendende Lessing nach irgend etwas anderm Positiven greift, daß er selbst die Leere nicht ertragen kann und lieber zum Geringen und Aelteren zurückgeht."

Daß Lessing zur Seelenwanderung zurückkehrte, das konnte das intime Verhältniß mit Mendelssohn nicht stören; wäre er aber wieder zum Christenthum zurückgekehrt, so hätte er ja seine beiden edlen Juden — die ersten Juden seiner Jugend und den Nathan — geradewegs verleugnen und sich dem Spott und Hohn aller Juden und Judengenossen seiner Zeit aussetzen müssen.

49. Gruppe gesteht, Lessing sei als systematischer Denker nicht von Bedeutung gewesen. Gruppes Parère schließt entschieden dem Sinne nach: Lessing war ein verworrener Kopf.

Es ist jedenfalls von einigem Werthe, daß Gruppe, der Lobredner Lessings, selber zu dem Resultate gelangt, Lessing sei, was eigentliches systematisches (logisches) Denken anbelangt, gar nicht von Bedeutung gewesen:

„Wie ich Lessing überhaupt für keinen systematischen Denker halte, so kann ich auch in der Verbindung der Seelenwanderung mit seiner Erziehung des Menschengeschlechts keine Bereicherung und Befestigung erkennen und so hat denn auch, was aus derselben erwuchs, sehr bald dieses Beiwerk abgestreift."

So ist auch Jos. Christ Edelmann (Selbstbiographie, geschrieben 1752 in Berlin, gedruckt 1849), nachdem er die ganze christliche Offenbarung verleugnet, aus Angst vor dem Nichtssein nach dem Tode in das Nebelgewölbe der Seelenwanderung zurückgeflüchtet.

Ferner gesteht Gruppe:

„Lessing ist kein aufbauender, kein systematischer Philosoph, er lebt überall von der Gelegenheit, ist ohne wahren Grundbesitz in Sachen der Philosophie. Wo es ihm gelegen scheint, wo die Flucht der Leere ihn treibt, nähert er sich auch diesem Philosophen (Spinoza), der ihm durch seinen jüdischen Freund noch besonders nahe gebracht war." „Aus allem ergibt sich: Seine Stärke liegt im Angriff, in der Anregung, man kann seinen Geist weder in die eine, noch in die andere Meinung einschließen, er war in seinen Meinungen meist durch Uebergriffe anderer bestimmt, und was er heute verficht, kann möglicher Weise morgen selbst seinen Angriff erfahren."

Wenn ein Professor eines Obergymnasiums über einen Schüler ein ähnliches Parère ausstellt, so wird der Rektor des Gymnasiums oder der Prüfungscommission sagen: „Warum machen Sie so viel Geserres? Schreiben Sie: Er ist ein confuser Kopf, der alle Tage anders redet und selber nicht weiß, wie er daran ist." Ueber einen Heros der deutschen Literatur, welchem man höchste Achtung zu zollen schon im vorhinein mit Handschlag und Eidgelöbniß verpflichtet wird, darf man nun freilich nicht reden, wie über einen Gymnasialschüler, denn Autoritäten brauchen wir. Nachdem wir alle früheren, zunächst die Autorität der göttlichen

Offenbarung, verworfen haben, müssen wir uns auf den Cultus des Genies verlegen, und wer für diesen Cultus einmal durch die „öffentliche Meinung“ heiliggesprochen worden ist, mit dem darf man sich keinen Spaß mehr erlauben, ohne die fanatische Priesterschaft der öffentlichen Meinung an den Hals zu bekommen, und das ist eine im höchsten Grade reizbare, und wenn selbige einmal gereizt ist, im höchsten Grade gefährliche Menschenklasse.

Da wir aber in einer Zeit leben, in der alle nacheinander auftauchenden Autoritäten sich abnutzen und nacheinander flöten gehen, so ist das Geschrei auch noch zu ertragen; viele Räder im Mechanismus der öffentlichen Meinung sind durch das oftmalige Schmieren mit dickem Oel so schmutzig geworden, daß sich die ganze Maschine nicht mehr mit der früheren Lebendigkeit herumzuhaspeln vermag.

50. Lessings frivole Aussprüche über Religion. Die offenbare Confusion bei Lessing und Mendelssohn.

Wie seicht und frivol Lessing über Religion gesprochen (trotz der vielen gründlichen Studien, die ihm manche seiner Anbeter nachrühmen), davon nur eine Probe aus seinem Lustspiele „Der Freigeist“.

Hillebrand[1] nennt diese Stelle sehr freundlich „ein bedeutsames Zeugniß, wie Lessing über Religion dachte“. Wir wollen sehen:

„Die Religion ist eine Zierde für alle Menschen und muß ihre wesentliche Zier sein. Ach, sie verkennen sie aus Stolz, aber aus einem falschen Stolz. Was kann unsere Seele mit erhabenern Begriffen füllen, als die Religion? Und worin kann die Sicherheit der Seele anders bestehen, als in solchen Begriffen, in würdigen Begriffen von Gott, von uns, von unsern Pflichten, von unserer Bestimmung? Was kann unser Herz, diesen Sammelplatz verdeckter und unruhiger Leidenschaften, mehr reinigen, mehr beruhigen, als eben diese Religion? Was kann uns im Elende mehr aufrichten als sie? Was kann uns zu wahrern Menschen, zu besseren Bürgern, zu aufrichtigeren Freunden machen als sie?“ —

---

[1] „Die deutsche Nationalliteratur des 18. und 19. Jahrhunderts“ von Joseph Hillebrand. 3. Auflage. Gotha, Perthes, 1875. I. Bd., S. 246.

Diese Definition von, oder besser dieses vage Gewäsche über Religion ist ja doch auch noch für eine Komödie zu miserabel! Was versteht Lessing unter Religion? Er, der den Vollblut-Talmud- und Schulchan-aruch-Juden Mendelssohn als Ideal aller wahren Menschenliebe auf die Bretter gebracht hat? Lessing konnte danach gar nichts dagegen haben, wenn Jemand nach Lessings Aeußerungen über Religion den Talmud als das beste Religionsbuch proklamiren würde.

Aber nur keine Consequenzen! Consequenzen aus ihren Behauptungen zu ziehen, war den Aufklärungsphilosophen besonders unbequem; auch Mendelssohn beklagte sich darüber, daß man immer gleich Consequenzen ziehe.

Mendelssohn hat durch das ihm von den Juden, die ihn für einen Abtrünnigen hielten, in aller Stille abgegebene Geständniß, daß er im Herzen ein echter Talmudjude sei, auch seinen „Phädon" als das erklärt, was von diesem „Phädon" jeder philosophisch (logisch) gebildete Leser auch ohne diese Erklärung heraus finden wird: als einen verworrenen Phrasenzwirn, der zudem in der Lauge der Kritik so morsch geworden ist, daß er sich nicht entwirren läßt, sondern unter den Händen in kleine Zwirnsfetzen auseinanderstäubt. Zu einem Mendelssohnismus hat es der Autor des „Phädon" nicht gebracht, — alle philosophischen Phrasen Mendelssohns laboriren an einer krankhaften Aufgedunsenheit und an einer ungenießbaren Langeweile.

51. Während Lessing den „Nathan" verfaßte, haben die Juden seine Wechsel beglichen; selbstverständlich ist es verboten, sich dabei etwas Uebles zu denken.

Nathan ist überhaupt kein Jude und schon gar kein mittelalterlicher Jude. Nathan trägt wohl den Kaftan eines orthodoxen Juden, aber der Kaftan ist ausgefüllt mit dem billigen Phrasengehäcksel von Toleranz und jener Theologie, die Ende des 18. Jahrhunderts in den Logen üblich gewesen ist.

Die Juden selber waren von Staunen ergriffen über die Toleranz dieses Theaterjuden; so was war ihnen noch nicht

vorgekommen, von dieser Seite hatten es selbst Juden nicht gewagt, ihre Stammesgenossen zu verherrlichen.

Die Ring-Fabel ist schon vor Boccaccio bekannt gewesen. Im Decamerone heißt der Jude Melchisedek und lebte in Alexandrien. Dieser Decameronejude ist reich, geizig und ein Wucherer, mit einem Wort ein Shylok. Das konnte Lessing nicht brauchen, mit diesem Melchisedek war kein Geschäft zu machen, da wäre es mit der Freundschaft in allen Judenkreisen aus gewesen. Und er brauchte doch die Freundschaft der Juden bis an sein Ende — er war ihnen verschrieben. Die Judenverhimmelung Lessings und sein intimes Verhältniß mit Juden hat schon auf eigenthümliche Quellen zurückgeführt.

Kayserling[1] erzählt Folgendes (S. 222):

„In Begleitung des 20jährigen David Friedländer verließ Mendelssohn am 16. October 1770 Berlin. Auch Lessings Bruder Karl, dem Mendelssohn um eben diese Zeit eine Stelle als Assistent beim Generalmünzdirektorium verschafft hatte, beabsichtigte Anfangs, die Reise mitzumachen, wurde aber durch seine Stellung verhindert."

Am 19. November 1777 schreibt Mendelssohn von Hannover an Lessing:

„Ich habe einen geräumigen viersitzigen Wagen und der Personen nicht mehr als drei. Mithin ist für Ihren Sohn ein bequemer Sitz ledig und ich freue mich, diesen mit einer Person besetzen zu können, die Sie so nahe angeht."[2]

Daß er außer diesen brieflich von Mendelssohn und seinen Freunden aufgezeichneten Gefälligkeiten und Dankerweisungen auch andere bekommen hat, ist aus Mendelssohns Aeußerungen zu ersehen. Mendelssohn erklärt nämlich in Bezug auf das erste Lessingsche Judenstück, und besonders auf die Wirkung der Charakterzeichnung des Judenreisenden: es sei ihm (Lessing) die ganze jüdische Nation viele Verbindlichkeit schuldig, daß er sich Mühe gibt, die Welt von einer

---

[1] Kayserling: „Moses Mendelssohn."

[2] „Moses Mendelssohn." Sämmtliche Werke. Ausgabe in Einem Bande als Nationaldenkmal. Mit dem in Kupfer gestochenen Bildnisse des großen Weltweisen. Wien 1838, Schmidts Wittwe u. Klang. S. 886.

Wahrheit zu überzeugen, die für sie von großer Wichtigkeit sein muß.[1]

Eine sehr wichtige Thatsache, die dem Dr. Dühring offenbar nicht bekannt gewesen, erzählt Dr. Kayserling in seinem „Mendelssohn“, S. 335 u. 337. Diese Thatsache würde Kayserling sicher nicht gebracht haben, wenn er im Jahre 1862 hätte ahnen können, welcher Sturm gegen Lessings Ueberschätzung sich in Norddeutschland erheben wird, und welche Schlüsse aus diesem Faktum bei jedem Menschen- und specifisch Nationalitätenkenner sich daraus logisch entwickeln.

Kayserling erzählt sehr naiv Folgendes:

„Und wie viele, die sich an „Nathan dem Weisen“ erquicken, wissen es denn, daß Lessing, während er dieses erhabenste Werk seines Genius schuf, mit der drückendsten Noth, mit der gemeinen Sorge um das tägliche Brod zu kämpfen hatte? Wie viele Deutsche, die stolz auf diese Nationaldichtung dennoch in deutscher Treue an alten Vorurtheilen festhalten, wissen es, daß es Deutschland indirekt einem Juden verdankt? Ein alter Bekannter Mendelssohns und Lessings, der Kaufmann Moses Wessely, ein Mann von Geist und feiner Bildung, der sogar über Emilia Galotti anonyme Briefe veröffentlichte,[2] ließ, obschon selbst nicht reich, dem Dichter freiwillig durch dessen Bruder ein Darlehn anbieten und half ihm so aus peinlicher Verlegenheit. Schon die Art und Weise, wie er dabei verfuhr, spricht für seine Herzensfeinheit.(!!) Nur einen Brief wünschte er von Lessing zu haben.[3] „„Aber wenn er Ihnen nun nicht schreibt, so bekommt er kein Geld““, fragte Karl Lessing (Gotthold Ephraims Bruder), der diese Verhandlung dem Bruder völlig dramatisch in einem Briefe schildert (Lessings Schriften XIII. 616 u. f. f.). „„Ich werde es ihm dann schicken und den Empfang wird er mir anmelden““, erwiderte der brave Wessely. Lessing zögerte auch nicht, seinen guten Freund mit einigen Zeilen zu erfreuen. „„Ich habe an Moses Wessely geschrieben““, heißt es in einem Briefe an seinen Bruder Karl vom 19. Dezember 1778, „„und gebe Gott, daß es nicht bloßer Wille mag gewesen sein.

---

[1] „Die Ueberschätzung Lessings“, von Dühring. Karlsruhe 1881.

[2] Eine Krone von Messing
Bekommt von den Musen,
Der über den Lessing
So schön weiß zu schmusen.

[3] Welche Herzensfeinheit, — nur einen Brief wünschte er zu haben. Man muß sich beim Goy ganz sicher stellen.

Sollte er aber der positiven Aeußerungen ungeachtet dennoch verhindert werden, Wort zu halten, so bin ich ganz unglaublich übel daran."" (Lessings Schriften XII. 518.) Wessely brachte den guten Willen in Ausführung. Im Verlaufe der Arbeit machte Lessing diese Geldaffaire die größten Sorgen. Während er den letzten Akt des Nathan dichtete, schrieb er seinem Bruder, daß er übel ankommen würde, wenn die Subskriptionen seines Buchhändlers seine Schuld nicht decken sollten, da er schlechterdings nicht wisse, wie er sonst den ihm auf den Hals kommenden Wechsel decken sollte. „„Du glaubst nicht, schließt er, wie mich das bekümmert und es wäre ein Wunder, wenn man es meiner Arbeit nicht anmerkte, unter welcher Unruhe ich sie zusammenschreibe.""

Es ist in der That sichtbar, unter welcher Unruhe und unter welchem Eindruck der „Nathan" zusammengeschrieben worden ist.

52. Wie rührend Düntzer die Wechselgeschichte zu erzählen weiß. Spekulation auf die Dummheit der Goyim.

Düntzer erzählt in seiner Vertuschungsmanier diese Geschichte also (S. 598):

„Um aber bei der Ausarbeitung (des Nathan) nicht durch Geldsorgen zum Nachtheil der Dichtung gestört zu werden, bat er den Bruder, ihm 300 Thaler, die er bis Ostern brauche, auf Wechsel zu verschaffen. Lessings alter Bekannter, Wessely, erklärte sich aus freien Stücken dazu bereit, wenn er ihn darum ersuche."

S. 599:

„Leider wurde ihm der Umgang mit dem Freunde durch Geldsorgen getrübt, da er vergeblich auf die von Wessely versprochenen 300 Thaler wartete. So sah er sich denn genöthigt, 9 Louisdor von Eschenburg und Leisewitz zu leihen. Bei seiner Rückkehr fand er zu seiner Freude das Geld, und so konnte er nicht allein dem Freunde das Vorgestreckte zurücksenden, sondern auch die bedürftige Schwester mit 5 Louisdor erfreuen, wobei er die Hoffnung aussprach, ehestens mehr zu schicken."

Der Leser, der in Lessingbewunderung noch nicht seine fünf Sinne verloren hat, wird sich hier fragen:

1. Haben die reichen Juden diese Schuld dem Wessely (der selbst nicht reich) nicht gedeckt?

2. Ist dem Wessely diese Schuld überhaupt zurückgezahlt worden?

3. Hat Lessing bei seinen fortwährenden Geldnöthen diese Schuld bezahlen können?

4. Sind Mendelssohn diese Nöthen unbekannt gewesen?

5. Soll Wessely in seinem Edelmuth den Mendelssohnkreisen und anderen Judenkreisen nichts darüber mitgetheilt haben?

6. Wäre es endlich für die Juden nicht eine Schmach, sondern eine fortwährende unvergeßliche Schande gewesen, wenn sie den Lessing nach Erscheinung des Wunderstückes „Nathan" noch mit diesem Wechsel drangsalirt hätten?

7. Es ist auch hier wieder am Platze, der verunglückten Inabredestellung jener 1000 von den Amsterdamer Juden bekommenen Dukaten zu gedenken, die wir wiederholt angeführt haben.

8. Kayserling hat durch seine Nachricht somit ein grelles Licht nicht nur auf den fünften, **sondern auch auf die vier ersten Akte des „Nathan" gebracht,** die ja jedenfalls zur Zeit der Noth und Aushülfe noch auf Lessings Pult gelegen haben. Und ist nicht bei der Schlauheit, mit der dieses Rühmen des jüdischen Edelmuthes in Scene gesetzt worden, sicher anzunehmen, daß die Wechselnoth vorsichtig und absichtlich auf den fünften Akt verlegt worden ist, um durch diese total unerwiesene Verlegung den Leser glauben zu machen, Lessing sei bei den vier ersten Akten total unbeeinflußt gewesen.

Freilich, den Herren Wessely und Kayserling so etwas zuzutrauen, **ist schon ein Verbrechen!**

9. Ein Aktenstück zum Beweise, daß Lessing die Schuld zurückbezahlt habe, existirt nicht. Wir kennen aus Processen neuester Zeit bei solchen Fällen der Beeinflussung von Personen durch Geldmittel die juridische Ausrede: man heißt solche Geschenke unverzinsliche Anlehen, d. h. Anlehen, bei dem weder Zinsen, noch Kapital zurückzuzahlen ist und für welche vom Empfänger dafür selbstverständlich andere, sehr schätzbare Dienstleistungen gefordert werden.

Jedenfalls haben wir uns die Erlaubniß genommen, die chemischen Hülfsmittel, den oft gebrauchten Guano im Treibhause der deutschen Literatur ein wenig zu untersuchen, welche

die größte und herrlichste Wunderblume desselben zur Zeitigung und zum Entfalten gebracht haben.

Die gewöhnliche, Nathan und Lessing verherrlichende Hypothese spitzt sich in Folgendem zu: Lessing wollte zeigen, daß man auch bei leerem Sack ein volles Herz haben könne, und aus diesem vollen Herzen schuf er eine herrliche Blüthe in der Menschheit, die um des Contrastes willen durch die erbärmliche Umgebung erst recht gehoben werden mußte. Um den edelsten aller Theaterjuden gruppirte er ein wahres Lumpenpack von Christen (wie er es auch schon in seinem ersten Stücke gemacht), er rechnete dabei auf die großartige — wie soll man sagen? — blinde Bonhomie (oder Dummheit) der Christen, welche den Theatercoup nicht durchschauen und die ihnen angethanen Insulten in Geduld hinnehmen würden.

53. Dem Kayserling ist „Nathan" „ein herrliches Lobgedicht auf die Vorsehung"; die Christen haben dabei das Nachsehen! Wie Kayserling den Lessing herausputzt.

Kayserling spricht über Lessings letzte Jahre:

„Dieses herrliche Lobgedicht auf die Vorsehung (der Nathan), bei dem wir gern etwas länger verweilten, eben diese selige Bemühung(!), die Wege Gottes vor den Menschen zu rechtfertigen(!), wie theuer ist sie nicht dem unsterblichen Lessing geworden! Auch sie hat ihm seine letzten Tage verbittert, wo nicht gar am Ende sein kostbares Leben abgekürzt. Nach Erscheinung des Nathan drang die Kabale aus den Studierstuben und Buchläden in die Privathäuser seiner Freunde und Bekannten mit ein, flüsterte jedem ins Ohr: Lessing habe das Christenthum beschimpft, ob er gleich nur einigen Christen (sic?) und höchstens(!) der Christenheit (und sonst nichts?) einige(!!) Vorwürfe zu machen gewagt hatte."

Wehe aber Jedem, der einigen Juden und höchstens der Judenheit Vorwürfe macht, der wird von den Literaturjuden „aus dem 19. Jahrhundert hinausgeworfen". Die Hand aufs Herz: Was hätten denn die Juden einem Juden gethan, der in einem Stück als edlen Heros einen Christen aufgestellt und einige Juden und höchstens die Judenheit (so wie Lessing die Christenheit) behandelt

hätte? Auf diese Frage gibt es keine entlastende Antwort! Doch hören wir Kayserling weiter:

„Jeden Vorwurf des Eigendünkels und der einseitigen Denkungsart, den er einigen seiner Glaubensbrüder machte oder durch seine dramatischen Personen machen ließ, hielt ein Jeder für persönliche Beleidigung. Der allenthalben willkommene Freund und Bekannte fand nunmehr allenthalben trockene Gesichter, zurückhaltende, frostige Blicke, kalte Bewillkommnung und frohes Abscheiden; fand sich von Freunden und Bekannten verlassen und allen Nachstellungen seiner Feinde blosgestellt.“

Kayserling führt aber auch nicht einziges Faktum an, was man eine Verfolgung hätte nennen können.

„Traurig sind die Wirkungen, die dieses in seinem Gemüthe hervorbrachte! Lessing, der aller seiner gelehrten Arbeiten ungeachtet immer noch der angenehmste, fröhlichste Gesellschafter gewesen, verlor nunmehr seine joviale Laune völlig, ward zu einer schläfrigen, gefühllosen Maschine.“

Kayserling geht hier offenbar von der talmudischen Ansicht aus, die „Christen“ und die „Christenheit“ hätten sich ein Vergnügen daraus machen sollen, die Wechsel auf Lessing lautend auszuzahlen und ihm ihren gehorsamsten Dank zu votiren, weil er durchwegs niederträchtige, oder blöde Christen aufeinanderschichtete, um dieselben zu einem Piedestal für den Nathan zu machen, aus dessen Locken auf den Bart desselben wie auf den Bart Aarons nichts als Edelmuth, Versöhnung, allgemeine Menschenliebe und alle sonstigen Tugenden und Vorzüge wie Mandelöltropfen herniederfallen.

54. Lessing wollte den Mendelssohn verewigen, so schmust Kayserling. Menzel meint aber etwas ganz Anderes. „Nathan“ ein Faustschlag auf die ganze Christenheit im Interesse der Judenheit.

Wir wollen zur Klärung des Urtheils über Lessing nur noch einen Juden und einen Christen (Protestanten) bezugs des „Nathan“ vernehmen.

Kayserling berichtet, daß Lessing im „Nathan“ eigentlich den Mendelssohn und den gesellschaftlichen Lebenskreis desselben verewigte.

So ist (S. 333)

„der Derwisch ein getreues Bild des Juden Abraham Wolf, auch Abraham Rechenmeister genannt. Er, der Freund Eulers, war ein großer Kenner der Mathematik und hatte dabei eine bewunderungswürdige Fertigkeit, die schwersten Rechnungen im Gedächtniß zu rechnen. Er war übrigens ein cynischer Philosoph, der nur Brod und Wasser brauchte und allenfalls sein Wasser aus der hohlen Hand trank. Sein Gemüth war kindlich und naiv und dabei äußerst bieder und redlich.“

S. 335:

„Die Parallele zwischen den damals in Verkehr mit Mendelssohn lebenden Menschen und den Figuren des Nathan ließe sich wohl fortsetzen und genügt es, dargethan zu haben, daß Lessing seinen Mendelssohn im Nathan verewigt hat. Mögen auch intolerante Geistliche dem freien Geiste einen Vorwurf daraus machen, daß er den Juden Mendelssohn als Träger der Grundidee seines Stückes hingestellt hat. Dieses Werk, das der bescheidene Dichter den Sohn seines Alters nannte, den die Polemik entbinden helfen,[1] behauptet nichts desto weniger seinen Ehrenplatz als das eigenthümliche und deutscheste (!!!) der gesammten Literatur, als einzig in seiner Art.“

Daß ein Jude vom jüdischen Standpunkt in Lessing den größten Dichter und im „Nathan“ das eigenthümlichste und deutscheste Werk der gesammten Literatur erblickt, das mag für die Juden maßgebend sein, aber wir Nichtjuden lassen uns dieses Urtheil nicht vorschreiben.

Da liegen auf einmal Goethe, Schiller, Shakespeare und weiß Gott, was sonst noch auf dem Boden, um Lessing-Nathan durch ihre bescheidene Lage zu verherrlichen. Hören wir nun nicht etwa einen intoleranten Geistlichen über Lessing-Nathan-Mendelssohn, sondern einen protestantischen Laien. Wolfgang Menzel berichtet[2]:

„Das deutsche Volk innerhalb beider großer Religionsparteien hatte sich einen guten Glauben bewahrt und hing um so treuer daran, als es im 30jährigen Kriege und unter dem nachfolgenden harten Fürsten- und Adeldruck beten gelernt hatte. Aber die Höfe und Universitäten, der Adel und höhere Bürgerstand fielen in immer tieferen Unglauben. In Frankreich verspottete Voltaire

[1] Kayserling hat aber früher gerühmt, daß die Juden, welche die Wechsel Lessings ausgezahlt, die eigentlichen Hebammen dieses größten Dichterwerkes seien.

[2] „Deutsche Dichtung“, 3. Bd., S. 147.

und seine allmächtige Schule alle Religion, in England begannen die Deisten die christliche Geschichte zu einem kahlen Gottesbegriff zu destilliren. In Deutschland wurde das gleich nachgeahmt und die protestantischen Theologen fingen an, die heilige Schrift zu kritisiren und das, was sie mit ihrer sogenannten Vernunft nicht vereinigen konnten, zu bestreiten, oder aber, was buchstäblich als Wunder verkündet war, durch die Auslegung als natürlich zu erklären. Diese Neologen, später Rationalisten genannt, sollten das ganze protestantische Deutschland erobern und die alte lutherische Rechtgläubigkeit verdrängen."

„Auch unsere Dichtung nahm an dieser Umwandlung wesentlichen und thätigen Antheil. Allen andern Dichtern, die gegen das Christenthum zu Felde zogen, geht der berühmte Lessing voran.[1] Dieser behielt sich das Recht eines freien Geistes vor, keine Autorität zu glauben, sondern sich seine Ueberzeugungen erst selbst, sei es aus Erfahrung, sei es durch Schlüsse, zu bilden. Er sagt: wenn man ihm mit einer Hand die Wahrheit, mit der andern den Irrthum böte, würde er nach dem Irrthum greifen, nur um die Wahrheit suchen zu müssen. In diesem stoischen Stolze gefiel er sich, ohne zu ahnen, daß dem Geschöpf denn doch so viel Stolz dem Schöpfer gegenüber nicht gebührt und daß es einem Lessing keine Schande gemacht hätte, wenn er sich auch vor Christo gebeugt haben würde. Er trotzte seinem Heilande und trug mehr als jeder andere zu dem beklagenswerthen Abfall vom Christenthum bei, der seitdem die protestantische Gesellschaft charakterisirt hat. Das Manifest, welches er gegen das Christenthum schleuderte, waren die Fragmente des Wolfenbüttler Ungenannten im J. 1777."

„Diese Fragmente rührten von dem Hamburger Professor Reimarus her, wurden aber von Lessing herausgegeben und vertheidigt. Ihr Zweck ist, die christliche Offenbarung als Fabelwerk in Verachtung zu bringen. Als der Hamburger Hauptpastor Goeze in frommem Eifer das wirklich höchst schädliche Buch verdammte, fiel Lessing mit einem Witz und Spott über ihn her, dem die ganze damalige gebildete Welt zujauchzte."

„Ein Freund und Anbeter des großen Lessing, der Berliner Jude Mendelssohn, griff gleichzeitig in seiner Schrift „Jerusalem" unter der Maske einer unparteiischen Forschung über den Talmud das Christenthum mit dem giftigsten Hasse an. Das wollte der edle Haman in Königsberg nicht leiden und deckte der Juden hämische Bosheit auf in der Schrift: „Golgatha und Scheblimini". Aber die Aufgeklärten achteten nicht auf die christliche Stimme, und Lessing ging in seiner Verirrung so weit, um

[1] Darin liegt die eigentliche Ursache der Verherrlichung Lessings von Seite des Judenthums. Er hat den Haß des Judenthums gegen das Christenthum formulirt und das Judenthum auf den Leuchter gestellt, die dummen Goyim sollten die Beleuchtungskosten bezahlen.

seinen Leibjuden zu rächen, denselben als das vollkommenste Ideal der Humanität hinzustellen. Er schrieb nämlich das Schauspiel „Nathan“ mit der bestimmtesten Absicht, seinen Juden über alle Christen zu stellen.“

„Nathan der Weise ist der Form nach eins der besten Schauspiele Lessings, meisterhaft charakterisirt und in schönen Jamben geschrieben. Aber der Grundgedanke ist skandalös. Ein Jude wird nämlich hier als der edelste aller Menschen dargestellt, gegen den alle Christen, Muhamedaner, Ritter und Priester im Schatten stehen; im tiefsten Spott aber der christliche Priester. Und um noch deutlicher zu machen, was er will, flicht Lessing die alte, längst vor ihm bekannte Fabel von dem Ringe ein, welcher verloren ging, für den aber die Erben drei unechte Ringe erhielten, worauf ein jeder den seinen für echt hielt. Das heißt: Keine Religion ist die wahre. Das Frevelhafte des Stückes liegt darin, daß Lessing dem gleichfalls im jüdischen Stamm geborenen, aber von ihm als Messias verworfenen Christus ein neues, viel höheres Ideal, an das er allein glaubt, in seinem prätios frisirten Nathan entgegensetzt.“

Wir Christen (Katholiken und Protestanten, die Christen sein wollen) behalten uns mit Erlaubniß der jüdischen Corpsführer der „öffentlichen Meinung“ das Recht vor, die ganze Nathan-Mendelssohn-Geschichte nicht nur von der blasphemischen Seite zu betrachten, sondern auch noch extra ein gutes Stück Humor darin zu finden.

55. Das Christenthum nach Lessing „das abscheulichste Gebäude des Unsinns“, und der edle Nathan ist der wahre Theatermessias. Die Geschichte mit den 30 Silberlingen wiederholt sich leider sehr oft.

Dieser edle Lessing, der durch noch edlere Juden, während er den „Nathan“ schreibt, sich (freilich auch wieder unter sehr edlen Bedingungen, denn hier ist Alles edel, edler und am edelsten) aus einem Wechselpech herauskratzen läßt, fühlt sich aus Dankbarkeit für seine jüdischen Menschenfreunde veranlaßt, den von der Welt 4000 Jahre erwarteten und seit 2000 Jahren anerkannten Messias zu verleugnen, das Christenthum als „das abscheulichste Gebäude des Unsinns“ zu proklamiren und den edlen, schon in seiner Jugend von Christen verfolgten Mendelssohn als Theatermessias der Zukunft auf die Bühne hinzustellen.

Wurde Lessing wirklich für das Loos der verfolgten armen Juden von Mitleid bewegt, so war dies ein sehr lobenswerthes, nichts weniger als tadelnswerthes Gefühl. Der Biograph Mendelssohns berichtet,[1] wie es Mendelssohn sicher schon in seiner Jugend erfahren, mit welchem Spott und Schimpf hausirenden Juden auf dem platten Lande wie in den Städten begegnet wurde. Hören wir, was Lazarus Bendavid, „der geschmackvolle Aesthetiker", aus seinen Erlebnissen erzählt[2]:

„Eines Morgens gehe ich, ein 12jähriger Knabe, mit einem großen Packen unter dem Arme und die Elle in der Hand, durch die alte Leipziger Straße in Berlin. Einem dort wohnenden Bäcker mußte dieses Ensemble aufgefallen sein und er rief mich hinein. Er fragte nach Manchester und da ich wirklich sehr guten hatte, wollte er wissen, wie lange ein Paar Beinkleider von diesem Zeuge wohl halten könnten. Ich erwiderte, daß dieses von dem Umstand abhänge, ob er fleißig ritte oder nicht, im letztern Falle würden sie wohl vier Jahre halten. Was? rief er, nur 4 Jahr, ein manchesternes Beinkleid muß ewig halten. Das empörte mich, den angehenden Metaphysiker, und ich demonstrirte ihm, daß alles, was einen Anfang hat, auch ein Ende haben müsse und nichts in der Welt ewig sei. Mein Bäcker hörte das mit dem größten Phlegma an, packte mit eben diesem Phlegma die vier Zipfel des Tuches, worin meine Waaren lagen, zusammen, schob mich mit dem Ausdruck „Possen!" zur Thüre hinaus und warf mir meine Waaren in der größten Unordnung nach. Ich vermag es nicht, den Eindruck zu beschreiben, den diese Beschimpfung auf mich gemacht hat. Schluchzend packte ich alles zusammen, schluchzend durchlief ich die Straßen und schluchzend kam ich zu meinem Lehrer und schwor bei Allem, was heilig ist, daß ich mich nie wieder einer solchen Beschimpfung aussetzen, nie wieder hausiren gehen werde."

Wenn uns nun Kayserling im Bilde Bendavids schildert, wie es auch dem Mendelssohn ergangen sein mag, als er auf den Hausirhandel geschickt wurde, und daß wahrscheinlich auch er „erbittert" wurde und „geschworen hat", so fällt es uns gar nicht ein, so roh und inhuman zu sein, um nicht einzusehen, daß das Hinauswerfen aus einer Bude nicht zu den genußreichen und erfreulichen Ereignissen des armen Menschenlebens gehört. Aber Bendavid und

[1] Kayserling: „Mendelssohn", 6.

[2] Lazarus Bendavids Selbstbiographie in Lowes „Bildnisse jetzt lebender Gelehrten". Berlin 1806. S. 24.

Mendelssohn hätten doch auch bei solchen Expeditionen bedenken sollen, wie oft schon diese blöden Goyim von andern Hausirjuden beschummelt worden sind, und daß dieses summarische Verfahren des Hinauswerfens allerdings auch einen edlen, gerechten und unschuldigen Handelsjuden treffen kann und daß es nicht aus Religionshaß, sondern aus Handlungshaß leider auch bisweilen auf sehr Edle und Unschuldige ausgedehnt wird, diese aber dann mehr ihre eigenen Stammesgenossen als die nicht sehr freundlich gestimmten Goyim anklagen sollten.

Kayserling meint nun:

„Sei es, daß Moses Mendelssohn ähnliche Erfahrungen in seiner Jugend gemacht und daß sich sein weiches Gemüth gegen das Schimpfliche dieses Erwerbszweiges empörte, sei es, daß das Verlangen nach weiterer Ausbildung sich zu mächtig in ihm regte: er machte den Eltern ernstliche Vorstellungen über die Wahl des Berufes und bat sie dringend um die Erlaubniß, wenigstens noch einige Jahre dem Lernen obliegen zu dürfen!"

Hören wir nun weiter, was uns Menzel von der Stellung des Lessingschen Theatermessias Mendelssohn berichtet:

„In einem Briefe vom 9. Januar 1771 an Mendelssohn nannte Lessing das Christenthum das abscheulichste Gebäude des Unsinns, dessen Umsturz der Christ nur unter dem Vorwand, es zu unterbauen, fördern könne und pries den Juden glücklich, der diese Rücksicht nicht zu nehmen brauche. Diese Marotte Lessings privilegirte die modernen Literaturjuden systematisch, unsere Religion zu verhöhnen und ihren Koth auf alles fallen zu lassen, was dem Deutschen heilig ist. So verblendet war damals das gebildete Deutschland, daß es dem Nathan zujauchzte und daß es Niemand wagte, das Christenthum gegen ihn zu vertheidigen, außer dem Hofprediger in Meiningen, Jos. Georg Pfranger, in seinem „Mönch vom Libanon" von 1782, welcher dreimal aufgelegt wurde."[1]

56. Pfrangers Werk gegen den „Nathan".

Pfranger unternahm es zu jener Zeit (das verdient alle Beachtung), das Christenthum gegenüber dem Judenthum und dem Mohamedanismus zu vertheidigen. Das Werk hat nicht

[1] In Ersch: „Handbuch der deutschen Literatur", 7. Bd., 272 S., Nr. 2356 b, heißt der Verfasser J. B. Pframer. — Dr. Riemer, „Mittheilungen über Goethe", 1. Bd., S. 467, nennt ihn ebenfalls J. G. Pfranger, Hofprediger zu Meiningen; er starb 1790.

nur einen religiösen und ethischen Standpunkt, sondern auch, was den Schwung der Sprache anbelangt (und wenn sämmtliche Juden und Judengenossen sich darüber bekreuzigen möchten), mehr Werth, als Lessings „Nathan“. Lessing schwamm eben mit dem Strom, er hat sich die Judenreklame aller Zeiten mit seinem „Nathan“ erkauft, wie hinwiederum die Juden seiner Zeiten dem Lessing in seinem wechselvollen Leben als uneigennützige Retter die hülfreiche Hand dargeboten haben.

Menzel sagt noch über Pfranger:

„Er setzte Lessings Gedicht einfach fort. Saladin erkrankt schwer; die Nathan'sche, sich selbst erlösende Menschenvernunft kann ihn nicht heilen. Ein Mönch vom Libanon aber heilt ihn geistig und leiblich und zeigt das Christenthum in einem Lichte, vor welchem das Nathan'sche Reformjudenthum in Nichts zurücksinkt. Schön ist besonders ein Gespräch des Mönches mit Recha, worin er ihr von den Aposteln, Martyrern und Heiligen spricht:

Wenn Betrug
Sie zu Bekennern Christi machte? Nein,
So konnten sie nicht denken, so nicht dulden,
Nicht schreiben, wie sie schrieben. Recha lies
Und fühle nur, es braucht da nicht viel Wissens,
Nichts, als ein redlich unbefang'nes Herz.

Pfranger brauchte kein großer Dichter zu sein, um durch die bloße Hinweisung auf die welthistorische Bedeutung des Christenthums die modernen Juden und Judengenossen ad absurdum zu führen.“ —

Lessing hat eben mit seinem „Nathan“ den Gusto seiner Zeit gekannt und denselben zu verwerthen gewußt, und Pfranger mit seinem „Mönch vom Libanon“ hat ebenfalls den Gusto seiner Zeit gekannt, aber im Kampfe gegen denselben ein seinen Charakter ehrendes Opfer gebracht. In der dritten Auflage des Pfranger'schen Werkes[1] finden wir eine interessante Biographie Pfrangers von Wendt, aus welcher hervorgeht, daß Pfranger ein positiver Christ gewesen ist und auch ein edler Charakter, dessen Leben und Sterben mit dem Leben und Sterben Lessings zusammengestellt den Vergleich zu seinen Gunsten vollkommen bestehen kann. Wir haben Lessings letzte Tage aus den Aufzeichnungen seiner Freunde gebracht, wir wollen auch

[1] „Der Mönch vom Libanon.“ Ein dramatisches Lehrgedicht von Johann Georg Pfranger, mit einer Vorrede herausgegeben von Prof. Amad. Wendt. Dritte Auflage. Leipzig, Barth, 1817.

die letzten Tage Pfrangers dem Leser mittheilen. Dieselben harmoniren mit seinem Leben und Glauben, wie die letzten Tage Lessings mit seinem Leben und seinem in der Desperation ergriffenen Aberglauben an die „Seelenwanderung“ harmoniren, welcher ihm den verleugneten Offenbarungsglauben als Surrogat hätte ersetzen sollen. Wendt berichtet (in der biographischen Schilderung, S. XX):

„Wie wahrhaft christlich sein Hinscheiden gewesen, das mögen folgende von seiner Gattin mitgetheilte Aeußerungen sagen: So sprach er einst, als man gemeinschaftlich ernst und besonders von der wichtigen Stunde des Abschiedes redete: „„Bald, bald wird der Augenblick der ganzen und ewigen Besserung da sein. Was würde ich jetzt fühlen, wenn ich nicht wüßte, daß ein Jesus, ein Retter und Seligmacher ist. Das ist Trost für ein sündiges Herz! Was ist doch in den letzten Stunden das Glück des Lebens gegen die Ueberzeugung: das Blut Jesu Christi macht uns rein von jeder Sünde. Am Willen fehlte es mir nicht, Gutes zu wirken; aber wie wenig habe ich geleistet! Und wenn ich Alles gethan hätte, was ich thun sollte, ich hätte doch nur gethan, was ich zu thun schuldig war.““ Ein andermal sagte er mit schwacher Stimme zu einigen Freunden: „„Ueber ein Kleines werdet ihr mich nicht sehen, denn ich gehe zum Vater““; redete darauf mit vieler Fassung von seinem Begräbnisse und verordnete, daß man ihn des Morgens früh begraben und sein Lied „bei der Einsenkung eines Todten“ an seinem Grabe singen sollte. Ein Freund in S. ließ ihn an die Stelle in seinem „Mönch vom Libanon“ erinnern: „Ob dich dein Glaube selig macht, — das mußt du fühlen, wissen kann's kein Mensch“. Diesem ließ er antworten, daß die Lehre Jesu ihre beruhigende und beseligende Kraft an seinem Herzen so bewiesen habe, daß er nicht einen Augenblick an Gottes Gnade durch Christus zweifle. Ihn erquicke jetzt nichts mehr als ein solcher, alles Gute erwartender Blick in die Ewigkeit. Ihn tröste der Glaube: Jesus mein Erlöser lebt, ich werde auch das Leben schauen.[1] Er versicherte zugleich, daß alles, was er gelehrt und geschrieben habe, noch jetzt seine völlige Ueberzeugung sei. Aber Wehmuth bemächtige sich seiner, daß er nicht mehr zur Ehre Gottes habe thun können und daß er so vieles unvollendet lassen müsse. „„Ach,““ sagte er, „„das muß Freude sein, hier auf dieser Stelle sagen zu können: Vater, ich habe vollendet das Werk, das du mir gegeben hast.““ Wenn ein Sterbender, von so hellem Verstande und mit einem von Güte so überfließenden Herzen seine letzten

[1] Es ist nicht zu übersehen, daß Pfranger in diesem seinem Bekenntniß den „alleinseligmachenden Glauben“, wie es anscheinend sein Freund S. gewünscht haben mochte, durchaus nicht präcisirt, sondern nur den Glauben an den Erlöser ausgesprochen hat.

Kräfte sammelt und legt nun vor Gott, seinem Richter, und seinen Freunden sein Glaubesbekenntniß ab: sollte dies für seine Zeitgenossen von gar keinem Nutzen sein? Mit Vertrauen auf Gott stärkte er auch die durch sein Leiden und durch die Krankheit dreier Kinder gebeugte Gattin, die ihn noch in seiner letzten Nacht durch Vorlesung des 17. Kapitels Johannis erbauen mußte. Die Augen nach oben gerichtet, entschlief er am 10. Juli 1790." (Geboren war er 1745 zu Hildburghausen.)

„Am 13. Juli wurde Pfranger in feierlicher Stille begraben. Der Herzog (von Meiningen) selbst und seine Gemahlin empfingen voll tiefer Rührung den von den herzoglichen Dienern und der Bürgerschaft zahlreich begleiteten Sarg an der Thüre des Gottesackers, ehrten durch ihre Theilnahme das Verdienst des Verstorbenen und weinten mit ihren Unterthanen in die Gruft des allgemein verehrten Lehrers hinab."

Auffallende Gegensätze im Sterben dieses christlichen Dichters mit dem Sterben des antichristlichen, von Juden und Antichristen gefeierten Lessing. Der eine setzt seine Hoffnung auf die Verheißungen des Weltheilandes und der andere setzt seine Hoffnung auf die Lotterie, setzt vor seinem Tode noch fünf Nummern und ist dem Lotteriecollectanten die zwei Thaler noch schuldig bis auf den heutigen Tag!

Selbstverständlich kam den atheistischen und jüdischen Anhängern Lessings das Drama Pfrangers sehr ungelegen; theils suchten sie dasselbige todtzuschweigen, und wo dies füglich nicht anging, es mit ein paar Schimpf- und Herabwürdigungssentenzen todtzuschlagen. So führt Wendt ein Urtheil letzterer (todtschlägerischer) Art von Friedrich Schulz („Literarische Reisen", 3. Heft, S. 77): an:

„Einzeln und für sich betrachtet ist dies Werk ein Meisterstück, reich an herzlichen, rührenden Scenen und einzelnen Stellen, und in einer edlen, correkten Sprache abgefaßt, die sehr fruchtbar an passenden Bildern und treffenden Gleichnissen ist — aber als Widerlegung von Nathan dem Weisen betrachtet — ein Zwerg gegen einen Riesen."

Wendt setzt diesem Schulz'schen Zwerg-Riesen-Urtheile etwas matt, wenn auch wohlgemeint, entgegen:

„Wir sagen, die Sache ist viel besser als die Form, und erwarten darüber das unbefangene Urtheil gerechter Richter, die sich für diesen Gegenstand interessiren und das Religiöse wie das Poetische zu würdigen wissen."

Nach den Erscheinungen unserer jüngsten Zeit, wie diese im Verlaufe der Geschichte auftauchen, können wir unser Urtheil über diesen Riesen-Zwerg-Vergleich schon entschiedener präcisiren. Dieser „Nathan" als heuchlerischer, total unjüdischer, gefärbter Jude, der nur den talmudischen Haß gegen das Christenthum als ächtfarbige Waare, seine geheuchelte Toleranz aber als verlogenen Schwefel auskramt, hat seine Glorie bereits überstanden; das Volk ist durch die Judenpraxis nach und nach zur Einsicht gekommen, daß dieser „Nathan" nur ein Speck war, um die dummen Goyim in die Toleranzfalle hineinzulocken, ihrer dann Meister zu werden und sie als Objekt der Ausbeutung ausnutzen und auslachen zu können. Der Glaube an die Aechtheit der Tugenden des Nathan ist Tag für Tag rapid im Sinken begriffen.

Treffend läßt Pfranger I. Akt, 4. Auftritt den kranken Saladin sagen:

„Ist Alles wahr — ach, dann ist Alles falsch,
Gott liebt sie alle, — und Gott hintergeht
Sie alle — Nathan! Nathan! o, wohin
Hat deine Schimmerweisheit mich verleitet!"

Ebenso I. Akt, 7. Auftritt, Saladin zu Nathan:

„Nimm dich in acht mit deiner Weisheit, Nathan,
„Daß sie nicht deiner Tugend unvermerkt
Den Hals bricht. Nur einen Schritt noch, Nathan, ach!
So sind wir Alle Schelme, müssen's sein.
So ist mein guter, frommer Nathan — nein!
Es nur zu denken, wäre Bosheit. — Mensch.
Es muß nicht richtig sein mit deinen Schlüssen:
Denn ist die Wahrheit Hirngespinst, so ist's
Die Tugend auch, was sagst du?"

Pfrangers Stück leidet ebenso, wie das Lessings an einer Fülle von Belehrung in Worten. Lessing hat eben die Tendenz seiner ganzen Zeit getroffen: Alles und Alles in Nebel und Skepticismus aufzulösen; er bestrebt sich, der Kirche und in seinem nordischen Kreise dem Christenthum überhaupt den Garaus zu machen, an die Stelle derselben eine gefabelte Toleranzreligion einem Juden in den Mund zu legen, die überhaupt nicht existirt und insbesondere im Munde eines Juden die fabelhafteste und unnatürlichste psychologische Erscheinung ist, die man sich denken kann.

Einzelne Stellen der Reflexion sind in Pfrangers Stück treffend, das positive Element in der Polemik aber ist leider nebelhaft und verwässert. Der Jude Nathan des Pfranger ist ebensowenig ein Jude, als der Jude des Lessing. Bei alledem aber hat der „Mönch vom Libanon“ in Anbetracht der Zeit seiner Abfassung einen Werth: es gehörte doch Ueberzeugung und Muth dazu, gegen den Strom der allgemein geheuchelten Indifferenz, die im Kerne die bitterste Feindschaft gegen das christliche Dogma einschloß, zu arbeiten. Jedenfalls ist Pfranger ein edler, ehrenhafter Mann gewesen, der entschlossen war, für Christus, den Welterlöser, glaubensmuthig einzustehen und den Spott seiner zeitgenössischen Aufklärlinge muthig zu ertragen. Ehre seinem Andenken!

II. Theil:

Nathanologie.

Motto: Es gaukelt in der Bretterbude
Herum ein parfümirter Jude,
Er ist so edel und tugendreich,
Daß ihm kein andrer Jude gleich;
Bekanntlich ist ein Christ sein Vater,
Der ihn frisirt hat für's Theater.
Hier steht gedrängt in kurzem Spruch,
Was Dühring sagt in seinem Buch.

57. Was der Mendelssohn für ein hochgradig verlogener Toleranzjude und was er für ein bedenkliches Urbild für „Nathan den Weisen“ gewesen ist.

Reform- und Talmudjuden wollen den „dummen Goyim“ weismachen, Lessing habe sich den „edlen, toleranzigen Mendelssohn“ bei Schilderung seines Nathan zum Muster genommen; durch diese Praktik habe er den Mendelssohn verewigt und ihn der in Nacht und Finsterniß dahinlebenden Menschheit als den ächten Reform-Messias vorgestellt. Um dem Bilde dieses Edeljuden eine schwarze, häßliche Unterlage zu geben, daß der „edle Nathan“ im Lichte seiner Aufklärung, seiner Toleranz, seiner weltumspannenden Menschenliebe um so strahlenreicher erscheinen könne, wurde der gehaßte Pastor Goeze als Patriarch dem Haß und der Verachtung preisgegeben. Der edle Nathan ist der Repräsentant des edlen Judenthums, der verworfene Patriarch der Repräsentant des jämmerlichen, schuftigen (nach dem Krächzen des getauften Börne sogar „hundsvöttischen“) Christenthums! Jubel in Israel über dieses größte Geisteswerk, welches der Menschheit zum ewigen Ruhme gereicht, denn seit zwei Jahrtausenden hat es noch — keinen solchen Juden gegeben.

Aber diese verfluchten Goyim fangen an (durch Millionen weise Nathane aus der Verbrecherstatistik belehrt), an der Weisheit und Menschenliebe des Nathan zu zweifeln, weil ein Theaterjude doch am Ende gegenüber dem hereinbrechenden Heere der Verbrecherstatistik sich gar nicht mehr halten kann.

Dühring in Berlin ist den Komödientugenden des weisen Nathan und dem Vorbilde desselben, dem süßlichen „Philosophler“ Mendelssohn mit vernichtenden Beweisen an den Pelz gerückt. Mendelssohn hat nur solche Getaufte seiner Freundschaft gewürdigt, die sich durch den giftigsten Haß gegen das Christenthum einen Ruf erworben. Er zeigte sich nach Außen voll Toleranz und blieb im Innern der verstockte Talmudjude.

Der Herzog von Braunschweig und Lavater waren eben schwache Menschenkenner, und Judenkenner schon gar nicht, als sich diese Beiden durch die Toleranzpolitur Mendelssohns nach Außen zu einem verunglückten Bekehrungsversuch verleiten ließen.

Schon aus der Gesellschaft der Christen, mit denen Mendelssohn freundlich verkehrte, hätten die Herren schließen können, was von der geheuchelten Gleichgültigkeit Mendelssohns dem Christenthum und Judenthum gegenüber zu halten ist, denn nur die erbittertste fanatischste Feindschaft gegen das positive Christenthum war der zähe Kitt, welcher die Freundschaft von Mendelssohn und Judenconsorten mit Lessing und (getauften) Christenconsorten zusammenhalten konnte.

Unter den Letzteren war auch der heillose Schwätzer Buchhändler Nikolai, der in Berlin die „Literaturbriefe" herausgab, bei welchen auch Lessing, besonders aber Mendelssohn betheiligt gewesen. Nikolai gab zwölf Bände Reisen heraus, in welchen die Romantik des Mittelalters, das positive Christenthum, besonders aber die katholische Kirche mit phrenetischer Aufklärungswuth bei jeder und oft auch bei gar keiner Gelegenheit mit Koth beworfen wurde. Bei Nikolai waren Arroganz und Unwissenheit insofern in beständiger Fehde, als einmal die eine, dann wieder die andere dieser Eigenschaften die Oberhand behielt. Zu diesem Bund gehörte auch der Wolfianer Aabt, der durch seine Langweiligkeit hervorragte; er starb, 28 Jahre alt, als Hof-, Regierungs- und Consistorialrath zu Bückeburg beim damals regierenden Dynasten von Schaumburg-Lippe.

Diese winzigen Souveräne suchten es mit Umgebung eines Hofstaates großen Königen nachzumachen. Schulmeister nannten sie Unterrichtsminister, Nachtwächter Polizeiminister, Stadtpolizeibüttel Kriegsminister, Briefschreiber Minister des Innern, Oekonomen Ackerbauminister, Hofjuden Commerzienräthe, und wenn man sonst noch einem titelsüchtigen Krähwinkler eine billige Freude machen wollte, so wurde dieser Glückliche zum Hof- oder Kammerrath verurtheilt.

Dieser Aabt schrieb 1760 während des Kriegstumultes in Frankfurt an der Oder seine Abhandlung vom Tode fürs Vaterland (versteht sich in der geheizten Consistorialrathsstube).

Kleist war in der Schlacht bei Kunersdorf dicht vor Frankfurt gefallen, da sollte nun, um „Muth und Ehrgefühl" (für Friedrich II.) aufrecht zu erhalten, etwas offiziell geschrieben werden; der Professor machte das sehr begeisterisch! Um den Tod fürs Vaterland als eine Pflicht darzustellen, mußte in erster Linie „die Verbindlichkeit zur Liebe fürs Vaterland bewiesen werden". Ist dieser Beweis gelungen — dann kann's angehen, wenn aber trotz dieses Beweises ein solcher Racker nicht ins Feuer hineinwollte, könnte ihm noch eine verstärkte Auflage dieses Beweises nachhelfen mit dem bekannten Motto: „Ihr Hunde, wollt ihr denn ewig leben?"

Wenn man so in den alten Scharteken der „großen Männer" des 18. Jahrhunderts herumblättert, findet man bisweilen unter vielem Stroh ein Körnchen Humor.

Wer liest jetzt noch zur Unterhaltung und Belehrung Lessings und Mendelssohns faden Briefwechsel? Mendelssohn schreibt an Lessing 11. Februar 1761 über Aabts Schrift[1]:

> „Herr Nikolai wird Ihnen nächstens schreiben. Er verlegt jetzt eine kleine Schrift, die den Titel führt: „Ueber den Tod fürs Vaterland". Der Verfasser ist der Prof. Aabt zu Frankfurt, der jetzt nach Rinteln berufen worden. Es ist schade, daß der Mann nicht im Lande bleibt. Der Aufsatz hat mir so wohl gefallen, daß ich mich gewiß zu einem Professor Matheseos dessen nicht versehen hatte."

Wenn man den Passus liest: „Der Aufsatz hat mir so wohl gefallen", so läßt man sich momentan zum Verdachte hinreißen: Nun, dieser Mendelssohn wird sich doch am Ende nicht zu einer so starken Begeisterung versteigen, daß er sich auf einmal in den Tod fürs Vaterland hineinstürzen wird. Man fühlt sich aber von dieser Besorgniß sogleich durch den Nachsatz befreit, „daß er (Mendelssohn) einen solchen Aufsatz von einem Professor Matheseos nicht erwartet hätte".

---

[1] „Gelehrter Briefwechsel zwischen Dr. Johann Jacob Reiske, Moses Mendelssohn und G. E. Lessing." Berlin, Voß, 1789. 1. Theil, S. 284. In der Wiener Universitätsbibliothek fanden wir in diesem Bande von 1791 an die Blätter zum Theil nicht aufgeschnitten, und wenn aufgeschnitten, von der gelben Schnittfarbe noch zugeklebt. Und das ist doch eine Bibliothek, in welcher besonders Belletristik sehr stark begehrt wird.

58. Der zum Philosophen verurtheilte Mendelssohn. Ein zu seinem Vortheil von Mohel Kayserling beschnittenes Citat. Mendelssohns giftigste Schrift gegen das Christenthum. Jüdische Dankbarkeit gegenüber den Päpsten.

Hören wir zuerst den jüdischen Biographen Kayserling; er beginnt das 79. Kapitel mit der Aufschrift „Gott", wie folgt:

„Es wird erzählt, daß Mendelssohn über das Dasein Gottes mit solcher Deutlichkeit sprechen konnte, wie über ein neues Muster seiner Seidenfabrik."

Gott über die Welt! oder: Gott über das Muster! oder: Das Muster über Gott! Dies: „es wird erzählt" kann sich nur auf eine Stelle bei Hildebrandt[1] stützen, die wörtlich also lautet:

„Problematisch und unsicher in seiner philosophischen Haltung entschied Mendelssohn selten mit der Kraft einer tiefen Ueberzeugung. Wenn von ihm erzählt wird, daß er über das Dasein Gottes so deutlich wie über ein neues Muster zum Seidenstoff sprechen konnte, so beweist dieses nur, daß seine Gedanken sich eben nicht zur rechten Höhe erheben konnten, um hinsichtlich der Frage über das Göttliche competent zu sein!"

Wir sehen hier, daß man den Herodötern aus Israel und hier dem Herodot Mendelssohns, Kayserling, bei Citaten auf die Finger sehen muß. Diese Stelle bei Hildebrandt hat einen ganz andern Sinn, als das präparirte Citat Kayserlings.

Julian Schmidt[2] sagt über Mendelssohn:

„M., 54 Jahre alt, war als Verfasser des „Phädon" das Urbild des „Nathan", als jüdischer Socrates in ganz Deutschland eine angesehene Figur, „aufgeklärte" Fürsten ließen ihn kommen, Semmler widmete ihm ein Buch, womit jener gar nicht zufrieden war. (!!) Herder schrieb ihm Liebesbriefe als dem besten Freunde, Lessing, Kant, Haman schenkten ihm wenigstens Beachtung. Den Aufklärern war er ein leuchtendes Beispiel, daß man vollkommen sein könne ohne christliche Dogmatik. Er war von kleiner Statur, sehr hager, verwachsen. Seine Gesichtsfarbe war dunkel und kränklich, sein Haar schwarz und kraus, seine Nase römisch groß. Den Mund hatte er immer sanft lächelnd etwas offen. M. hatte das besondere Talent, sich mit jedem, er mochte Staatsmann, Theologe, Philosoph, Kaufmann u. s. w. sein, über das Fach desselben zu unterhalten, als wenn es sein eigenes wäre; er sprach, wie einer seiner Freunde sich ausdrückte, so leicht und deutlich über das Dasein Gottes, als über ein neues Muster zum Seidenstoff."

---

[1] Hildebrandt: „Deutsche Nationalliteratur." 3. Auflage. Gotha 1875. 1. Bd., S. 203.

[2] „Geschichte der deutschen Literatur." 1. Bd., S. 60.

Hier bei J. Schmidt sehen wir schon das Citat von Hildebrandt in der von Kayserling im Interesse Mendelssohns beschnittenen und verdrehten Gestalt stereotypirt, dann schreibt's Einer dem Andern nach, und der jüdische Mohel (Beschneider), der es zuerst zugerichtet hat, lacht sich in die Faust über die blöden Goyim, unter denen er seine gefälschte Münze in Umlauf gebracht. — Hildebrandt sagt über Mendelssohns Philosophie:

„In der That hat auch Mendelssohn weniger durch seine Philosophie, als durch kritische Anregungen, durch Bestreitung schulbeschränkter Wissenschaft, so wie durch geschmackvolle Behandlung der Sprache sich einen Platz in unserer Literaturgeschichte gewonnen. Es ist daher wohl mehr traditionelle Gewohnheit als Ueberzeugung,[1] wenn manche seiner Schriften noch immer mit ansehnlichstem Lobe gepriesen werden. Sein „Phädon" bewegt sich in bekannten und meist abgelebten Gründen um die Frage der Unsterblichkeit, wie seine „Morgenstunden" das Dasein Gottes in breit ausgesponnenen, nichts beweisenden Beweisen besprechen; wie denn überhaupt der gesunde Verstand, selbst bei der besten und kräftigsten Constitution, dergleichen Aufgaben nie recht verdauen wird.[2] Das Mendelssohn'sche „Jerusalem" gehört ganz dem Standpunkt religiöser Aufklärung an, von welchem aus man damals gegen die theologische Orthodoxie und Dogmatik zu streiten pflegte."

Nun ist aber dieses „Jerusalem" die giftigste Schrift Mendelssohns vom Standpunkt des aufgeklärten Culturjuden (der doch nach eigenem Geständniß am talmudischen Kern festhält) gegen das Christenthum.

Es war doch auch vielen „Aufgeklärten" von damals zu arg, als sie sahen, mit welcher Unverfrorenheit hier der giftige Jude seinem Haß und seiner Verachtung gegen das Christenthum Ausdruck verliehen.

Seinen specifischen Haß gegen die katholische Kirche hat Mendelssohn 1783 im „Deutschen Museum" veröffentlicht. Er sagt daselbst:

„Die Gründe gegen den Papst können nicht dreifach, sondern höchstens einfach gegen die Fürsten gelten. Das Interesse der

---

[1] Und mehr noch: Reclame mit der Synagogentrompete!

[2] Weil man mit der Begriffsphilosophie zum Gottesbegriff kommt, aber zu keiner Idee von Gott. Der Gottesbegriff geht am Ende in einem hohlen Schema auf, wenn man sich die ganze Welt als eine in der Menschheit zum Bewußtsein kommende Emanation Gottes denkt.

menschlichen Gesellschaft und der Fürsten sind nicht so geradezu in allen Fällen widersprechend, (!!) als das Interesse der Menschheit und des römischen Clerus. Ich billige nicht jede Reform, die wir jetzt in Oesterreich zu Stande kommen sehen,[1] ich halte manches für Eingriffe in die Rechte der Einzelnen; aber ich applaudire doch von Herzen dem Sturz der römischen Hierarchie, von deren Vortheilen in unserer und der künftigen Zeit mich Müller durch seine meisterhafte Schilderung des Guten, das sie ehemals gestiftet, nicht überzeugt hat."

Wir finden hier die Gesinnungen des aufgeklärten Juden, der doch hätte bedenken können, wie oft die Juden von den Päpsten gegen den furchtbaren Haß des vom Wucher derselben ausgesogenen Volkes in Schutz genommen wurden und wie die Päpste die persönliche Rache und Verfolgung derselben verhindert haben.

59. Mendelssohns Angst vor Volksregierungen. Streit mit Jacobi.

Interessant ist eben deshalb, wie sich Mendelssohn vor Volksregierungen fürchtet. Vor diesem „Volk" hat er einen großen Respekt. Er fragt Jacobi[2], den er für einen Demokraten hält:

„Können wir unsere Monarchien in Volksregierungen verwandeln, und wenn wir können, sollen wir es? Mich dünkt, wir würden das Uebel entsetzlich verschlimmern.[3] Wozu also eine Deklamation, die zu nichts führen kann? — Daß vollkommene, tugendhafte Charaktere sich leichter unter einem Despoten bilden können, scheint mir ein sehr richtiger und fruchtbarer Gedanke. Lessing hat in dieser Rücksicht sehr wohl gethan, seinen „Nathan" in die Türkei zu versetzen.[4]

---

[1] Wir haben in „Kaiser Joseph II." (Freiburg 1874, 2. Auflage 1885) nachgewiesen, daß Joseph die Juden zur Feldarbeit anhalten, sie zum Militärdienst verpflichten und ihnen das „Handeln" abgewöhnen, sie zu nützlichen Staatsbürgern machen wollte. Diese an den Juden ausgeübte „Tyrannei" und „Härte" konnte Mendelssohn freilich von seinem Standpunkte nicht billigen, denn die Vorsehung (d. h. die talmudische) hat die Juden zum Handel und die Goyim zur Arbeit und Sklaverei bestimmt.

[2] Julian Schmidt. I., 62. 5. Auflage.

[3] Mendelssohn hat selbstverständlich zunächst das Loos seiner Nation im Auge.

[4] Dem Mendelssohn ist somit die Türkei als ein Versatzamt für Juden viel lieber, als eine demokratische Regierung. Warum? Darum!

Jacobi, der damals schon in Mendelssohn nicht mehr den harmlosen, toleranztriefenden Aufklärer, sondern was ganz Anderes sah, entgegnete ihm 1783 sehr schneidig:

„Dieser Bemerkung hätte die zweite beigesellt werden können: daß er ihn zum Juden macht. Wie der Gegner die Sache stellt, so müßte wenigstens im größten Theil von Europa die vollkommene Tugend sich am mehrsten bei den Juden finden und in dem Betracht ihr Zustand zu beneiden sein. Wir wissen aber leider nur von Einem Mendelssohn.“

Jacobi macht hier dem Mendelssohn ein großes Compliment, das aber die gesammte andere Judenschaft bezahlen muß und das bei alledem Mendelssohn nicht einmal verdient.

Je mehr Mendelssohn gezwungen wurde, Farbe zu bekennen, und zwar von den ächten Talmudjuden dazu gedrängt, umsomehr verminderte sich auch gegen sein Lebensende die Lobspendung und Glorificirung von Seiten seiner früheren Anhänger und Bewunderer

Ein Vorwurf, der von verschiedenen Seiten erhoben wurde (z. B. von Michaelis in Göttingen), schnitt Mendelssohn ins Herz, weil er ihn nicht widerlegen konnte: Das wirkliche Judenthum zeige uns, daß es das Gegentheil von den Grundsätzen befolge, die er (Mendelssohn) gepredigt!

Auch Kant, der Mendelssohn doch beachtete, ließ sich in seinem herben Urtheile über die Juden durch die Apologetik Mendelssohns nicht im Mindesten beirren.

J. Schmidt (I., 65):

„Es darf nicht verschwiegen werden, daß Kant eine eben so gründliche Abneigung gegen die Juden hegte, als Lessing Vorliebe gezeigt hat. Seine Schriften strotzen von Ausfällen; hier nur einen aus der Anthropologie: Die unter uns lebenden Palästiner sind durch ihren Wuchergeist in den nicht ungegründeten Ruf des Betruges gekommen. Es scheint nun zwar befremdlich, sich eine Nation von Betrügern zu denken, aber ebenso befremdlich ist es doch auch, eine Nation von lauter Kaufleuten zu denken, deren bei weitem größter Theil, durch einen alten Aberglauben verbunden, keine bürgerliche Ehre sucht, sondern den Verlust derselben durch die Vortheile der Ueberlistung des Volkes, unter dem sie Schutz finden, ersetzt.“

Wir übergehen die noch viel schärferen Stellen gegen die Juden aus Herders, Fichtes und Schopenhauers Schriften, und wollten hier nur zeigen, wie das ganze Reformbestreben und die versuchte Schönfärberei der Juden durch Mendelssohn doch eigentlich nichts geholfen hat. Die Thatsachen sprechen viel lauter, als die Worte und die Versicherungen, die Klagen über Unterdrückung und der Nothschrei um die allgemeinen Menschenrechte.

60. Mendelssohns ächt jüdischer Trödelbudenwitz über die Dreieinigkeit. Er stirbt aus Gram. Die Juden schreien: Jacobi habe ihn umgebracht.

Wie kaffeehaus-philosophisch Mendelssohn die Lehre von der Dreieinigkeit behandelt, — wie ihm die Gedankenarbeit christlicher Denker bezugs der inneren Wesensentfaltung Gottes total fremd geblieben ist, das zeigt sich in der Art und Weise, wie er die ganze Trinitätslehre mit dem schalen Witz eines Schacherjuden abthun wollte. Er schreibt hierüber von Berlin, 1. Februar 1774[1]:

„Unsere Kabbalisten haben auch ein Principium emanaticum, emanans und emanatum. Man erzählt sich (d. h. die Juden erzählen sich das), daß einst ein Christ einem Juden dadurch die Dreieinigkeit habe beweisen wollen: der Jude hatte zu gleicher Zeit 3 Dukaten zu bezahlen und gab dem Christen nur Einen, zeigte ihm aber erst die Bildseite, dann die Schildseite, dann den Rand. Dieses sei so gut 3 Dukaten als ihre 3 Principien 3 Personen sind."

Mit dieser sehr geistreichen und eben so kurzen Abhandlung über die christliche Dreieinigkeit ist eigentlich doch nur ein schöner Beweis geliefert: daß die Juden an den Grundlehren des Christenthums nur dann eine Freude haben, wenn sie durch eine Nutzanwendung derselben einen Christen beschummeln können.

---

[1] „Gelehrter Briefwechsel zwischen Dr. Johann Jacob Reiske, Moses Mendelssohn und Gotthold Ephraim Lessing." Erster Theil. Berlin, bei Voß, 1789. S. 335.

Selbst Lessing war dieser ächte Judenbeweis, in dem der Jude die Lehre von der Dreieinigkeit verhöhnt und den Goy dabei um zwei Dukaten betrügt, doch ein wenig zu arg. Er kehrte den Spieß um und schrieb an Mendelssohn[1]:

„Der Jude gefällt mir auch jetzt gleichwohl doch nicht, welcher in dem Geiste dieses Geheimnisses Einen Dukaten für drei bezahlen wollte. Ich würde mir den Juden loben, der sich von einem armen Teufel von Christen so bezahlen ließe. — Ich bin dir, Freund, sagt der Christ, drei Dukaten schuldig, hier sind sie! Sind das drei Dukaten? sagt der Jude, das ist ja nur Einer. Aber schon gut, gib nur her, du bist mir auch nur Einen schuldig, Freund. Der Jude ist bezahlt und der Christ hat bezahlt, was sollen sie sich noch um Ziffern zanken?"

Wenn hier Lessing die Möglichkeit voraussetzt, daß ein Jude mit dieser Erklärung des Christen und mit einem Dukaten für drei zufrieden ist, so hat er eben zu seinen zwei edlen Theaterjuden noch einen dritten dazugedichtet.

Mendelssohn mußte vor seinem Tode noch viele Anfechtungen erleiden. Jacobi gab eine Schrift: „Ueber die Lehre des Spinoza" heraus, Breslau, 1786, in der er aussprach, Lessing sei Spinozist, seiner Ansicht nach Atheist gewesen:

„Mendelssohn (schrieb Jacobi an Goethe) hat mir seine rabbinischen Vorlesungen selbst zugeschickt, sowie ich ihm auch meine Schriften geschickt habe."

Mendelssohn wollte Lessing vertheidigen. Auf Seite Jacobis standen Lavater, Herder und Goethe. Herder äußerte sich:

„Mendelssohn ist zu alt und ein zu elastischer Philosoph der deutschen Nation und Sprache, daß er sich belehren ließe, ein zu pfiffiger Hebräer, als daß ein ehrlicher Christ mit ihm auskäme."

Am 4. Januar 1786 starb Mendelssohn, 57 Jahre alt; eben hatte er seine letzte Schrift: „M. Mendelssohn an die Freunde Lessings, ein Anhang zu Herrn Jacobis Briefwechsel" dem Buchhändler übergeben. Eine Erkältung bei dieser Gelegenheit soll seiner ohnehin schon zerrütteten Gesundheit den

[1] Lessings „Erziehung des Menschengeschlechtes", von Guhrauer. Berlin, Hirschwald, 1841. S. 125.

Rest gegeben haben. Der Schluß ist das Charakteristische, er lautet:

„Ich von meiner Seite bleibe bei meinem jüdischen Unglauben, traue keinem Sterblichen einen engelreinen Mund zu, möchte selbst von der Autorität eines Erzengels nicht abhängen, wenn von ewigen Wahrheiten die Rede ist, auf welche sich der Menschen Glückseligkeit gründet, und muß also hierin schon auf eigenen Füßen stehen und fallen, von dem unwankenden Glauben gestärkt, suche ich Belehrung und Ueberzeugung, wo ich sie finde.“

Nun gab Engel Mendelssohns letzte Schrift heraus und beschuldigte Jacobi, „an dem Tode des Weltweisen schuld zu sein, ja, ihn gemordet zu haben“!!!

Ueber diese kolossale Anschuldigung wurde natürlich allgemein gelacht. Wenn sich einer über seinen Gegner in einem wissenschaftlichen Streite zu Tode ärgert, so kann man ihn ja eben so gut auch einen Selbstmörder nennen. Es hätte ja auch Jacobi vor Aerger sterben können, und Niemandem wäre es eingefallen, deshalb Mendelssohn des Mordes zu beschuldigen.

Haman sagt darüber:

„Die Anklage eines Mordes hat eine komische Seite. Das böse Gewissen macht die Berliner Engel so geschäftig, daß sie ins Gelage hineinreden. Allerdings liegt die Schuld an ihnen, die Schuld, daß sie Wahrheit bei einem Juden, einem natürlichen Feinde der Wahrheit, vorausgesetzt haben. Es ist lächerliche Eitelkeit, daß ihr Gegner alles in ein Point d'honneur verdreht: ein Jude, ein Sophist — und Point d'honneur und Delikatesse! Wer hier nicht faule Fische riecht, hat weder Geruch noch Geschmack.“

Daß die Beschuldigung, Jacobi habe den Mendelssohn durch seine Schrift umgebracht, nicht wahr ist, bezeugt ja indirekt selbst der Jude Kayserling (S. 465), indem er über Mendelssohns Tod sagt:

„Bei den Wallungen, die diese zu anhaltende, ihn ganz einnehmende Beschäftigung (die Schrift gegen Jacobi) hervorgebracht hatte und bei der ohnehin schon so großen Schwäche bedurfte es nur des mindesten äußern Zufalls und der vortreffliche Mann war verloren.“

61. Johannes Müller und Lavater über den Streit Mendelssohn-Jacobi.

Johannes Müller war im Streite auch auf Seite Jacobis; er sagt die für einen Protestanten in jener Zeit denkwürdigen Worte:

„Der Streit Jacobis ist wichtig und nützlich, seine Gedanken sind meine. Die Berliner haben über die Religion solche Gedanken, daß der Jesuitismus mir dagegen lieb sein würde. Die Modephilosophen beseufzen, daß unsere Fürsten anfangen, Religion zu ehren; aber wenn sie auch katholisch wären, so dünkt mir's sowohl für sie als für das Volk besser, als die Epistel Friedrichs wider die Unsterblichkeit. Man möchte Christum aus der Welt schreien, es wird aber nicht gelingen. Je mehr ich lese und denke, desto besser sehe ich, daß Raisonnement hierüber nie wohin führt, die Religion ist Gefühl, Sage, Historie; die erste Offenbarung brachte der Vater der Menschen mit sich in die Welt. Religion war Vätersage, bis Schrift nöthig ward, und wird in gewissen Zeiten der Verdunkelung durch Männer Gottes erneuert; Jesus Christus aber ist der Schlüssel der Historie." [1]

Man muß nur immer denken, daß dieses in den achtziger Jahren des 18. Jahrhunderts von einem Protestanten geschrieben wurde.

Wie damals von Seite der sogenannten philosophischen Literatur und selbstverständlich von der ins Schlepptau genommenen Belletristik gegen das Christenthum gemeinsam vorgegangen wurde, sagt Lavater [2]:

„Wer ist die herrschende und wer die unterdrückte Kirche? Offenbar ist es die herrschende Philosophie, durch welche die Kirche unterdrückt wird. Wodurch unterscheidet sich die herrschende philosophische Kirche von jener gemeinen orthodoxen und hierarchischen Kirche? Gewiß nicht in Duldung und Schonung, gewiß nicht in Sanftmuth und Billigkeit gegen ihre kaum mehr sprechen dürfenden Gegner! Welche Bände von inhumanen Urtheilen, Prostitutionen, unwürdigen Verhöhnungen, unwürdigen Mißhandlungen könnte man zusammenfinden!"

Goethe, dem bekanntlich das positive Christenthum eben so herzlich zuwider gewesen ist, als das positive Christengesetz, war in seiner Vaterstadt Frankfurt von Jugend auf

---

[1] „Julian Schmidt." I. Bd., S. 158.

[2] „Julian Schmidt." I., S. 175. Schmidt citirt Lavater, ohne das Buch anzugeben.

mit vielen Juden in Verkehr gekommen. — Die Unglücklichen hatten noch nicht „Nathan den Weisen“ gesehen, und auch die Mendelssohnsche Hebung und Veredlung seiner Nation war noch nicht im Schwunge, es mangelte ihnen daher an den großen Vorbildern, und Goethe war, wie es auch Kayserling, der Biograph Mendelssohns, bitter beklagt, kein großer Judenfreund. Derselbe Kayserling berichtet über die Stellung, die Goethe gegenüber Mendelssohn einnahm, wie folgt:

„Sein (Goethes) tief wurzelnder Judenhaß spricht sich in jeder Zeile aus, die er über Mendelssohn niederschrieb: „„Was hast du zu den „Morgenstunden“ gesagt? (schrieb er an Jacobi am 1. December 1785.) Und zu den jüdischen Pfiffen, mit denen der neue Sokrates zu Werke geht? Wie klug er Spinoza und Lessing eingeführt hat! O du armer Christ, wie schlimm wird es dir ergehen, wenn er deine schwirrenden Flüglein nach und nach umsponnen haben wird!““ [1]

62. Die Juden erklären es für eine Frechheit, wenn ein Christ die Schmähungen der Juden über das Christenthum widerlegt. Jacobi über Mendelssohn.

Daß beim jüdischen Biographen Mendelssohns alle jene (protestantischen) Christen, die sich die „Frechheit“ erlaubten, gegen Mendelssohn aufzutreten, sehr schlecht traktirt werden, das versteht sich von selbst. Hören wir nur das Urtheil über zwei [2]:

„Theodor Wizeman brach für seinen Freund Jacobi unberufen eine Lanze und schleuderte in seinen „Resultaten“ seine giftigen Pfeile gegen den Berliner Philosophen. Mit welcher Frechheit [3] dieser junge Mann gegen ihn auftrat, ersieht man aus dem einen Satze: „„Mendelssohn erscheint klein, tückisch, ohnmächtig-stolz, ängstlich bekümmert, den rechten Gesichtspunkt zu verfehlen, hämisch gegen Wahrheit und Christenthum.““ Aerger als alle trieb es ein Prediger in der Nähe Berlins, Namens Schulz, der Verfasser einer Schrift: Der entlarvte Moses Mendelssohn. Selbst ein Haman empfand Ekel über den unschlachtigen Ton dieses berüchtigten Geistlichen.“

---

[1] „Briefwechsel zwischen Goethe und Jacobi.“ S. 95.

[2] Kayserling: „Mendelssohn“. S. 461.

[3] Diese Frechheit von Seite eines jungen Christen ist um so infamer, als Israelitenknaben, wenn sie gegen alte christliche Schriftsteller auftreten, immer hochgradig bescheiden sind und von Frechheit bei denselbigen keine Spur zu finden ist.

Sonderbar ist, daß Herr Dr. Kayserling nicht auch den auf der nächsten Seite (98) beginnenden Brief Jacobis über Mendelssohn an Goethe gesehen! Darin heißt es (Düsseldorf, 13. December 1785):

„Von den rabbinischen Vorlesungen (Mendelssohns) also! Lieber, sie haben mir eine solche Langeweile verursacht, daß ich dieser Langeweile habe unterliegen und das Buch aufgeben müssen. Es sollen recht viele Leute aus allen Gegenden Deutschlands darüber eingeschlafen sein. Die Hauptstücke, deren Du (Goethe) erwähnst, auch die Vorrede habe ich angesehen und gerade dazu gesagt, was auch Du dazu sagst, nämlich daß der Jude ein Erzjude sei. Pfiffig genug ist der neue Sokrates wohl allerdings zu Werk gegangen. Da er sein 14., 15. u. 16. Hauptstück schrieb, war ihm (wie nun jedermann erfährt) schon lange alles, was in meiner Schrift enthalten ist, bekannt, und er schrieb sie dennoch; stellte dennoch Lessingen als einen Apostel der Providenz, als einen Märtyrer der reinen Gottesverehrung dar. Muß er nicht aus diesem Gesichtspunkte vor jedem Auge, das sehen kann, in einer lächerlichen, selbst in einer widrigen Gestalt erscheinen? Haman meint, meine Sache sei so gut, mein Handel so rein, mein Spiel so groß und ehrlich, daß es durch Niemand, als mich selbst verdorben werden könne. Er ermahnt mich deswegen auf das zärtlichste und nachdrücklichste, mich durch nichts aus der Fassung bringen zu lassen, keinem von den Waffenträgern, sondern der eigenen Person des Rabbi mich zu stellen. Sage mir, mein Lieber, ob Du denn nicht auch, was Mendelssohn über das System Spinoza beibringt, im höchsten Grade abgeschmackt und elend findest? Mir steht der Verstand platt stille vor dem ganz erlogenen, durchaus grundlosen Gewäsche, und ich kann es mir nicht anders erklären, als daß Mendelssohn es nicht der Mühe werth gehalten, den Spinoza selbst zur Hand zu nehmen, da Leibnitz und Wolf schon über ihn entschieden hatten. Laß mich dem, was Mendelssohn daher lügt, von hundert Stellen des Spinoza eine flüchtig nur entgegensetzen. (Jacobi citirt Spinoza: Opp. Posth. p. 596—598, zu vergleichen mit Mendelssohns „Morgenstunden" S. 221—223.)

Aber das will dem (Esel möcht' ich sagen) gar nicht aus dem Kopf, daß auch der Gott des Spinoza seine Welt doch einmal geschaffen haben müsse. Ueberhaupt sieht man, daß er sich in die hohen Begriffe, die von einem Ganzen ausgehen, überall nicht zu finden weiß. Sie sind ihm zu mächtig und zu kraus: Er kann's in Kopf nicht bringen."

„Mendelssohn soll in hohem Grade gegen mich aufgebracht und erbittert sein, die ganze Berlinische Clique mit ihm. Ich konnte mir dieses, nachdem ich die „Morgenstunden" gelesen, leicht vorstellen. Daß sich der Geist piae fraudis, der dieses Ge-

schlecht regiert, in dem Grade blos geben würde, hatte ich nicht vermuthet."

S. 102:

„Mendelssohns Tod war sehr unerwartet; die Zurückgebliebenen werden nun für den Todten fechten und sie haben gut Spiel."

63. Jacobis Brief an Goethe über Mendelssohn.

Am Schlusse bringen wir noch ein Schreiben Jacobis an Goethe aus dem Jahre 1815, welches nur insofern in diesen Rahmen gehören kann, als es die Stellung Goethes und Jacobis zum Christenthum kennzeichnet.

(S. 273.) Jacobi schreibt an Goethe:

„Dies Alles und auch anderes noch aus späterer Zeit bis zum Jahre 1812 hinaus konnte ich Dir ohne Bedenken vorhalten und Dich, daß Du unwahr geredet, auf eine Weise überführen; dann Dir auch wieder Recht geben, dem beistimmend, was Du mir öfter, auch noch zuletzt in Weimar, wiederholtest, es bestehe der große wesentliche Unterschied zwischen mir und Dir darin, daß ich ein Christ sei, Du aber ein Heide. Doch durfte ich dann, oder mußte vielmehr, auch hierbei wieder anführen, daß der wahrhaft Julianische Haß (so bezeichnetest Du ihn) wider das Christenthum und namhafte Christen, den Du im Jahre 1792 nach Pempelfort brachtest und mir wiederholt auf das lebhafteste darzustellen wußtest, sich dort schon gemildert, so daß zuletzt wenig fehlte, Du hättest wie der Kämmerer in der Apostelgeschichte gesprochen: Was hindert, daß ich getauft werde? Du gestandest zu, von einem gewissen Christenthum, daß es der Gipfel der Menschlichkeit sei (wolltst, sobald Du wieder zu Hause und einigermaßen in Ruhe wärest, von neuem die ganze Bibel lesen) und wie ich Dein Heidenthum jenem Dir verhaßten Christenthum, das auch ich nicht mochte, vorzog, so zogst Du wieder Deinem Heidenthum vor, was Du mein Christenthum (nanntest) ohne jedoch Dir dieses anzueignen." —

So ernst und würdig der höchsten Angelegenheit der Anfang des Briefes ist, so sehr sinkt er durch das gegenseitige Concessionmachen am Ende zu einem Complimentirbuch herunter. Der Christ findet Goethes Heidenthum nicht gar so übel, und der Heide findet Jacobis Christenthum nicht gar so stark, und so vertragen sich Beide in Frieden nebeneinander.

Hier mag noch eine Aeußerung Goethes Platz finden. Mendelssohn war gleich nach Vollendung seiner Streitschrift

gegen Jacobi gestorben. Die Juden und Judengenossen erhoben in Berlin ein großes Wehgeschrei: es habe den Mendelssohn Jacobis erschreckliche Behauptung, daß sein Freund Lessing ein Spinozist gewesen sei, umgebracht. Darauf bezüglich schrieb Goethe an die Stein[1]: „Kann doch nicht einmal ein armer Jude, ohne geneckt zu werden, aus der Welt gehen.“

64. **Auch der Rabbi Grätz**
Kommt zu gehn mit seinem Geschwätz,
Und hat ein großes Geserres gemacht,
Daß die Goyim den Mendelssohn umgebracht!
Und Rabbi Grätz ist eine Autorität,
Der sich sehr auf „jüdische Ehre“ versteht.

Auch Grätz, Professor der Rabbinats-Candidaten im Rabbinerseminar zu Breslau, gibt seinen Text in die Mendelssohnsche Todesfrage und Todesklage. Es ist das derselbige Grätz, der im 11. Bande seiner „Geschichte der Juden“ mit der kindlichsten Naivetät berichtet, Börne und Heine hätten sich nur zum Schein taufen lassen, sie hätten nur des Feindes (der Christen) Rüstung und Fahne ergriffen, um ihn desto sicherer zu treffen, desto nachdrücklicher zu vernichten. Es wäre interessant, zu erfahren, was sich dieser Rabbiner-Abrichter für eine Vorstellung macht, wenn er von einem ganz infamen, ehrlosen und niederträchtigen Juden etwas reden hört. Wir haben sehr oft in Rabbinerblättern über „Klöster als Brutstätten des Aberglaubens“ gelesen; nun, hier finden wir Rabbinerseminarien als Brutstätten der Infamie und Ehrlosigkeit. Grätz freilich nach seiner Rabbinermoral findet es noch lobenswerth von diesen zwei jüdischen Helden, daß sie sich zum Schein haben taufen lassen, um das Christenthum, d. h. die Christen, um desto sicherer zu treffen, um so nachdrücklicher zu vernichten. Man sieht, über Ehre, Ehrenhaftigkeit und dergleichen ist mit Gelehrten dieser Qualität nichts zu verhandeln, wenn aber diese Herren in ihren Blättern die Klöster Brutstätten des

---

[1] „Goethes Briefe an die Stein“. III. Bd., S. 241. 21. Februar 1786.

Aberglaubens nennen, so mögen sie früher auf ihre Brutstätten der Niederträchtigkeit und Ehrlosigkeit ihr Augenmerk richten.

Nun, derselbige Grätz gibt dem Spinozismus Lessings die Schuld der Aufregung und der Ausarbeitung der Schrift gegen Jacobi die Schuld an Mendelssohns Tod!! Jacobi hat den Juden umgebracht! Moral: Man soll gegen keinen Juden etwas schreiben, der das Christenthum verlästert, denn das könnte dem armen Juden an seiner Gesundheit schaden und er könnte aus Aerger darüber des Todes sterben!

Grätz erzählt[1]:

„Die Freundschaft (zu Lessing) und die Philosophie, welche sein Leben gehoben und ihm Ruhm verliehen hatten, brachen ihm (dem Mendelssohn) gewissermaßen das Herz. Als Mendelssohn sich anschickte, seinem unvergessenen Freunde ein Denkmal zu setzen und ihn den künftigen Geschlechtern in seiner wahren Größe zu zeigen, erfuhr er durch Jacobi, daß Lessing kurz vor seinem Tode sich entschieden der Spinozistischen Philosophie zugeneigt hatte. Lessing ein Spinozist! Das war für Mendelssohn ein Lanzenstich durchs Herz.[2] Ihm war nichts so sehr zuwider, als Spinozas pantheistisches System, welches den persönlichen Gott, Vorsehung, Unsterblichkeit, woran Mendelssohns Herz mit allen seinen Fasern hing, rundweg in Abrede stellte.[3] Lessing sollte eine solche Ueberzeugung gehabt haben und er, der Busenfreund, sollte so gar nichts davon gewußt haben! Es war zugleich Eifersucht auf den Freund, der andern das Geheimniß seines Geistes mitgetheilt haben sollte. Er ahnte, daß seine Philosophie, wenn Lessing sie mißfällig befunden haben sollte, als veraltet bei Seite geschoben werden würde.[4] Sein ganzes Wesen stemmte sich dagegen. Diese Gedanken raubten

---

[1] Grätz, „Geschichte der Juden". Leipzig 1870. 11. Bd., S. 100.

[2] Wenn das Herz schon durch eine Entdeckung des Lessingschen Spinocismus mit einem Lanzenstich durchstochen war, so hat den Mendelssohn nicht erst der Verdruß über Jacobis Buch umzubringen gebraucht.

[3] Also ist die von Mendelssohn gerühmte Universaltheologie in Lessings „Nathan" ein purer Schwindel gewesen.

[4] Dieses Loos ist dem Mendelssohnismus auch ohne Schuld und Zuthun Lessings zu Theil geworden. Uebrigens ist aus diesem Geständniß ersichtlich, daß es dem Mendelssohn nicht um seinen Freund als solchen, sondern um den — durch seines Freundes Spinozismus — ihm (dem Mendelssohn) bevorstehenden Niedergang seiner sogenannten „Philosophie" zu thun gewesen ist.

ihm die Ruhe seiner letzten Lebensjahre, machten ihn leidenschaftlich, aufgeregt, fieberhaft. In seiner letzten philosophischen Arbeit, „den Morgenstunden" (eigentlich Vorlesungen für seinen Sohn, woran auch seine Töchter und sonst noch jüdische und christliche Jünglinge theilnahmen), heuchelte er noch Ruhe. Aber bei der Ausarbeitung der Schrift zur Widerlegung Jacobis an die Freunde Lessings übermannte ihn die Aufregung so sehr, daß sie ihm den Tod zuzog (4. Jan. 1786). Dieser gewissermaßen ideale Tod für Freundschaft und Weisheit (ach!) schloß sein Leben würdig ab und zeigte ihn der Nachwelt, wie er seinen Freunden und Verehrern erschien, als einen Charakter von Aufrichtigkeit und Echtheit, an dem gar nichts Falsches und Erheucheltes war."[1]

Grätz schreibt noch hochbegeistert, „wie fast die ganze preußische Hauptstadt und auch viele strebsame Männer in und außerhalb Deutschlands trauerten. Der verwachsene Sohn des sogenannten Zehngebotschreibers von Dessau war eine Zierde Berlins geworden."

Und Jacobi und Lessing werden als seine Mörder hingestellt, und der alte Goethe ist so grausam, lächelnd über diesen Tod zu sagen: „Kann doch nicht einmal ein armer Jude, ohne geneckt zu werden, aus der Welt gehen."

65. Lessing und der „Nathan". Wie solid selbst ein Judenblatt den Lassalle verurtheilt hat; es beleuchtet sein Leben ganz helle: er war ein frecher, lüderlicher Geselle.

Es kann die durch jüdische Zeugnisse erhärtete Thatsache nicht oft genug dem Leser ins Gedächtniß zurückgerufen werden, daß Mendelssohn, der Großvater des deutschen Reformjudenthums, die Toleranz nur von den Christen für die Juden verlangte, daß er den angeerbten Haß gegen das Christenthum als ein kostbares Gut zu bewahren gesucht hat, daß er dem Talmud mit seinem infernalen Haß gegen das Christenthum

---

[1] Sechs Zeilen früher berichtet Grätz („Geschichte der Juden"): „er heuchelte noch Ruhe", und sechs Zeilen später sagt er: „daß gar nichts Erheucheltes an ihm war"; und bei Heine und Börne lobt es Grätz, daß sie sich als Christen einheuchelten, um desto besser über das Christenthum herfallen zu können!! Was sich in einem solchen abgebrauchten Rabbinerhirn für logik- und moralbedürftiges Gedankengesindel herumtreibt!

schriftlich beipflichtete und daß ihm das Christenthum ein Gräuel war, „den er nicht annehmen könne und werde, und wenn Einer vor ihm alle Todten auferwecken werde".

Lessing und Mendelssohn (die im innigsten Verkehr gestanden) sprechen merkwürdiger Weise denselben Haß gegen dieselbe Religion aus, und wenn diese auch als Wahrheit sich unzweifelhaft manifestiren sollte.

Ferdinand Lassalle in seiner kleinen Schrift über Lessing führt Folgendes an:

„In diesem ausschließlichen Interesse des Selbstbewußtseins an seiner eigenen Innerlichkeit, in dieser Ausschließung alles dessen, was, ob Vergangenheit, ob Zukunft, dem Selbstbewußtsein ein jenseitiges ist, schwingt sich Lessing zu dem, gerade durch die Hypothese, die darin noch zugelassen wird, erschütternd kühnen Satze auf: „„Wenn es auch wahr wäre, daß es eine Kunst gäbe, das Zukünftige zu wissen, so sollten wir diese Kunst lieber nicht lernen. Wenn es auch wahr wäre, daß es eine Religion gäbe, die uns von jenem Leben unzweifelhaft unterrichtete, so sollten wir lieber dieser Religion kein Gehör geben.""

Man sieht, Lessing und Mendelssohn haben sich in dicker Freundschaft zur allerdicksten Feindschaft gegen das positive Christenthum zusammengethan.

Professor Mommsen hat in jüngster Zeit für die Juden geredet und geschrieben, nachdem er früher gegen die Juden schrieb und redete. Wäre man nun bei Mommsen nicht darauf gekommen, daß ihm reiche Juden zur Wiederherstellung seiner verbrannten Bibliothek 250,000 Mark gegeben, und es hätte ein Christ über die Bestechlichkeit Mommsens gesprochen, so würden semitische Organe diesen Christen als einen Verleumder proklamirt haben. Jetzt aber schweigen die semitischen Organe und erkennen in Mommsen immer noch den Ehrenmann. Nun gut — dann kann es ja auch schon früher oft Ehrenmänner gegeben haben, welche den Juden aus aufrichtigstem Herzen Lob spendeten und die auch von den Juden Geld, beileibe nicht für dieses Lob, sondern aus gutem Herzen und humaner Gesinnung bekommen haben. Daß Mommsen für die geschenkten 250,000 Mark dankbar gewesen und für die armen Unterdrückten eine Lanze einlegte, das war eben eine Pflicht der Dankbarkeit, und

er hat seinem Namen dadurch eine neue Glorie erworben. Man sagte darnach in Berlin, wenn Einer aus Dankbarkeit für die Juden gesprochen: der ist sicher früher bemommset worden, oder: er ist ein Mommser.

Derselbe Lassalle sagt auch über Lessing:

„Das Christenthum ist Lessing nur der Vorläufer eines neuen Evangeliums, eine Zeit, wo der Mensch das Gute thun wird, weil es das Gute ist, nicht weil willkührliche Belohnungen darauf gesetzt sind, die seinen flatterhaften Blick ehedem bloß heften und stärken sollten, die inneren und besseren Belohnungen derselben zu erkennen.“

Wie dahier Lassalle von der Tugend, um des Guten willen geübt, so anerkennend und ausgezeichnet spricht, so hat es den Anschein, als ob er in seinem Leben auch immer das Gute um des Guten willen gethan hätte, bis er in einem Duell (in welches er aber zufällig auch nicht um des Guten willen, das er geübt, verwickelt wurde) niedergeschossen wurde. Da darf man nun wohl fragen: Was ist gut, was hat Lassalle für gut gehalten und was hat er Gutes gethan?

Daß Lassalle als Reformjude die Anschauungen Lessings verhimmelt, versteht sich von selbst. Lessing ist ihm par excellence der Dichter der „humanen Idee“. Daß Lessing die specifisch christliche Charitas, welche Alle umfassen soll, wie wir es beim barmherzigen Samaritan im Evangelium finden, dem orientalischen, von talmudischem Haß erfüllten Juden in den Mund legt, das findet Lassalle durchaus poetisch richtig. Mangel an Unverfrorenheit kann dieser Menschenklasse nicht nachgesagt werden.

Hören wir contra Lassalle ein gewiß hier unparteiisches, ein Judenorgan. Das Journal „Presse“ in Wien brachte aus Berlin, 22. October 1879 in Nr. 292 einen Artikel mit der Aufschrift: „Bismarck und Lassalle“. Darin finden sich kuriose sittliche Theorien und praktische Uebungen aus Lassalles Leben; es ist daraus ersichtlich, daß dieser Socialphilosoph seine Theorie: die Uebung des Guten um des Guten willen und ohne Hoffnung auf eine jenseitige Belohnung in einem höchst verdächtigen und beschädigten Zustande in dieser Welt zurückgelassen hat und daß es ihm gar nicht geschadet hätte,

wenn er an einen künftigen Lohn geglaubt und eine künftige Strafe gefürchtet hätte, denn dieser Denker hat alles Mögliche gethan, um seine Theorie lächerlich und sich selber verächtlich zu machen. Der Bericht lautet:

„Hat Lassalle nicht wirklich viel geleistet? und steht er nicht beinahe in der Reihe unserer scharfsinnigsten Denker? Ganz gewiß; der Stein an seinem Grabe auf dem jüdischen Kirchhof in Breslau trägt die Worte: „Hier ruhet, was sterblich war an Ferdinand Lassalle, dem Denker und dem Streiter“. Und diese Widmung hat keinen Geringeren zum Verfasser, als den unsterblichen Boeckh, den besten unserer Philologen und freisinnigen Gelehrten. Wer sich der Gunst eines solchen Mannes in eminentem Maße zu erfreuen hatte, an dem war geistig viel; es sei Lassalle nichts von seinen Verdiensten um die Rechtswissenschaft, wie um die philosophische Speculation genommen. Allein in dieser Anerkennung erschöpft sich das Urtheil über Lassalle ganz und gar nicht; erfassen wir ihn in seiner Totalität, so sinkt seine geistige Begabung geradezu zur Nebensache herunter, denn nicht ließ er in ethischer Ruhe das Denken und Forschen den Inhalt seines Lebens sein, sondern seine exquisite Beanlagung stellte sich in den Dienst herrschsüchtigen Hochmuths und raffinirter Frivolität. Sein idealistischer Zug hätte, wenn in Zucht genommen, Großes aus dem Manne gemacht; allein so sehr prävalirte in ihm der Dünkel, daß er sich als ein Idealmensch vorkam, der vorbildlich für Andere selbst dann noch ist, wenn er schon tief im Schlamme der Gemeinheit steckt. Wäre Lassalle mit Demuth begnadigt worden, er hätte Unvergängliches geleistet; so aber plagte ihn rasende Eitelkeit, und er verkam. Seine ganze Lust war es, in der Welt eine Rolle zu spielen, in das Gerede der Leute zu kommen, Aller Augen auf sich zu richten. Wenn er nur Etwas bedeutete — wie und wo, das galt ihm gleich; in jugendlichem Ungestüm sich vorzudrängen und Führer zu sein, war ihm ein idealer Gedanke; mit seiner physischen wie geistigen Kraft glaubte er nicht blos allen Uebrigen gewachsen zu sein, sondern sie Alle zu überragen. In der Polemik außerordentlich geübt und geradezu musterhaft schlagfertig, überschätzte er bald seine Begabung, denn es war ihm eigen, zu allermeist mit Solchen zu verkehren, die ihm nicht das Wasser zu reichen vermochten. Die Wogen des politischen Lebens gingen hoch, als sein Ehrgeiz kaum noch einer Steigerung fähig war, und flugs stand Lassalle an der Spitze von mißvergnügten Arbeitern. Hatte er, unter dem Beifall hochbegabter Juristen, über „das System der erworbenen Rechte“ treffliche Gedanken gehabt, weshalb sollte er nicht des Beifalls vieler Tausende sicher sein, wenn er den Tausenden die Erwerbung neuer Rechte in sichere Aussicht stellte? Und wenn er ihnen, die bis dahin bescheiden lebten, vollends den Genuß des Lebens als ein natür-

liches Recht klar machte — konnte ihm der Erfolg fehlen? Schulze-Delitzsch mit seinem „Selbsthilfe"-System war der verlassene Mann von dem Augenbick an, wo es dem eitlen, herrschsüchtigen, intriguanten Agitator vollends gelang, mit Großen dieser Welt in Verbindung zu kommen und noch dazu mit dem einflußreichsten Minister, dessen Bestreben es gerade war, die ganze Bourgeois-Fortschrittspartei zu sprengen und womöglich zu vernichten."

„Als Bismarck den Lassalle persönlich kennen lernte, wußte bereits alle Welt, was sie von dem himmelstürmenden Weltverbesserer zu halten hatte. Von dem Volk, dem er die Glückseligkeit auf Erden versprach, dachte er nicht blos gering, sondern er verachtete es geradezu als „Mob", und die sittliche Verkommenheit, die aus diesem einen Worte sprach, hatte in Lassalles Wesen damals noch nicht einmal ihre volle Ausgestaltung erfahren. Von seinen Renten lebend, konnte er sich Alles erlauben, und er war denn auch, fremden Einflüssen unzugänglich, ein von Jugend an auf sich gestellter Genußmensch, der immer nur darauf sann, welcher Steigerung die Raffinirtheit des sinnlichen Lebens noch fähig sein könnte. Lassalle gehörte zu den Opiumrauchern; das Opium schaffte so etwas wie Verzückung, und war der Sinne Rausch vorüber, so konnten doch Austern und Sect die Kräfte wieder neu beleben. Dieser ganz eigengeartete moderne „Christus", der von Moses genau so gering dachte, wie vom Welterlöser, ist sein Lebtag aus dem Contact mit Damen nicht herausgekommen. Die Gräfin Hatzfeld — war sie seine Geliebte oder seine mütterliche Freundin? — führte ihn in das Leben ein, und im Zweikampf, den er um einer andern Dame willen aufnahm, verlor er sein Leben. Nie ist die eine oder die andere Dame von seiner Seite gewichen; die eine ältere war wie die andere jüngere die personificirte Abenteuerlichkeit, und lag Jene anbetend auf den Knien vor dem geistigen Heros, so warf sich diese als „Sache" vor ihm weg. Aber die Verliebtheit der Jüngeren war darum noch keine auf Lassalle allein gerichtete Sinnlichkeit, sondern sie artete in Buhlerei mit dem Manne aus, der im Duell Lassalle ums Leben brachte. Was war dem „Idealmenschen" die Ehe? eine veraltete, unberechtigte Institution, eine Narretei, pure Lächerlichkeit. Fruere vita, moriture — das war die Quintessenz der Philosophie des Horatius redivivus. Wurden die Damen, die mit ihm verkehrten, zweideutige Wesen, so wurde er je länger, je mehr von Allen, die hinter seine Schliche kamen, ängstlich gemieden, und einen prägnanten Ausdruck fand das Urtheil über die sittliche Qualität des Herrn Lassalle nebst seiner weiblichen Gefolgeschaft eines Abends ganz plötzlich im Berliner Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater. Dort erschien der Volksbeglücker in einer Loge mit der Gräfin und der Nichte eines berühmten Biographen. Ein Engländer trat in die Loge gleichzeitig ein, die Damen flüchtig musternd; aber das war für Lassalle schon Anlaß genug, mit dem Engländer anzubinden und

furchtbaren Scandal zu machen. Das Parquet, den Beginn der Vorstellung erwartend, erkennt die Damen wie ihren Begleiter, und „Raus mit der Bagage!“ erscholl es laut von allen Seiten. Der Logenschließer drang darauf, daß der social-demokratische Idealmensch mitsammt der Gräfin und deren Freundin das Theater verließ. Als einige Tage darauf der Vorfall in den Zeitungen stand, erschien Herr Lassalle in einer Redaction, wo er den Anstifter der Demonstration vermuthete, und verlangte eine Entgegnung auf den Artikel. Die wurde ihm zugesagt für den Fall, daß sie gemessen gehalten wäre, aber man nannte ihm nicht den Namen des Verfassers der Notiz. Hierauf bestand er hartnäckig, mit seinem Stocke, der einen goldenen großen Knopf trug, umherfuchtelnd. Endlich wurde ihm bedeutet, daß er das Local zu verlassen hätte, und die Redactionsdiener, den Lärm von draußen hörend, standen schon bereit, den frechen Scandalmacher gewaltsam zu entfernen, als im letzten Augenblicke der social-demokratische „Christus“ sich dazu verstand, das Feld freiwillig zu räumen. Wenige Tage darauf erbat er von Elberfeld aus, wo er mit einem liberalen Bürgermeister wegen der Auflösung einer social-demokratischen Versammlung in Streit gerathen war, die Intervention des preußischen Minister-Präsidenten, und der Mann hätte es in seiner Scandalsucht noch weit gebracht, wenn ihm zu neuen Anläufen auf die Sitte wie auf die Ordnung noch mehr Lebenszeit beschieden gewesen wäre.“

Es ist von hoher Bedeutung, daß Lassalle in dieser vorliegenden Weise von einem Judenorgan tätowirt worden ist.

Was hilft nun Lassalle u. Comp. ihr Urtheil über Lessing? Sie können den Shylok vom Monumentsockel nicht herunterwerfen, um an dessen Stelle den Nathan hinaufzusetzen. Lessings Nathan ist eben jeder Zoll kein Jude, — und was ist Shylok?

Der arme, bornirte Shakespeare! Lessing hat ihn an Menschen- oder mehr noch an Judenkenntniß überflügelt. Am Shylok nagen von jeher seine stammesgenößlichen Kritiker herum, wie an einem harten Knochen, der nicht zu zermalmen und nicht hinunterzuwürgen ist. Shylok ist mit einem Worte ein unverdauliches Stück eines unverdaulichen Stückes.

Dagegen ist für diese Herrschaften der in der „humanen Idee“ gebeizte Nathan ein delikater Leckerbissen.

66. Contra-historischer Unsinn. Warum hat Lessing dem Nathan so viele Tugenden hinaufdisputirt?

Die historischen Verstöße im „Nathan" sind schon öfter besprochen worden. Die Handlung sollte kurz nach dem Waffenstillstand zwischen Saladin und Richard Löwenherz, also Ende 1192 sich abspielen, wie es aus dem Briefe des Patriarchen hervorgeht, da war aber König Philipp August nicht mehr in Palästina. Nach den Zeitangaben im „Nathan" würde Daja erst 1189 nach dem Tode ihres Gemahls, also um die Mitte 1190 zu Nathan gekommen sein, nach dem weiteren Inhalt des Stückes müßte sie aber viel früher im Hause Nathans gewesen sein. Doch das sind nur historische Verstöße, die bei einem Drama nicht so schwer ins Gewicht fallen. Die Situationen leiden an Unwahrscheinlichkeit, die Charaktere sind verfehlt; um alles das war es aber hier dem Dichter nicht zu thun, er wollte um jeden Preis seine Religionsnivellirung und seine Toleranzidee durchführen. Auf dieses Ziel ging er los, wie der Reiter bei einer Kirchthurmjagd: über Wassergräben, Gesträuche, Verhaue, Hügel und Barrieren, hier gab es für ihn kein Hinderniß. Das Christenthum liegt im Patriarchen am Boden, das Judenthum steht im Nathan auf der Höhe, er ist der Repräsentant des Seelenadels, um ihn liegen alle Anderen im Staube als Staffage zur Verherrlichung des Judenthums. So der Tempelherr; er ist mit seiner verächtlichen Handlung diesem hochedlen Juden gegenüber vollkommen im Unrecht, der Templer behandelt den Juden ebenso, wie ihn die vielfältige Erfahrung im Verkehr mit dieser Nation es gelehrt hat. Hier trifft er eben auf eine Ausnahme, auf einen poetisch hochverklärten, auf einen Theaterjuden; erst nachdem Nathan und der Templer sich gegenseitig enthüllen, daß eigentlich jeder — ein Freimaurer ist (d. h. gar kein positives Bekenntniß besitzt), dann erfreuen sich die Beiden aneinander und fangen an, sich gegenseitig gerade nicht zu achten, aber sich **gleich werth zu schätzen.**

Auch der simple Klosterbruder Bonafides wird nur ausgenutzt, um den Juden zu verherrlichen. Bonafides verachtet eigentlich den Patriarchen und durchschaut in seiner Herzenseinfalt, daß ihn dieser zu seinen Plänen benutzen will. Die

Christen müssen sich hier gegenseitig als miserabel kennen lernen, nur im Juden laufen die Radien der Bewunderung und des Lobes zusammen. Nathan erzählt dem Bonafides, daß seine Gemahlin und seine sieben Söhne von den Christen erschlagen wurden und er zur selben Zeit das ihm gebrachte Christenkind geküßt und Gott für selbes gedankt habe und sich froh zeigte, daß er auf Sieben nun wieder Eines bekommen. Der Klosterbruder, über diese Großmuth ganz voll Begeisterung, ruft aus:

„Nathan, Ihr seid ein Christ, bei Gott, Ihr seid ein Christ, ein besserer Christ war nie!"

Worauf Nathan:

„Wohl uns, denn was mich Euch zum Christen macht, das macht Euch mir zum Juden." —

67. Die Judenverherrlichung und Kuno Fischer als Nathan-Advokat.

Diese Judenverherrlichung gesteht auch unwillkürlich Fischer in seiner Schrift über „Nathan". Er sagt über Nathan:

„Dieser Charakter steht vor uns, auf den die andern wie in einer Stufenleiter hinweisen. Was in der Aufopferungsfähigkeit des Tempelherrn und in seiner Freiheit vom Glaubensdünkel, was in der Demuth des Klosterbruders, in der Uneigennützigkeit und Weltentsagung des Derwisch, in der Freigebigkeit und Großheit Saladins Aechtes enthalten ist: alle diese Züge vereinigen sich in Nathan unter der Herrschaft der Einsicht und Weisheit."

Warum hat Lessing diesen Charakter zum Juden gemacht? Die Frage ist die Kluft, über welche man mit dem gewöhnlichen Rösselsprung des logischen Schachspiels nicht hinüber kann, da muß nun der Pegasus mit einem weithin rasselnden Flügelschlag hinüberhelfen. Als wir Fischers 3. Auflage[1] seines „Lessing" in die Hand genommen, war es das Erste, zu sehen, ob er die Antwort auf diese sehr bedenkliche Frage geändert oder beibehalten hat. Sie ist wörtlich dieselbe geblieben, auch hier antwortet Fischer:

---

[1] „G. E. Lessing als Reformator der deutschen Literatur", dargestellt von Kuno Fischer. 2. Theil: „Nathan der Weise". Stuttgart, Cotta, 1881. S. 164.

„Das ist die Frage, die man immer wieder aufgeworfen und sehr häufig dem Dichter als Tadel vorgerückt hat. Der Patriarch — ein Christ, und Nathan — ein Jude! So sehr habe Lessing auf Kosten des Christenthums das Judenthum hervorheben, so tief jenes durch dieses erniedrigen und beschämen wollen. Im Patriarchen habe Lessing seinen Haß gegen das Christenthum, im Nathan seiner Vorliebe gegen das Judenthum Genüge gethan. Beim Patriarchen habe er offenbar an seinen Feind, den Pastor Goeze, beim Nathan an seinen Freund, den jüdischen Philosophen Moses Mendelssohn, gedacht. Und so erkläre sich zuletzt die Wahl dieser Charaktere aus persönlichen Stimmungen und Leidenschaften des Dichters, der nach alledem gegen das Christenthum ähnlich gesinnt war, als in seiner Dichtung der Tempelherr gegen das Judenthum."

Fischer sucht nun Lessing gegen diese oft gemachten Vorwürfe zu vertheidigen:

„So schief müssen die Urtheile ausfallen, wenn man von so einer schiefen Idee ausgeht, daß in diesem Gedicht die drei Religionen personificirt sind. Man bringe doch diesen Nathan vor eine rechtgläubige Synagoge und lasse sich sagen, ob der ein Repräsentant des Judenthums ist? Und doch ein Jude. Ich würde es Lessing zu einem großen poetischen Fehler anrechnen, wenn er keiner wäre!"

Diese Logik Fischers ist wunderbar, aber sie wird noch immer wunderbarer. Das Höchste in der Vertheidigung Lessings leistet Fischer in Folgendem:

„Warum ist Nathan ein Jude? Diese Frage richtig zu beantworten, braucht man weder Lessings Freundschaft mit Mendelssohn, noch die judenfreundliche Richtung, die mit der Aufklärung jener Zeit verbunden war; man braucht bloß den Charakter zu verstehen, den uns die Dichtung vorführt: einen Charakter, in welchem die Duldung aus der Selbstverleugnung hervorgeht, in dem sie eigenste, innerste That, im wirklichen Sinne des Wortes Tugend ist. Sie tritt als solche um so deutlicher hervor, je weniger sie von Natur und Schicksal und allen den äußeren Mächten, von denen der Mensch abhängt, begünstigt worden. Es ist leicht, tolerant sein, wenn ich nie einen Grund zum Gegentheil habe! Die Tugend ist nicht leicht, sie will erkämpft und errungen sein. Sie ist um so echter, je schwerer der Kampf ist. Soll sich die Duldung im vollsten Sinne des Wortes als Tugend zeigen, so will ich sie aus diesem schwersten Kampfe hervorgehen sehen, aus dem Kampfe mit Mächten, die ihr den größten Widerstand leisten, ich will sehen, daß sie die Probe besteht. Und nun nehme ich eine Religion, die von Natur unduldsam und stolz ist, der Stolz ist nie hartnäckiger, als wenn er unterdrückt wird; ich nehme von allen Religionen der Welt diejenige, welche

zugleich die stolzeste und unterdrückteste ist, und jetzt zweifle ich, ob aus diesen Bedingungen noch Duldung hervorgehen kann? Ich denke mir einen Menschen, dem seine Religion erlaubt, sich auserwählt von Gott zu halten, den die Welt verdammt, sich von den Menschen verworfen und verachtet zu sehen: wenn seine Seele diesem zweifachen Drucke unterliegt, so muß sie sich nach dem natürlichen Lauf der menschlichen Leidenschaften ganz in Haß und Rache verzehren; es wird sich hier ein Rachedurst entzünden, der dämonisch und in niedrigen Naturen so bestialisch wüthet, daß er das Pfund Fleisch vom Herzen des Feindes losreißt, sei es auch nur, „um Fische damit zu ködern". Auf diesem Weg kommt es zu einem Shylok. Und wenn nun eine große Seele diese Leidenschaften, die in ihrer niedrigsten und häßlichsten Ungestalt einen Shylok bilden, überwältigt, wenn sie ihrem Glauben, der zugleich der stolzeste und unterdrückteste ist, die Duldung abringt, so kommt es zu einem Nathan. Diese Duldung hat den schwersten Kampf bestanden. Was wäre auch die Duldung, wenn sie nicht geduldet und gelitten hätte? Hier sehe ich, was sich der gottergebene Mensch für Thaten abgewinnen kann. Mit dieser Duldung wird er freilich nicht mehr diesen Glauben repräsentiren."[1]

„Aber die Duldung (fährt Fischer fort) wäre leicht, sie wäre nicht, was sie ist, wenn er diesen Glauben gering schätzte, wenn er innerlich nichts mit ihm gemein hätte. Er fühlt ihn immer noch als den seinigen, als den Glauben seines Volkes und seiner Väter, mit dem er durch tausend unlösbare Bande verknüpft ist. Er repräsentirt das Judenthum nicht, aber er ist ein Jude und bleibt einer. Nicht weil das Judenthum die Religion der Duldung, sondern weil es das Gegentheil ist, darum ist Nathan ein Jude. Wer möchte diesen Nathan, wenn er ihn anders versteht, noch anders wollen? Ihn bezeichnet der bewundernde Ausruf des Tempelherrn: Welch ein Jude und der so ganz nur Jude scheinen will!"

68. Die klägliche Beweisführung Fischers.

Das ist ja doch alles Ergebniß und Erlebniß jener allerliebsten Logik, wie dieselbe von Seiten scharfsinniger Advokaten bei Gerichtsverhandlungen zur Vertheidigung eklatanter Gauner

---

[1] Mit dieser Qualität von Logik müßte ein Dichter, der die keusche Sitte und die christliche Jungfräulichkeit verherrlichen möchte, sich einen türkischen Sultan als den Träger und Prediger dieser Tugend auserwählen, da könnte man akkurat auch mit Fischer sagen: „Mit dieser Tugend wird er (der Sultan) freilich nicht mehr die Praxis eines Sultans repräsentiren." Dieser Herr Fischer sollte als Professor der höchsten Logik Vorlesungen halten.

und Spitzbuben geübt wird. Alle vorliegenden Thatsachen werden bei Seite geschoben und ein ganzer Eiffelthurm von Behauptungen wird auf dem Sandhaufen von Vermuthungen und Combinationen aufzuführen gesucht. Vor allem Andern muß hier gefragt werden:

1. Wie ist es möglich, daß ein Talmudjude des Orients im 12. Jahrhundert, dem der Haß gegen die Goyim von Haus aus eingepflanzt worden, dazu kommt, die höchsten und herrlichsten Blüthen jener Liebe, jener Feindesliebe zu treiben, die nur auf dem Stamme des Christenthums in solcher Herrlichkeit und Blüthenpracht bisher sich gezeigt?

2. Wer ist schuld, daß der Jude als solcher mit jenen Lebensäußerungen der ihm von Kindheit an beigebrachten Grundsätze des Hasses, den er den Goyim gegenüber aufflammen läßt, als unbarmherziger Wucherer, als Ausbeuter christlicher Arbeit sich von den Menschen verworfen und verachtet sieht?

3. „Wenn eine große Seele (im Judenthum) diese Leidenschaften (des Hasses, der Ausbeutung der Goyim) überwältigt, so kommt es zu einem Nathan“, sagt Fischer. Wo aber ist im Leben, in der Wirklichkeit (unter den obigen Bedingungen von Anerziehung, Angewöhnung des Gedankens, daß die Juden die Eigenthümer und Herren aller Weltschätze eigentlich sein sollten) ein Nathan entstanden, der dem Lessingschen Theater-Nathan als Vorbild hätte dienen können?

Fischer sucht sich zu retten, indem er zugibt: „Mit dieser Duldung wird er freilich nicht mehr diesen Glauben repräsentiren.“ Das heißt doch logisch: „Mit dieser Tugend hört er auf, Jude zu sein“, wenn er auch so ganz nur Jude scheinen will“, wie der Templer sagt.

Wie die Widersprüche im „Nathan“ unversöhnlich dastehen, so sind sie auch durch die versuchte Erklärung Fischers nichts weniger als gelöst, sondern fallen dadurch erst noch klaffender auseinander. Wir sind des Dafürhaltens, wenn Fischer die von den preußischen Gerichten als richtig übersetzt anerkannten Judengesetze[1] gelesen hat und bedenkt, daß die Juden eben diese

[1] „Der Judenspiegel im Lichte der Wahrheit.“ Eine wissenschaftliche Untersuchung von Dr. Jacob Egger, Privatdocent für semitische Philologie zu Münster. 2. Auflage. Paderborn, Bonifaciusdr., 1884. Mit beigedrucktem hebräischem Text aus dem Schulchan aruch.

Gesetze schon zu den Zeiten der Kreuzzüge, im höchsten Fanatismus auch noch dazu, befolgt haben, und wenn er heute sich in Ländern umschaut, in denen eine große Judenmenge noch fest an den Schulchan-aruch-Gesetzen den Goyim (Akum) gegenüber hält, daß dann Fischer als ein Mann, der die Logik der Thatsachen zu respektiren weiß, sicher von seinem Aberglauben an den Mendelssohn-Nathanschen Toleranzschwindel gründlich geheilt werden möchte. Fischer müßte ja auch seinen Lessing-Nathan vor den Bombentrümmern Dührings in Schutz nehmen, und eine Polemik Fischers mit Dühring wäre nichts weniger als beneidenswerth. Mit dem noblen Ignoriren Dührings geht es nicht mehr, das Platzen dieser Bombe hat schon manchem Nathanprofessor das Gehör seiner Zuhörer gekostet, insofern diese der Vertheidigung Lessings kein Gehör mehr schenken wollen.

Auch Strauß hat seine Betrachtungen über den Nathan gemacht. Es ist psychologisch sehr interessant, wie Strauß, seit er sein „Leben Jesu" herausgegeben, sich auch immer getrieben fühlt, an allen Bestrebungen theilzunehmen, die sich gegen das positive Christenthum wenden. Er sagt[1]:

„Erinnerte uns die Geschichte von den drei Ringen an die Geschichte mit den drei Kästchen im Kaufmann von Venedig, so wird man kaum umhin können, bei dem Juden des Lessing'schen Stückes an den des Shakespearischen, freilich an das reine Widerspiel von jenem, zu denken. Wie in Shylok der Jude den Menschen nahezu aufgezehrt hat, so ist bei Nathan der Jude bis auf wenige formelle Spuren im Menschen aufgegangen."

Nathan predigt aber in Wort und That die höchste Blüthe christlicher Liebe. Wo zeigen sich im Menschen außer dem Grunde der Offenbarung so herrliche Thaten aufopfernder Nächstenliebe? Es läßt sich nicht abstreiten, Lessing hat sich den Juden als Träger der christlichen Liebe gewählt und den Patriarchen geradewegs ihm als einen Schurken gegenübergestellt, um dem positiven Christenthum in der Geschichte und in der Menschheit einen Schlag zu versetzen. „Nathan" ist eine Verherrlichung des im 18. Jahrhundert beginnenden Reformjudenthums, das mit einzelnen Ausnahmen, d. h. wenigen

[1] Lessings „Nathan der Weise". Ein Vortrag von Dr. Strauß. 1864. S. 51.

Ausnahmen, die positiven Bande des talmudischen Judenthums mit Jehova lockert oder ganz zerschneidet, aber das Verhalten gegenüber dem Eigenthum der Goyim und dem Erwerbe dieses Eigenthums mit ausdauernder Zähigkeit beibehalten hat. Mag man über Nathan und den Nachtrab der edlen Theaterjuden, welche die den Juden wohlgeneigte Phantasie geschaffen, was immer Lobenswerthes sagen, dem scharfen Beobachter jüdischen Wesens und jüdischer Entwicklung im Mittelalter und in der Neuzeit wird Nathan u. Comp. nur ein Theaterjude bleiben und das so lange, bis der Nathan ein Typus der Juden geworden ist.

Die judenverherrlichenden Bühnendichter haben sich den Nathan seit der Zeit seines Entstehens immer derartig zum Vorbild genommen, daß sie auch immer um den edlen Juden ihrer dramatischen Arbeiten eine Tafelrunde von erbärmlichen, nichtsnutzigen Christen auftreten lassen, welche die schöne Bestimmung haben, dem edlen Juden als Folie zu dienen.

69. Entsetzen der Juden über das Dühring-Attentat.

Die Lessing-Nathan-Cultus-Juden kommen ganz aus dem Häuschen über den Frevel, den Bewohner der höchsten Intelligenzstadt Berlin in neuester Zeit auszuüben wagen, indem sie gegen die Lessing-Nathan-Verhimmelung nicht nur Protest einlegen, sondern öffentlich unter dem donnernden Applaus der Anwesenden dem Lessingschwindel gewaltig zu Leibe gehen. So was am Ende des 19. Jahrhunderts! Es ist unerhört!

Als der „Nathan" in entschieden von Juden beeinflußten Städten zum ersten Male aufgeführt wurde, mußten doch die anwesenden Juden über den colossalen Edelmuth, über diese opferwillige, den Christen zugewendete Nächstenliebe ordentlich selber ganz paff geworden sein. Aber sie wußten sich bald, sicherlich sogleich zu fassen und werden die momentan verlorene Geistesgegenwart bald wiedergewonnen haben. Bald spielten die jüdischen Schriftsteller in allen Variationen folgende Empfindungen herab: „Da seht Ihr's nun, wie man uns wegen unseres Christenhasses, wegen unseres Fanatismus und Egoismus

schändlich angeklagt und verleumdet hat; übertreffen nicht gerade wir, wie es der Nathan handgreiflich beweist, diese elenden Christen an allen menschlichen Tugenden? Dieser Gauner von christlichem Templer, wie elend und vernichtet steht er da im Vergleiche mit Nathan, diesem echten Repräsentanten der wahren, die ganze Welt mit Polypenarmen umspannenden Nächstenliebe, die gerade den Juden eigen ist und den Christen mangelt." Lessing hat im „Nathan" die Juden heiliggesprochen, und die Juden haben seither den Lessing heiliggesprochen. Ein Geschäft mit gegenseitiger Assekuranz und Prämienlosen, von denen jedes gewinnen muß.

Welche Großmuth! Mit einem einzigen Theatercoup eine schändlich verleumdete, arme, wegen ihrer Religion verfolgte und im Kern doch so tugendreiche Nation für alle Zukunft groß hinzustellen in der Weltgeschichte! Wer es nun wagt, auf diesen öffentlich in der deutschen Literatur ausgestellten Fleißzettel mit der Inschrift: Belohnte Tugend die Juden noch anzugreifen, ihre Moral zu bezweifeln, ihre Verdienste für die Goyim (die ganze nichtjüdische Menschheit) herabzuwürdigen, der muß der öffentlichen Verachtung preisgegeben werden.

70. **Es hat auch die Berliner „Deutsche Wacht"**
Sich über den Lessing lustig gemacht,
Und hat den Nathan, wie sich's gebührt,
Aesthetisch und logisch charakterisirt.

Die „Deutsche Wacht" (Berlin, 2. Jahrg., 2. Heft, S. 419) ist so frech, über den großen Lessing zu sagen:

„Den allgemeinen Widerwillen gegen die Juden hielt Lessing nur für ein zopfiges Vorurtheil, das man, wie andere solche Vorurtheile, beseitigen müsse. Bestärkt wurde er in dieser Annahme durch sein Verhältniß zu Mendelssohn, dessen jüdische Mache er mit seinen für alle Wirklichkeit blöden Augen nicht erkannte und den er für einen tiefen Philosophen und zugleich für das Paradigma Israels hielt. Das haben viele Leute nach ihm auch noch gethan, und diese mögen ihm zur Entschuldigung dienen. Was sich aber nicht entschuldigen läßt, das ist die Geschmacklosigkeit, mit welcher er in seinen Juden und in seinem Nathan die Christen immer als Spitzbuben den stets edlen Juden gegenüberstellt, wenn man dies auch theilweise seiner armseligen Erfindung zuschreiben

muß, welche auf eine anständige Weise das Problem nicht zu lösen wußte. Geschmacklosigkeit und Armseligkeit charakterisiren ihn als Dichter und es ist merkwürdig, daß bei seinem eigenen Schaffen ihn seine sonst so scharfe Kritik gänzlich im Stiche läßt. Menschen von Fleisch und Blut, wie sie Shakespeare zur Hand hat, kann er nicht einen einzigen zeigen, denn, wie er die Welt in Abstraktionen auffaßte, so konstruirte er aus den letzteren auch seine Figuren."

„In seiner berühmten „Minna von Barnhelm" begegnen wir nur Edelmuth und Phrasen in Hosen und Unterröcken. Dieser Tellheim, diese Minna, dieser Just: wie leer und langweilig und endlich wie übertrieben und dumm ist diese ganze Gesellschaft, welche nur durch ihre Unmöglichkeit einen Eindruck macht und nur wegen des vaterländischen Hintergrundes sich eingebürgert hat." —

„In Bezug auf Nathan wollen wir uns nicht bei der nüchternen Fabel aufhalten, bei welcher es auf der Hand liegt, daß ein junger Tempelritter und eine schöne Jüdin oder gar als Jüdin verkleidete Frankin sich besser verwenden lassen, als zu Bruder und Schwester, sondern wir wollen uns nur mit Zeichnung der Hauptfiguren beschäftigen. Wenn uns der Dichter einen Juden zeigen will, so dürfen wir verlangen, daß er die Herstellung des Bildes nicht ganz allein dem Theaterschneider und dem Friseur überlasse. Er mag die Person verwenden, wie er will, aber er muß irgendwo in Denken und Fühlen den Juden hervortreten lassen, sonst wäre es schade um den Bart. Eine solche überflüssige Verkleidung trägt Nathan. Auch kommt der Widersinn bald zu Tage."

„Nathan, weil er doch einmal Jude spielen soll, zu dessen Costüme der Handel gehört, handelt zwar, aber er treibt den Waarenhandel mit Schiffen und Kameelen, was bekanntlich niemals Sache der Juden war. Er treibt diesen Handel Zeit seines Lebens mit großem Erfolge und sogar mit persönlicher Strapaze, denn er führt seine Karawane selbst. Und dazu deklamirt er: „„Der wahre Bettler ist doch einzig und allein der wahre König."" — Entweder also ist er ein Dummkopf, der sich wider besseres Wissen das Leben sauer macht, oder er treibt Straßenunfug mit seinem Gesange. So lächerlich dieser Vers aus dem Munde des reichen und eifrigen jüdischen Kaufmannes klingt, so komisch ist das freiwillige Anerbieten des Geldes an Saladin. Wenn aber sein Freund, der Derwisch, selbst von ihm sagt: „„Er ist ein Jude, freilich übrigens, wie's nicht viele Juden gibt,"" so fragen wir: Wozu denn die Mummerei? Was soll ein Jude für uns bedeuten, der für die Juden selbst nichts bedeutet? — Nicht weniger possirlich tritt Saladin auf. Nathan und Saladin sind deutsche Professoren mit Judenbart und krummem Säbel, statt in Schlafrock und Pantoffeln. Wie unpassend die dem Boccaccio entlehnte Parabel von den drei Ringen verwendet sei, weil es sich ja im Grunde nur um eine

Fälschung und gar nicht um den echten Ring handle, ist schon oft hervorgehoben worden."

„Betrogene Betrüger", sagt der Richter. „Auch ist die Erzählung des Märchens nur ein Geschäftskniff des Nathan und drückt durchaus nicht seine wirkliche Stellung zur Sache aus. Er überlegt: „„Ich muß behutsam gehen! — Und wie, wie das?"" — So ganz Stockjude sein zu wollen, geht schon nicht. Und ganz und gar nicht Jude, geht noch minder.""

„Spaßhaft aber ist es, daß die Nutzanwendung ihre Spitze gegen den Dichter kehrt. Die Echtheit des Ringes soll sich durch seine Eigenschaft erweisen, seinen Träger beliebt zu machen, und darüber soll nach „tausend, tausend Jahren" ein weiserer Richter entscheiden. Wir brauchen so lange nicht zu warten, um wenigstens einen Theil der Frage zu erledigen, denn daß die Juden nicht den wahren Ring besitzen, beweist die allgemeine Liebe, welche ihnen zu Theil wird."

„Man that Lessing das Unrecht an, ihn als Dichter aufzufassen, ohne sich bewußt zu sein, daß das Interesse an seine Dichtungen hauptsächlich auf den mehr oder weniger passenden Schlagworten beruht, welche seinen unwahren Figuren aus dem Halse hängen, wie den Heiligen auf den alten Bildern die Sprüche. Es ist Zeit, ihm zu richtiger Anerkennung zu verhelfen, während er für seine Irrthümer hart genug dadurch gestraft wird, daß die Juden die Toaste auf ihn ausbringen. Schmähliches Schicksal!" —

71. Menzel über Auerbach. Hettner findet in Nathan die „reine und freie Humanität". Höchster Blödsinn ohne Methode. Die hunderttausend aufs Blut ausgesogenen Bauern in Polen, Ungarn, Rußland, Böhmen und Oesterreich stehen bewaffnet vor Hettner, dem großen Humanitätner.

Wie Lessing den Mendelssohn dramatisch bearbeitete, so versuchte es der Jude Auerbach in einem Roman.

Menzel sagt darüber (III, 470):

„Auerbach vergötterte im Roman „Dichter und Kaufmann" den Juden Mendelssohn, den schon Lessing so lächerlich zum Ideal hinaufgeschraubt hatte. Die wirklichen Juden der Neuzeit sind von diesem Ideal himmelweit entfernt geblieben[1]

[1] Was soll man erst von den Juden des Mittelalters gegenüber diesem frisirten und pomadisirten Nathan sagen? Der weise Nathan als Repräsentant des orientalischen Judenthums zur Zeit der Kreuzzüge ist geradewegs eine unverschämt verlogene Mache. Kein Kenner der Geschichte und besonders der Judengeschichte des Mittelalters wird sich durch Bekämpfung dieses historischen Ergebnisses — lächerlich machen wollen.

und haben sich nur auf Kosten der Christen ungeheuer bereichert oder, wenn sie in Wissenschaft, Kunst und Literatur machten, den guten Geschmack verdorben (mit durchgängig sehr geringen Ausnahmen) und einen Gifthauch von Irreligiösität und Entsittlichung um sich verbreitet."

Lessings „Nathan" ist (bei Hettner[1], S. 488—616) selbstverständlich eines der größten Meisterwerke! Wir wollen hier nur den Schluß über Lessing (S. 615—616) bringen:

„Ueber dem Bürger und Religionsbekenner der Mensch, über der bürgerlichen Gesellschaft die Menschheit."

Wie das erhaben rasselt!

„Nicht verschwimmendes Weltbürgerthum, sondern freies Zusammenschließen freier Staaten."

Vielleicht ungefähr so, wie das freie Frankreich und das freie Preußen zusammengeschlossen sind! Wo herrscht die Loge nicht? Und was ist der Effekt der Logenherrschaft?

Dann weiter:

„Aber das Ziel selbst hat Lessing mit einer Wärme des Gemüths und mit einer Weite seherischen Blickes gezeichnet, daß nun die Geschichte auch andere und großartigere Wege wählt und wählen wird, als Lessing innerhalb seiner staatlich engen Zeitbildung zu ahnen vermochte, und die Arbeit aller Geschichte doch nur darin bestehen kann, sich dem Ideal dieser allgemeinen Menschen- und Völkerverbrüderung, d. h. der Verwirklichung des Evangeliums der reinen und freien Humanität immer mehr und mehr anzunähern."

„Der hehre Tempel, welchen Lessing in der Erziehung des Menschengeschlechts im Testament Johannis und in Nathan dem Weisen errichtet hatte, erhält durch die Freimaurergespräche seine krönende Spitze. Sie war die letzte Schrift Lessings. Unter schweren Leiden, im Gefühl des nahen Todes, hat sie Lessing geschrieben. Sie erschien 1780. Am 15. Februar 1781 starb er."

„In Lessing laufen alle Strahlen seines großen Zeitalters zusammen. Indem er sein Zeitalter zum Abschluß brachte, wurde er nothwendig auch der Grund- und Eckstein der Zukunft. „„Vormals im Leben ehrten wir Dich als einen der Götter, Nun Du todt bist, herrscht über die Geister Dein Geist.""

Wenn man jetzt, gegen Ende des 19. Jahrhunderts, in Mitteleuropa, wo durchschnittlich alle Jahre 50,000 Bauernwirthschaften in die Hände der Wucherer übergehen, wo

---

[1] „Geschichte der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert", von Hermann Hettner. Zweites Buch: Das Zeitalter Friedrichs des Großen. Braunschweig, Vieweg, 1872.

die Bürger zu Hunderttausenden von den „weisen Nathanen“ in ihrem Besitz aufgefressen werden, wo das Auswandern aus Europa zur Lebensfristung ein Gebot der Nothwendigkeit wird, wo der Pauperismus die Leute dem Socialdemokratenthum in die Arme treibt, wo die Steuern gemeinschaftlich mit den Wucherzinsen den Boden aussaugen und wir einer noch nie dagewesenen, aber unvermeidlichen Katastrophe entgegengehen — wenn man jetzt einen derartigen Schwefel von der Verwirklichung des Evangeliums der reinen und freien Humanität zu lesen bekommt, den die Logenweisheit noch vor ihrem völligen Zusammenkrachen der Welt unter die Nase dampft, so kann man sich nur über die kindliche Naivetät wundern, die von Nathan und den Freimaurergesprächen Lessings sich ein Heil erwarten kann. Diese heillose Bornirtheit hat nicht vielleicht ein Ultramontaner, sondern ein erklärter Atheist, Dühring, der wenigstens in der Negation consequenter ist, als alle diese Lessingschwätzer — an den Pranger gestellt.

72. Wie Lessing selber seinen „Nathan“ als ein Possenspiel erklärt.

Am schönsten ist, daß gegenüber dem immer noch anschwellenden Phrasenschwindel über das Riesenwerk des Nathan Lessing selber das ganze Stück als ein Possenspiel erklärt. Er schreibt über den „Nathan“ seinem Bruder[1]:

„Ich glaube eine sehr interessante Episode dazu erfunden zu haben, daß sich alles sehr gut soll lesen lassen und ich gewiß den Theologen einen ärgeren Possen damit spielen will, als mit noch 10 Fragmenten.“

Somit erscheint der vorgeschobene Culturjude nach des Autors eigenem Geständniß als ein an den Theologen ausgeübter Akt der Rache — ein gespielter Possenstreich!

Wenn die Juden untereinander über den Enthusiasmus der Goyim für den „Nathan“ und für Lessing sprechen, so können sie über diese Cretins und Simpel, die

[1] August Koberstein: „Geschichte der deutschen Nationalliteratur.“ Fünfte, umgearbeitete Auflage von Karl Bartsch. 2. Theil. Leipzig, Vogel, 1873. S. 6.

sie im ausgehängten Netze „der Aufklärung“ gefangen haben, doch nur in ein nicht herzliches, sondern unherzliches Hohngelächter ausbrechen.

Nachdem der Jude Kayserling es ausgeschwatzt hat, daß den Juden der Dank für die Schöpfung „des größten deutschen Meisterwerkes“ abzustatten ist, weil sie dem Lessing durch Bezahlung seiner Wechselschulden die Muße erworben haben, an diesem Meisterwerk zu arbeiten, in welchem sämmtliche Christen als Dummköpfe und Schurken, und der Jude als concentrirter Sokrates, Plato und Aristoteles erscheint, und es gehen den von den Juden dupirten und verlachten Weisen, Meistern und Gesellen vom Stuhl, neben dem Stuhl und unter dem Stuhl die Augen noch nicht auf, so ist ihnen auch nicht mehr zu helfen.

Wenn diese wahrhaft verblödeten Goyim noch dazu die Meinung aussprechen oder auch sogar den Satz behaupten, dieser Nathan sei eigentlich der Jude Mendelssohn, so zeigen sie nur, daß sie den Mendelssohn nur vom Hörensagen als den größten Philosophen des Jahrhunderts kennen, aber nicht wissen, daß sich dieser Mendelssohn, der von den Christen seiner Coterie die Verleugnung des Christenthums forderte, wenn sie nach seiner Freundschaft strebten, daß dieser Mendelssohn sich als einen entschiedenen Talmudjuden erklärt hat, und daß somit der Nathan mit seinen Toleranzphrasen ein total verlogener Mendelssohn und der eigentliche Mendelssohn in Wahrheit ein ganz harter, unbeugsamer Talmudjude gewesen ist. Also am „Nathan“ und an Allem, was drum und dran hängt, ist Schwindel zur Verherrlichung des Judenthums und zum Schimpf und zur Schmach des Christenthums!

73. Lessings schöne Absicht mit dem „Nathan“. Er wollte damit die Grundvesten des Christenthums untergraben. Dafür der Judenbeifall!

Seine Absicht mit dem „Nathan“ spricht Lessing selber in einem Briefe an seinen Bruder Karl 18. April 1779 (ein Jahr zehn Monate vor seinem Tode) aus:

„Es kann wohl sein, daß mein Nathan im Ganzen wenig Wirkung thun würde, wenn er auf das Theater käme, was wohl

nie geschehen wird. Genug, wenn er sich mit Interesse nur liest und unter tausend Lesern nur Einer daraus an der Evidenz und Allgemeinheit seiner Religion zweifeln lernt.“ —

Aus Lessings Richtung und Dichtung ist evident nachzuweisen, daß es ihm nur um den Sturm gegen das positive Christenthum zu thun war. Den Mendelssohn, der durch Nathan verherrlicht werden sollte, hat Lessing in seinem strammen Festhalten am Talmud nicht erschüttert, das bezeugen Mendelssohns eigene Worte (bei Kayserling). Wie der ganze Nathan als Judenbild überhaupt als eine unverschämte Lüge dasteht, so sind auch Nathan und Mendelssohn zwei unversöhnliche Gegensätze. Mendelssohn machte es Freude, sich selbst, wenn auch durch Zuhülfenehmen einer Lüge, verherrlicht zu sehen. Dem Juden war nur die Verleugnung der christlichen Wahrheit im Nathan erfreulich, er blieb nach seiner Erklärung an andere Juden jeder Zoll Talmudist. Nur der versuchte Umsturz der christlichen Religion allein erquickte den Juden, der unter diesen Umständen sehr erklärlich den „Nathan“ für das höchste Produkt der Poesie erklärt.

Baumgartner zieht nach seinen Prämissen über „Nathan“ den Schluß (S. 131):

„Aus den mitgetheilten Notizen ist vor Allem ersichtlich, daß Nathan nicht nur kein geschichtliches Drama, sondern nach der Absicht seines Verfassers nicht einmal ein streng historisch gefärbtes Tendenzdrama ist. Es sollte auch keine Satyre auf Goeze sein,[1] wie W. Menzel und andere behauptet haben. Es ist, wie Lessing uns deutlich genug sagt, eine religions-philosophische Rede in dramatischer Form, die geistige Fortsetzung der anti-goezischen Streitschriften, der Abschluß seiner „Komödie mit den Theologen“. So klar und unverblümt enthüllt er seine Tendenz und den Zusammenhang mit den früheren theologischen Streitschriften, daß wir vollkommen zu dem Rückschluß berechtigt sind, er habe

[1] Wenn es auch nicht Hauptzweck war, den Goeze lächerlich zu machen, so ist doch sicher der gute Wille, dies zu bewerkstelligen, nebenher gelaufen. Röpe und Andere haben ja nachgewiesen, daß selbst die Schauspieler, welche den Patriarchen darstellten, Gesicht, Gestalt, Bewegung und Manieren von Goeze nachzuahmen suchten, — ein Beweis, daß die Meinung, im Patriarchen sei Goeze vom Dichter mit Hülfe der Schauspieler persiflirt, Ende des 18. Jahrhunderts allgemein verbreitet gewesen ist.

schon bei der Herausgabe der Fragmente kein anderes Ziel verfolgt, als dasjenige, was er im Nathan erstrebte. Dies Ziel ist, in seinen Lesern Zweifel an der Evidenz und Allgemeinheit ihrer positiven Religion zu erwecken und da er ja für einen deutschen christlichen Leserkreis schrieb und da er wissen konnte und wußte, daß der christliche Glaube sich mit diesem Zweifel nicht verträgt, den christlichen Glauben durch scheinbar wissenschaftliche Zweifel zu untergraben. Die Herausgabe der Fragmente sowohl als die ganze sich daran knüpfende Fehde war somit im tiefsten Grunde ein bewußter und wohlberechneter Sturmlauf gegen alles positive Christenthum, nur insofern Komödie, als Lessing öffentlich mit seiner Absicht hervorzutreten sich scheute, seinen Angriff unter künstlichen Winkelzügen maskirte und ihn zuletzt in einem dramatischen Gedicht beschloß."

74. Wie Düntzer durch sein feines Urtheil über „Nathan" den armen Shakespeare für alle Zeiten vernichtet hat. Der große Düntzer und der kleine Shakespeare.

Wir wiederholen: Es ist sehr gut, daß die Ueberschätzung Lessings, die offenbar seiner Tendenz, nicht seiner kritischen Begabung als solcher gilt, von einem Autor (Dühring) ins rechte Licht gestellt worden ist, den man nicht mit dem beliebten und immer vor der beschränkten Zeitungslesewelt wirksamen Schlagwort: Ultramontanismus, ultramontan unschädlich machen kann. Die Lessingverherrlicher stecken die Schläge, die ihnen Dühring hageldicht ertheilte, ganz geduldig ein, an ein Widerlegen wagen sie sich nicht. Stahr, dem doch auch bei vielen Gelegenheiten ein nicht vom Enthusiasmus verwirrtes Urtheil zuerkannt werden muß, hat doch auch noch vor zwanzig Jahren, als sich niemand gegen die Lessing-Apotheose zu mucksen wagte, in dem Fahrwasser damaligen Urtheils (I. Bd., S. 361) das Resultat von Lessings Wirksamkeit in dem doch offenbar gar zu hochtönenden Schlußwort des ersten Bandes ausgesprochen:

„Diese Gährung des Geschmackes zu hemmen, war das Ziel, auf welches vorzugsweise hingearbeitet zu haben Lessing am Schlusse der Dramaturgie bekannte. Die Revolution, welche er unternahm, war eine wesentlich konservative, und der große Agitator des 19. Jahrhunderts erscheint auch hier, wie überall, zugleich als der treueste Bewahrer aller wahrhaften Errungenschaften der Vergangenheit des Menschengeistes."

Düntzer sagt selbstverständlich über den „Nathan" („Lessing", S. 603), nachdem er es ganz in der Ordnung gefunden, daß im Patriarchen und im Tempelherrn das Christenthum zu Gunsten des Judenthums und des edlen Juden Nathan im Koth herumgeschleift wird:

„Nathan ist ein durchaus selbstständiges, mit künstlerischem Verstande, tiefer Seelenwahrheit und dramatischem Leben ausgeführtes Drama, das unter den strahlendsten Zierden der deutschen Bühne bei allem Wechsel des Modegeschmackes fortleben wird, der edelste Geist hat es eingegeben, der kunstsinnigste entworfen, der feinste ausgeführt."

So Düntzer; wir setzen nur noch dazu, was Düntzer aus Bescheidenheit verschwiegen: Und der edelste, kunstsinnigste und feinste Kritiker hat dem Nathan das Zeugniß ausgestellt, daß er der edelste und feinste Jude ist, der als eine **Zierde der deutschen Bühne** durch alle Modegeschmäcker hindurch fortleben wird bis auf den jüngsten Tag.

Wer sind denn aber die böseſten, verbittertsten Kritiker des Nathan? Das sind die Juden en gros doch selber. Weder die Talmudisten, noch die Reformer haben sich zum Edelmuth Nathans bekehren lassen, obwohl sie die größte Freude über den Nathan äußern.

Bei alledem aber wollen wir dem großen, scharfsichtigen, gerechten und weisen Daniel Düntzer den Gefallen thun, sein Urtheil über den Nathan durch die Verurtheilung Shyloks zu bestätigen, und zwar ganz mit der Kehrseite seiner eigenen Worte, die wir hier auf Shakespeare umwenden und anwenden:

„Shakespeares Shylok („Kaufmann von Venedig") ist ein durchaus unselbständiges, mit unkünstlerischer Verstandeslosigkeit, oberflächlicher Seelenverlogenheit und dramatischer Todesmattigkeit ausgeführtes Drama, das unter den elendesten Machwerken der englischen und deutschen Bühne beim Wechsel des Modegeschmackes untergehen und dem Nathan Platz machen wird. Der gemeinste Geist hat es eingegeben, der kunstloseste entworfen, der pöbelhafteste ausgeführt."

75. Der drollige Kurz, stets in der Ekstase,
Sieht nicht die Ereignisse vor seiner Nase,
Er füttert sein Publikum nur mit der Phrase.
Er ist der echte Kaffeehausphilister,
Beim Tempel des Nathan ein trauriger Küster,
Der Düntzer dagegen — der ist Hoherpriester.
Der Strauß aber hat es zum Höchsten gebracht,
Indem er den „Nathan" — zum Betbuch gemacht.

Ein Urtheil über Nathan, welches in der in deutschen Schulen vielverbreiteten Literaturgeschichte des Kurz von diesem zu finden ist, wollen wir noch den Urtheilen bedeutender geistvoller und wissenschaftlich gebildeter Protestanten, die wir bisher vernommen haben, gegenüberstellen.

Es ist der Abklatsch von Gesprächen, welche reisende Commis über Literatur zu führen pflegen, und der Inbegriff des in Aufklärung machenden Philisterthums.

Der besagte Kurz (II. Bd., S. 639) schreibt wörtlich:

„Die außerordentliche Wirkung des Stückes liegt nicht in dessen künstlerischer Form, sondern in der darin durchgeführten Idee, und wir haben daher auch diese vor Allem ins Auge zu fassen. Lessing hat im Nathan die Duldung verherrlichen und predigen wollen, er hat zeigen wollen, daß nicht die zum Theile zufälligen Aeußerlichkeiten des Gottesdienstes das Wesen der Religion bilden, sondern vielmehr die wahre ungeheuchelte Liebe zu Gott und den Mitmenschen. Er hat darin zeigen wollen, daß das starre Festhalten an dem äußern Bekenntniß den Menschen in die traurigsten Irrthümer führen, ihn verhärten und zu jedem tiefern Gefühl unfähig machen kann. Er wollte zeigen, daß wahre Frömmigkeit, die nicht bloß in den Worten, sondern in den Werken beruht, an kein Glaubensbekenntniß gebunden, vor Allem aber, daß es ein frevelhaftes Beginnen sei, diese oder jene Religion für die allein seligmachende und in Folge dessen die Bekenner der übrigen ohne Ausnahme für Gottverfluchte zu erklären, welche die ewige Verdammniß in jenem Leben treffe."[1]

[1] Hier beschuldigt Kurz, der, so oft von der katholischen Kirche oder von einem katholischen Schriftsteller die Rede ist, in eine unzurechnungsfähige Raserei geräth, die katholische Kirche, daß sie „die Bekenner der übrigen Religionen ohne Ausnahme für Verfluchte erkläre, welche die ewige Verdammniß in jenem Leben treffe". Wir haben in der Schrift: „Paulus in Athen", Wien, Braumüller, 3. Auflage, den Satz von der „alleinseligmachenden Kirche" im Sinne

„Es ist mit Einem Worte die Idee der reinsten Humanität, welche Lessing im Nathan verkündigt, und deshalb konnte er von seinem Werke sagen: „„Heil und Glück dem Orte, wo es zuerst aufgeführt werden wird““. In keinem andern Drama Lessings tritt uns eine so wohlthätige Gefühlswärme entgegen, als im Nathan; wir erkennen, daß der Dichter nicht nur seinen klaren Geist, seine künstlerische Bildung, sondern auch sein liebenswürdiges Gemüth hineingelegt hat, das so freudig für die Menschheit schlug, so gern sich der Unterdrückten annahm.“

Wir können nicht sagen, welches Heil und Glück jener Stadt erwachsen ist, in welcher der „Nathan“ zuerst aufgeführt wurde.

Bei der Besprechung von Dr. Straußens „Alter und neuer Glaube“ (in: „Vier Großmeister der Aufklärungstheologie“) haben wir die Marotte Straußens besprochen, der da anräth, man solle statt der heiligen Schrift zur Erbauung „Hermann und Dorothea“ und „Nathan den Weisen“ lesen! und der sich zu der Aeußerung versteigt:

„Wenn doch jede Religion herkömmlich ihre Bücher hat, wird für die Religion der Humanität und Sittlichkeit, zu der wir (Strauß u. Comp.) uns bekennen, Lessings Nathan das heilige Grundbuch bilden.“

Wir erlauben uns nur, auf das Schicksal der ausgewucherten Bauern in Mitteleuropa zu verweisen. Wenn nun ein Familienvater finanziell ruinirt, krank und elend auf dem Sterbebette liegt, von seinen Bedrängern aus seinem Besitz in Noth und Elend hinausgestoßen, dann soll er „Nathan den Weisen“ sich als Religionsbuch zum Troste im Leiden und Sterben vorlesen lassen!!!

Millionen Menschen haben das Recht, dem Dr. Strauß vor- oder nachzurufen: Sie haben mit der Erklärung, „Nathan der Weise“ sei ein heiliges Grundbuch für die Religion der Humanität und Sittlichkeit, in Anbetracht der Hunderttausende praktischer Nathans und in Anbetracht der hohlen

---

der Kirchenväter, Kirchenschriftsteller und der Concilien erklärt; die Beschuldigung des Kurz (wüthender und tanzender Literaturderwisch genannt) ist eine ebenso blöde und gemeine, als gewissenlose und niederträchtige Lüge. Es ist nur zu bedauern, daß katholische und auch protestantische Studenten an Gymnasien mit ähnlichen Giftjauchen bedient werden.

Toleranzphrasen, die im „Nathan“ enthalten sind, einen nicht zu rechtfertigenden, gar nicht zu vertheidigenden Unsinn ausgesprochen.

Was ist das ganze Geschmuse des Nathan gegen das Wort des Herrn: „Ich bin die Auferstehung und das Leben“? Was ist „Nathan“ — als „Trostbuch“ im Sterben?

Die Religion Nathan des Weisen kann man allenfalls an einem Abend im Theater vor sich vorübergaukeln lassen, aber Trost im Leben und Sterben kann sie nicht gewähren.

76. Wie Goethe dem Lessing die Gabe des Dichtens abspricht. Ein Exempel für Lessings Kunstkennerschaft.

Wir haben schon einmal die Mißgunst nachgewiesen, welche Lessing wiederholt gegen den neben ihm auftauchenden Dichter Goethe ausgesprochen, offenbar in dem Gefühle: das ist ein Dichter, und zwar einer, der mich überragen wird!

Goethe hat auch nur nach einer Seite hin seine Werthschätzung Lessings ausgesprochen, als einen Dichter aber ihn sehr abfällig beurtheilt[1]:

„Auch Goethe hält Lessing nicht für einen Dichter, obwohl sonst seine Schätzung Lessings die höchste, überhaupt sein Verhalten gegen denselben (nach Lessings Tode) das schönste, wohlthuendste ist. Mit wahrem Frommsinn(!) verehrt er Lessing, den Bildner des Zeitalters, in dem er selbst herangewachsen, den großen Geist, der durch seine Werke auch unmittelbar sein Lehrer gewesen war.“ „Nichtsdestoweniger sprach aber Goethe die Eigenschaften eines Dichters Lessingen unmittelbar ab; denn obgleich er ihn Gellerten gegenüber noch als Dichter nannte, so gab er doch bei fortgeschrittener Bildung seine entgegengesetzte Ansicht dadurch kund, daß er nicht nur „Emilia Galotti“, bald als **„nur gedacht“**, bald als „gemacht“ und in „Minna von Barnhelm“ den Verstand als vorherrschend, sondern auch Lessings trefflichstes Werk „Nathan den Weisen“ als ein Stück bezeichnete, **„in dem der Verstand allein spreche“**. Durch diese Betonung der Verstandesthätigkeit beim Hervorbringen der genanten Bühnenstücke schließt aber Goethe die

---

[1] „Goethe-Jahrbuch“ von Geiger. Frankfurt 1880. Erster Band, S. 41. Aufsatz: Goethe und Lessing von Biedermann.

eigentlich dichterische Thätigkeit um so entschiedener aus, als er durch sein ganzes Leben hindurch mehrfach ausdrücklich darauf hinweist, daß unbewußtes Schaffen den wahren Dichter kennzeichnet."

„Ebenso wie man Goethe beeinträchtigen würde, wollte man ihn hinsichtlich der Schärfe in kritischen Auseinandersetzungen mit Lessing vergleichen, schadet man Lessingen nur, indem man ihn mit echten Dichtern vergleicht."

Die Lessingenthusiasten haben den Lessing auch zu einem der ersten Kunstkenner hinaufgeschwindelt und seine Bemerkungen über die Laokoongruppe als ein wahres Wunder von Kunstkennerschaft ausposaunt. Es ist angezeigt, über dieses Thema hier einen kleinen Excurs zu machen. Diese Gruppe, 1506 bei den alten Titusthermen aufgefunden, von Julius II. in die Vaticanische Sammlung aufgenommen, von Michel Angelo mit Recht ein Wunder der Kunst genannt, hat seit ihrer Auffindung eine Menge von Kunsthistorikern zu ihren Betrachtungen hierüber angeregt. Italiener, Franzosen, Engländer haben über diesen Gegenstand geschichtliche Forschungen, mitunter geistreiche und mitunter langweilige Tiraden niedergelegt. In den Bibliotheken zu Florenz, Rom und Neapel, zu Paris, im Britischen Museum zu London, in der Bodleian- und anderen Bibliotheken zu Oxford sind vom 16. Jahrhundert an hierüber Abhandlungen in Fülle zu finden. Winckelmanns Werk von der Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst, dann des anglikanischen Geistlichen Spence: Polymetis or an Enquiry concerning the Agreement between the works of the Roman poëts and the Remains of the ancient Artists etc., dann Adam Smith: The theorie of moral sentiments, London 1761, gaben Lessing den ersten Anstoß, aber auch zugleich einen reichen Stoff zu seinen Betrachtungen. Wer sich sonach in Bibliotheken, besonders Italiens, die Werke der Cinquecentisten und die tiefsinnigen, mit der größten Forschergeduld angefertigten englischen Exegesen alter Klassiker und Beschreibungen alter Kunstwerke der großen Masse wegen auch nur in Büchercatalogen anschauen will, der wird sehen, daß man um den Apparat für derlei Abhandlungen in keine Verlegenheit zu kommen braucht.

Daß Lessing ein bedeutendes kritisches Talent besessen, wird Niemand in Abrede stellen, was aber einen Beweis für enorme

Gelehrsamkeit durch Citate anbelangt, so läßt sich damit gewiß Niemand schrecken, der auch nur ein Bibliothekkenner ist, er braucht deshalb weder ein Gelehrter, noch ein Fachmann zu sein. Durch den mächtigen Unterbau von einschlägigen Werken, die leicht zugänglich und zur Benutzung wie geschaffen sind, ist es sehr leicht, auf diesen Apparat, wie auf feste Substruktionen, Bemerkungen hinaufzubauen.

Der Coup, daß ein Autor dem Leser schmeichelt, indem er bei demselben eine riesige Gelehrsamkeit voraussetzt, ist doch schon zu sehr abgebraucht. — Wer läßt sich durch Phrasen einfangen, wie: Es ist bekannt, oder: Jedermann weiß, oder: Es ist eine abgethane Sache, oder: Es ist ein überwundener Standpunkt u. s. w.

Lessing sagt im Laokoon XIX:

„Die Einwürfe, welche der ältere Scaliger, Perrault, Terrasson und andere gegen das Schild des Homer machen, sind bekannt. Ebenso bekannt ist das, was Dacier, Boivin und Pope darauf antworten.“ —

Nachdem nun unter 1000 Lesern sicher 999 beim Lesen dieses Passus den Kopf halten und sich denken: Mir ist nichts bekannt, so ist diese vorausgesetzte gute und genaue Bekanntschaft doch nur als ein Spiel mit dem Leser zu betrachten.

Zum „Laokoon“ Lessings ist noch folgender Anhang erschienen: „Materialien, Entwürfe und Notizen, den Laokoon betreffend, aus Lessings handschriftlichem Nachlaß“ in 150 enggedruckten Seiten. Das zeigt eine große Pietät für Lessings Nachlaß, der Kenner des großen Lesepublikums wird aber sicher hierüber denken, daß unter 100 Lesern, die sich durch den Laokoon durchgebissen haben, sich kaum Einer herbeiläßt, diesen Anhang, in welchem das Werden und Entstehen, die Schreib- und Lesarten angeführt sind, auch noch mühselig durchzunehmen. Ein fruchtloser Cultus des Genius.

Notorisch ist Lessing an den größten und wundervollsten Schöpfungen in Malerei, Architektur und Plastik in Italien ohne einen Laut darüber zu verlieren vorübergegangen. Wir erlauben uns am Schlusse renommirten Bildhauern und Malern der Neuzeit folgenden Excurs zur Prüfung vorzulegen: Um das zu schreiben, was Lessing über den Laokoon geschrieben hat, ist es gar nicht nothwendig, den Original-

Laokoon im Vatikan zu Rom gesehen zu haben, es genügt der nächste beste Kupferstich, der die Gruppe darstellt. Ein Benutzungstalent, wie Lessing ein solches unbestreitbar innegehabt, wird aus einer Menge von Büchern, in denen sich Abhandlungen über den Laokoon vorfinden, hunderte von Gedanken und Kritiken über diesen Gegenstand sich aneignen und in seine Sprachform gegossen den Lesern vorlegen können, und daß zu dieser Operation eine Original-Kunstkennerschaft gar nicht nothwendig ist, das wird uns ein wirklicher Künstler sicher auch nicht in Abrede stellen.

77. Lessing, der Herzog und Erbprinz von Braunschweig. Diese beiden von Stahr u. Comp. verleumdeten Fürsten durch Thatsachen glänzend gerechtfertigt.

Was haben diese zwei Braunschweiger Fürsten davon, daß sie sich gegen Lessing großmüthig erwiesen, ihm einen anständigen Lebensunterhalt verschafft haben? Sie werden von vielen „Verehrern Lessings" noch weidlich dafür heruntergeschimpft, als Knauser ausgeschrieen und ihnen nachgesagt, daß sie den Lessing unwürdig behandelt hätten.

Aber der Wind dreht sich allüberall herum. Hören wir über das Verhältniß Lessings zu den Fürsten von Braunschweig August Boden, einen Mann[1], der Protestant ist, der einer der eifrigsten Parteigänger Lessings ist, der eine Schrift von 402 Lexikonoctavseiten, enggedruckt, für Lessing gegen Goeze und gegen einen Vertheidiger Goezes (Röpe) herausgegeben hat, einen Mann, den man also einen begeisterten Verehrer und Vertheidiger Lessings nennen muß, und was sagt der über die Schmäher der Braunschweiger Fürsten in den Lessingbiographieen?

„Stahr[2] hat eine möglichst vielen zugängliche Darstellung des Lebens Lessings liefern wollen und sagt im Vorworte, „„daß eine

[1] „Lessing und Goeze." Ein Beitrag zur Literatur- und Kirchengeschichte des 18. Jahrhunderts. Zugleich als Widerlegung der Röpeschen Schrift: „Johann Melchior Goeze, eine Rettung", von August Boden. Leipzig, Winter, 1862. S. 182.

[2] „G. E. Lessing. Sein Leben und seine Werke." Von Adolph Stahr. 2 Theile. Berlin 1859.

solche gerade jetzt zur guten Stunde komme, sei wohl ebenso gewiß, als es für Kundige unzweifelhaft sei, daß eine populäre Biographie des großen Befreiers ein Bedürfniß genannt werden dürfe."" —

„Aber sollte Stahr wirklich das eigentliche und angeborne Talent populärer Darstellung zu besitzen glauben und nicht vielmehr unter einer populären Biographie Lessings nur eine nach sogenannten demokratischen Grundsätzen aus dem Jahre 1848 verstehen?

„Eine daher stammende Gesinnung und Ueberzeugung scheint uns wenigstens bei ihm eine billige und gerechte Beurtheilung fürstlicher Personen und ihrer Handlungsweise zu verhindern."

„Nach unserm Dafürhalten muß die Berufung Lessings nach Wolfenbüttel für ein Glück und eine Wohlthat für das letzte Jahrzehnt seines Lebens betrachtet werden. Das Benehmen des Herzogs und des Erbprinzen von Braunschweig erscheint uns von Anfang bis zu Ende edel und wohlwollend, und wenn Lessing in seinen vertrauten Briefen über den letzteren auch wohl klagt, so dürfen wir nicht vergessen, daß diese Klagen theils aus Lessings hypochondrischer Krankheit und Ungeduld fließen, theils Nebendinge und Kleinigkeiten betreffen, daß aber der Erbprinz Lessing in der Hauptsache befriedigt, so daß dieser im Briefe an seine Braut (5. Juni 1776) sagt: endlich habe ich den Erbprinzen nun gesprochen und kann mit ihm zufrieden sein."

„Das Benehmen des alten Herzogs Karl, sowie des Erbprinzen gegen Lessing ist um so löblicher, als dieser bei der völligen Freiheit, deren er in seiner Wolfenbütteler Stellung genoß, sich nicht nur keinen Zwang auferlegte, sondern selbst Rücksichtslosigkeiten und Schroffheiten erlaubte. Daß ihm dies bei Hofe durchaus nicht schadete, ihm weder nachgetragen noch übel vergolten wurde, bezeugt, wie sehr Lessing bei beiden Fürsten in Achtung stand, und verdient auch deshalb gerühmt zu werden, weil sie Lessings bei scheinbarer Gesundheit kranken Zustand nicht so kennen konnten, wie wir ihn jetzt aus seinen vertrautesten Briefen erkennen müssen." —

„Wegen Lessings auch noch mit Steinen beworfen zu werden, hatte der in seinem Alter unglückliche Fürst (der damalige Erbprinz ist der 1806 bei Jena tödtlich verwundete Herzog Ferdinand) gewiß nicht verdient."

Stahr ist schon darüber ungehalten, daß Lessing nach Wolfenbüttel gegangen. Er sagt:

„Lessing habe im Begriff gestanden, im Jahre 1769 sich in die Bande des Herrendienstes zu begeben und in einen Winkel zu begraben, wo ein sechsjähriges Martyrium die besten Kräfte seines Geistes verzehren und ihn leiblich und geistig knicken sollte."

In dieser Weise arbeitet Stahr fort, und Boden weist ihm Schritt für Schritt seine Unwahrheiten nach. Auch daß man Lessing 200 Thaler jährlich Zulage bewilligte, verdreht Stahr: „Lessing habe sechs Jahre darauf warten müssen" — Alles erlogen, Lessing bekam die Zulage im selben Jahre, in welchem er um selbe ansuchte. Dann eine Entrüstung Stahrs, daß man Lessing den Hofrathstitel gegeben, „ein Kinderspielzeug armseliger Eitelkeit, das Lessing verachtete", sagt Stahr.

Boden nimmt nun Stahr gehörig beim Kopf, um ihm selben zurecht zu setzen. Er sagt ihm:

„Aufrichtig gesagt, rechnen wir dergleichen Entrüstungen bei Stahr auch nur zur populären Ausdrucksweise. Sonst wäre es erst „„recht eine Ironie, wie sie die deutsche Literaturgeschichte nicht kennen würde"" (Worte Stahrs), daß seit einer Reihe von Jahren und noch bis in diesen Tag er selbst in dem durch den Buchhandel jedem Leser zugänglichen „Hof- und Staatshandbuch des Großherzogthums Oldenburg" mit 2 Titeln, dem Doktor- u. Professorentitel, unter den Pensionisten aufgeführt wird. Stahr war mehrere Jahre als Conrektor am Gymnasium zu Oldenburg thätig, und mag er bis 1848 die Pension der Gnade des vorigen nun noch absolut regierenden Großherzogs, eines der gutmüthigsten und wohlwollendsten vormärzlichen deutschen Fürsten, oder rechtlichem Anspruch verdanken, so kann sie ihn doch nicht zu den Urtheilen berechtigen, welche er über Lessings Wolfenbüttler Verhältniß fällt. Denn wenn ihm schon eine Standesanstellung für Herrendienst gilt, wofür sollte ihm erst eine lebenslängliche Pension gelten, für welche man dem Lande, aus dessen Casse sie fließt, nichts leistet?" — —

Stahr wird hier als ein schmutziger, undankbarer Vertreter der Demokratie bezeichnet.

Boden weist nach, daß Lessing sehr zufrieden gewesen ist, als er seine Anstellung in Wolfenbüttel bekommen. Stahr nennt 600 Thaler jährlich zu wenig; Lessing hatte aber auch freie Wohnung und Holz im königlichen Schlosse.

„Diese Besoldung war damals so viel wie heute das Doppelte und war für ein kleines Land und einen kleinen Fürsten unstreitig mehr, als die 1000 Thaler, mit welchen Friedrich der Große Winckelmann in Berlin anstellen wollte."

Zum Schlusse wird Stahr mit historisch erwiesenen Daten zu Boden gelegt:

„Stahr nennt es (II 40) ein Unglück für Lessing, daß er seine stolze, lang bewahrte Unabhängigkeit aufgab, ein Unglück für ihn und die Welt."

„Das klingt, das thut Wirkung", sagte Lessing einmal, und wir setzen diesen, wie viele andere Aussprüche Stahrs, z. B. den, daß auch Lessing wie Stahr selbst Republikaner, theoretischer Republikaner gewesen ist, gleichfalls auf Rechnung seiner populären Darstellung.[1] Lessing hat nie, weder vor seiner Uebersiedelung nach Wolfenbüttel, noch an Ort und Stelle den Verlust einer Unabhängigkeit beklagt, deren Gewähr er in seinem Charakter mit sich trug und was, wie ihm selbst, so auch dem von Stahr geschmähten Fürsten zum Lobe gereicht, jederzeit die völlige Freiheit anerkannt, in der er in Wolfenbüttel lebte. Die stolze Unabhängigkeit (nach Stahrs Phantasie) hatte Lessing auch während seiner Breslauer Zeit nicht bewahrt, er hatte sie nach derselben in Berlin aufzugeben gewünscht, als er hier vergeblich Friedrich dem Großen zweimal zu der erledigten Stelle eines Bibliothekars und Aufsehers des Münzen- und Antikenkabinets vorgeschlagen wurde, zu welcher dieser (Friedrich), nachdem Winckelmann sie ausgeschlagen, sich einen französischen Benediktiner verschreiben ließ, und so oft Lessing auch Wolfenbüttel zu verlassen gedachte, so hatte er darum doch nie die Absicht, in seine „alte Unabhängigkeit" zurückzukehren, wohl aber mehr als einmal den Plan, in andere als braunschweigische „Herrendienste" zu treten."

„Daß Lessing überhaupt von der Schriftsteller-Unabhängigkeit andere Ansichten hatte, als jene, die Stahr ihm anzudichten sucht, zeigt ein Brief an seinen Bruder Karl vom 4. Januar 1770: „„Freilich hättest Du schlechterdings meinem Rathe und Deinem Vorsatze treuer bleiben und Dich einer ernsthaften bürgerlichen Beschäftigung widmen sollen. Auch die glücklichste Autorschaft ist das armseligste Handwerk."" —

Nun wollen wir am Schlusse Lessing selber hören[1]. Im Bewußtsein seiner Unabhängigkeit konnte Lessing der Wahrheit gemäß an seinen Vater schreiben:

„Eigentliche Amtsgeschäfte habe ich dabei (bei der Bibliothek) keine andern, als die ich mir selber machen will. Ich darf mich rühmen, daß der Erbprinz mehr darauf gesehen, daß ich die Bibliothek, als daß die Bibliothek mich nutzen soll. Gewiß werde ich beides zu verbinden suchen oder eigentlich zu reden, folgt schon eins aus dem andern."

---

[1] Das sind kuriose Republikaner — 29 Monatstage hindurch, und am 30. laufen sie zur fürstlichen Kasse und holen sich ihre Gehälter oder Pensionen. Ist das Edelsinn oder Gemeinheit?

[2] Danzel-Guhrauer: „Lessing." 2. Auflage. Berlin 1881. II, S. 276.

Ein neuer Beweis für die Gewissenhaftigkeit und Wahrheitsliebe von Literarhistorikern, die ihren Helden auf Kosten seiner ganzen Umgebung, auch seiner Wohlthäter, zu verhimmeln suchen. Weil Stahr im Jahre 1848 pensionirt wurde, müssen sich die Braunschweiger Fürsten verschimpfen lassen! Wenn nun Fürsten von derlei Freiheitshelden und „Demokraten" ähnliche Ergüsse als Dank für ihre Großmuth erfahren, so kann man es ihnen nicht verargen, wenn sie bisweilen in gerechter Entrüstung ausrufen: Ist das ein Gesindel!

78. Lessing und seine Gemahlin. Sonnenfels und der Zeitungsbandwurm der Folterabschaffung durch Sonnenfels!

Wir schalten dieses Kapitel hier besonders aus dem Grunde ein, weil Lessings Briefe selber über sein Verhältniß zum Braunschweiger Hof einigen Aufschluß geben[1].

Eva König (die nachmalige Gemahlin Lessings) war ungefähr — d. h. wenn man wie Schöne annimmt, daß sie bei ihrer Vermählung mit dem Seidenzeugfabrikanten König nur 18—20 Jahre alt war — ungefähr 1736—1738 geboren. 1776 wurde sie mit Lessing getraut, war also damals 38—40 Jahre alt, während Lessing im 47. Jahre stand. Sie starb am 10. Januar 1778. Ihr erster Mann starb, 38 Jahre alt, in Venedig, wohin er mit vielem Gelde gereist war, um dort Seide einzukaufen. Aus dieser Ehe waren sieben Kinder hervorgegangen; als König starb, waren noch vier am Leben, das älteste davon 12 Jahre alt. Lessing hatte die Familie noch bei Lebzeiten des König in Hamburg kennen gelernt. Als Lessing den Freund König bei Antritt seiner Reise noch eine Strecke begleitete, sagte dieser beim Abschied zu ihm: „Wenn mir etwas Menschliches begegnen sollte, so nehmen Sie sich meiner Frau und meiner Kinder an."

---

[1] „Briefwechsel zwischen Lessing und seiner Frau." Neu herausgegeben von Dr. Alfred Schöne. Nebst einem Anhang bisher meist ungedruckter Briefe. Mit dem Porträt der Frau Lessing und einem Facsimile. Leipzig, Hirzel, 1870.

Wer mag die 216 Briefe Lessing-Eva-Correspondenz als Unterhaltungsstoff durcharbeiten? Wir wollen nur einige Stellen, die zur Charakteristik Lessings dienen, hier anführen. König hatte seiner Frau zwei Fabriken in Wien hinterlassen. Sie weilte daselbst, um die verworrenen Geschäfte in Ordnung zu bringen.

Am 10. April 1772 schreibt Lessing an Eva König bezugs seines „neuen Stückes“ nach Wien:

„Ich bin begierig, was man in Wien davon (von seinem Stück) urtheilt und was besonders der allweise Herr Sonnenfels geruhen wird, darüber zu äußern. Da er Sie, meine Liebe, so freundlich aufgenommen hat, so kann ich auch ihm nicht ganz böse sein, welches ich sonst von Grund der Seele wollte. Denn nach allem, was ich sonst von ihm höre, muß es der unerträglichste Narr auf Gottes Erdboden sein.“

Um diesen Widerwillen Lessings gegen Sonnenfels zu verstehen, muß man auf die Ursache desselben zurückgehen. Diese bringt uns eine Schrift etwas detaillirt, aber interessant. Sie zeigt uns den Sonnenfels von einer schon bekannten Seite.

Pröhle berichtet[1]:

„Indem nun aber Eva König 1772 und 1773 in Wien für Lessing Westen und seidene Strümpfe strickte, sollten ihr dort noch andere Dinge zu Ohren kommen, welche ihre Hoffnung auf eine ehrenvolle Berufung Lessings nach Wien sehr herabstimmen mußten. Herr von Sonnenfels (mit Herrn von Gebler einer jener unbedeutenden Schriftsteller, welche, wenn sie gewollt hätten, die Berufung Lessings nach Wien als Dramaturgen hätten sicherlich bewirken können) hatte mit Lessings größtem Freund Klotz darüber correspondirt. Nach Klotzens Tode ließ nun ganz zur Unzeit seine Wittwe, die sich in Geldnoth befand, dessen Briefwechsel mit Sonnenfels und vielen andern durch einen Herrn von Hagen veröffentlichen. Lessing hatte als gewandter Literator von dieser Novität längst rasche Kunde. Auch dem Herrn von Gebler in Wien fiel ein Exemplar des Briefwechsels in die Hände. Er entdeckte, daß Sonnenfels, welcher von der Veröffentlichung seiner Briefe noch immer keine Ahnung hatte, nicht allein über Lessing, sondern auch über ihn (Gebler), über den Erzbischof und mehrere Persönlichkeiten vom Theater sich gehässig geäußert hatte. Herr von Gebler veranlaßte daher eine Schauspielerin (Teutscher), die in den Briefen von Sonnenfels an Klotz ganz besonders herunter-

---

[1] „Lessing, Wieland, Heinse.“ Nach den handschriftlichen Quellen in Gleims Nachlaß, von Heinrich Pröhle. Berlin 1877. S. 36.

gerissen war,[1] Sonnenfels über seine Aeußerung und Zweideutigkeit gegen sie zur Rede zu stellen, ohne ihm zu verrathen, daß die Briefe sogar gedruckt seien. Sonnenfels leugnete frech alles ab. Ja, seine gutmüthige Frau setzte sich mit der Schauspielerin aufs „Kanapee“ und sagte, sie würde ihren Mann verabscheuen, wenn sie nicht wüßte, daß er hier falsch beschuldigt sein müßte. Die Schauspielerin stellte sich besänftigt, schickte aber sogleich von ihrer Wohnung aus dem Herrn von Sonnenfels alle seine Briefe gedruckt zu. Diesen Vorfall machte Gebler zum Nachtheile von Sonnenfels bekannt. Das Verbot des Briefwechsels wurde in Wien von den angegriffenen Personen verhindert. Man verschrieb hunderte von Exemplaren zum Scherz nach Wien. Der angegriffene Erzbischof verschenkte allein dreißig. Der holländische Gesandtschaftsprediger stellte auf einer Maskerade in Wien einen Briefträger vor, der auf die eine Tasche einen Brief geheftet hatte mit der Aufschrift: „Briefe auswärtiger Gelehrten an Klotz“ und auf die andere: „Briefe von Sonnenfels an Klotz“. Unter diesen Umständen schadete Sonnenfels den angegriffenen Wienern nicht. Aber von Lessings Berufung scheint hierauf doch in Wien selbst nur wenig mehr die Rede gewesen zu sein.[1] Hatte doch Sonnenfels wenigstens die Kaiserin Maria Theresia auf seiner Seite. Herr von Gebler behelligte Lessing auch ferner mit Zusendung seiner Schriften, unterstand sich aber, seine Briefe an ihn mit einer Hindeutung auf Sonnenfels zurückzufordern, dessen Stellung durch die Herausgabe seiner Briefe an Klotz sehr gefährdet war, so daß Maria Theresia ihm ein Plätzchen bei der Polizei anwies, bei der er allerdings noch segensreich wirkte und die Folter für Oesterreich abschaffte.“

Das ist ein komisches Quid pro quo, mehr noch ein wahrer Unsinn Hier hat Sonnenfels sogar die Folter für Oesterreich abgeschafft! Der historische Schwefelqualm taucht immer dichter auf. In Wien hat man dem Sonnenfels als Abschaffer der Tortur sogar ein Monument gesetzt, oder doch nur auf die mythenhafte Sage hin, er habe M. Theresia gebeten, die Tortur abzuschaffen! — Hier sehen wir gar den

---

[1] Sonnenfels („Briefe deutscher Gelehrten“, von Klotz. Halle 1773. S. 39.) schrieb über sie: „Diese Teutscherin ist gleichfalls ein Mädchen, die nie eine Bühne betreten hat, mit der unangenehmsten und unverständlichsten Stimme von der Welt, von unverständlicher Aussprache, ohne Einsicht, mit gezwungenen Gebärden; ihr Gefühl muß wenigstens sich sehr unglücklich ausdrücken, denn in Schmerzen scheint sie zu lachen, im Fischbeinrock kann sie nicht gehen u. s. w.“

[2] Aus dem Berichte der König an Lessing vom 5. December 1772.

Rabbinersohn von Nikolsburg mit kaiserlicher Gewalt als Abschaffer der Tortur.

Wir haben anderwärts die Verherrlichungslügen über diesen Sonnenfels historisch widerlegt und aktenmäßig nachgewiesen, daß dieser jüdische Freimaurer ein ganz ordinärer Schwindler erster Klasse gewesen ist[1], den Kaiser Joseph schon so weit durchschaute, daß er ihn, diesen Sonnenfels (nach Hormayrs wörtlichem Bericht in den „Anemonen"), en canaille behandelte."

79. Lessings Dankbarkeit gegenüber dem Herzog von Braunschweig.

Als Lessing von Italien über Wien kam, mußte er bereits ersehen haben, daß eine Berufung nach Wien durch die Bemühungen von Sonnenfels u. Comp. schon ins Reich der Unmöglichkeiten gehöre. Er schrieb aus Wien am 26. December 1775 an die König:

„Ich werde nur wenige Tage in Wien bleiben und, um gewisse Fragen und Ausholungen zu vermeiden, zu niemanden von dem großen Geschmeiße kommen, sondern mich lediglich auf die Bekannten meines Gleichen einschränken. Auch hieraus werden Sie schon abnehmen, daß ich von allen Projecten auch hier abstrahire, besonders, da man mir von Braunschweig aus die besten Versicherungen machen lassen u. s. w."

Aus Braunschweig schreibt Lessing der König 26. Februar 1776:

„Ich werde dem Herzog gerade herausschreiben, daß mich das gänzliche Derangement meiner Affairen nöthige, eine Verbesserung zu suchen, und da ich diese in Braunschweig nicht abzusehen wisse, ich genöthigt sei, um meinen Abschied zu bitten u. s. w."

Ende Februar oder Anfang März 1776 schreibt ihm die König:

„Haben Sie vielleicht dringende Schulden, so kann ich Ihnen gleich mit 40, auch mit 50 Louisdor an die Hand gehen."

---

[1] Siehe: „Allerhand Tugendbolde aus der Aufklärungsgilde, gegen den Willen ihrer Verehrer ins rechte Licht gestellt", von Sebastian Brunner. Paderborn, Schöningh, 1888, S. 152—166, und: „Die Mysterien der Aufklärung in Oesterreich 1770—1800." Aus archivalischen und seither unbeachteten Quellen, von Sebastian Brunner. Mainz, Kirchheim, 1869. 564 Seiten. S. 54—81.

Am 10. März 1775 bedankt sich Lessing für dieses gütige Anerbieten und schließt:

„Auch können Sie versichert sein, daß ich auch nicht einmal 1000 Reichsthaler schuldig bin Wenn ich den Sch.-Wechsel vom Halse hätte, so könnte ich mich für so gut als rein halten.“

16. Mai schreibt er an die König aus Wolfenbüttel:

„Ich gehe heute nach Braunschweig, wo ich Ihre Geschäfte mit der Jüdin nicht vergessen werde. Ich schreibe Ihnen von da aus, wenn mich alle Verdrießlichkeiten, die mich erwarten, nicht verhindern.“

In der Einleitung, S. XXI, berichtet Schöne:

„Bekanntlich legte sich Lessing nach dem Tode seiner Frau schwere Opfer auf (er mußte sich dazu sogar von einem Juden eine Summe vorstrecken lassen, [Werke XII 519, XIII 616]), um den Schein zu vermeiden, als ziehe er von dem Vermögen seiner Stiefkinder irgend welchen Vortheil. Vergleiche seine Briefe an Elise Reimarus [Werke XII 580]).“

Sie antwortet ungefähr Anfangs Juli 1776:

„Die Sache wegen der Jüdin haben Sie wohl vergessen, da Sie davon nichts melden. Hätten Sie sie noch nicht gesprochen und ihr die Steine überliefert, so möchte es wohl nun zu spät sein, weil ich die Abrede mit ihrem Mann genommen, sie um die Zeit, wie ich sie an Sie schickte, wieder zurückzugeben oder zu behalten; doch können Sie immer noch versuchen.“

Darauf Lessing von Braunschweig, 11. Juli 1776:

„Die Sache mit der Jüdin habe ich nicht vergessen. Die Frau hat Alles selbst von mir in Empfang genommen und die Quittung hat ein sicherer Mann, den ich kenne, für sie unterschrieben.“

Wir haben schon bei der Musterung der Weimarer Hofherren in unseren Schriften über Goethe nachgewiesen, wie diese Gutedel sehr viel auf Gehälter, Pensionen und Erhöhung derselben gehalten, nebenbei aber auf die Fürsten sehr schlecht zu sprechen gewesen sind. Lessing stand also in dieser Richtung nicht vereinzelt da. Er schrieb an die König aus Venedig, 2. Juni 1775:

„Der Prinz kann und will sich in Wien nicht eher wieder sehen lassen, als bis alles daselbst seinethalben regulirt ist. Und das hat man nun, wenn man sich mit Prinzen abgibt. Man kann niemals auf etwas Gewisses bei ihnen rechnen und wenn sie einen einmal in ihren Klauen haben, so muß man wohl aushalten, man mag wollen oder nicht.“

Da hat es der Prinz bezugs des gewissen Rechnens schon besser gehabt. Er konnte sicher auf Undank rechnen. Es hätte doch nur von Lessing selber abgehangen, sich aus den Klauen dieses Prinzen zu befreien.

80. Ein thronumstürzlerisches Trinklied von Lessing angefertigt.

In Erwägung, daß Lessing doch eigentlich der fürstlichen Großmuth seine pekuniäre Existenz verdankte, — in fernerer Erwägung, daß Lessing als Mitarbeiter der „Vossischen Zeitung" zu Berlin Königsoden an Friedrich II. wiederholt beim Jahreswechsel gegen Honorar angefertigt hat, und daß Gleim, der bepfründete Oberlobodensänger[1] unter Friedrich II., den Lessing für dieses Fach als Mitgesellen angeworben hat, wird der nachstehende Trinkspruch Lessings erst recht hochinteressant, weil der frühere besoldete Königsodensänger und jetzt für sein eigentlich im Nichtsthun bestehendes Amt reichlich besoldete Fürstendiener hier seinen Krakehl und seine unterdrückte Galle in einem Toast losläßt. Der Trinkspruch lautet:

„Trinket, Brüder, laßt uns trinken,
Bis wir berauscht zu Boden sinken,
Doch bittet Gott den Herren,
Daß Könige nicht trinken,
Denn da sie unberauscht
Die halbe Welt zerstören,
Was würden sie nicht thun,
Wenn sie betrunken wären!?"

Wenn ein Dichter von Fürsten kein Geschenk, keine Anstellung, keine Gnade je angenommen hat, wenn ihm auch derlei angeboten worden wäre, so könnte man einem derartigen Dichter wenigstens nicht den Vorwurf des Undankes und der Charakterlosigkeit machen; wer aber, direkt auf sein Ansuchen und Bitten auch noch dazu, von Fürsten allerhand bekommen hat, ein Gehalt oder eine Pension bezieht, der soll seinen Wein oder Schnaps auch ohne Krakehllieder in aller Ruhe hinunterschlucken.

---

[1] Wir haben in der Schrift: „Vater Gleim, der Seher Gottes", Wien und Würzburg bei Wörl, Seite 84, Citate aus diesen mehr merkwürdigen, als poetischen Oden gebracht.

Aber auch dieses Trinklied (doch eine echte philiströse Biedermaierpoesie, wie eine solche von jedem Spießbürger angefertigt werden konnte) wird von den Verehrern Lessings in einen goldenen Rahmen gefaßt.

Schöne berichtet:

„Dieses kleine Gedicht wurde gelegentlich aus dem Stegreif von dem seligen Lessing gemacht, und da ich mich nicht erinnere, es je gedruckt gelesen zu haben, so habe ich es hierher gesetzt. Von großen Männern sind auch Kleinigkeiten schätzbar. Das Gepräge des Genies verräth sich bei ihnen in allen ihren Werken."

Schöne hat sich noch Mühe gegeben, Lessing zu Ehren diesen Trinkspruch correkter abzufassen. Wer den 520 Seiten enthaltenden Briefwechsel Lessing und König nicht selbst durchgelesen hat, der wird sich von der Langeweile und Nüchternheit desselben keinen Begriff machen. Ein Bildniß von Frau König, später Frau Lessing, ist beigegeben. Eines hat selbst der Herausgeber Schöne gefühlt und ausgesprochen:

„Dem Briefwechsel Lessings mit Eva König fehlt der poetische Zauber, welcher die Briefe der ihm nachfolgenden großen Dichter umkleidet."

81. Die eigentliche Wahrheit über den schändlich behandelten Pastor Goeze.

Dieser Mann verdient schon Lessings wegen eine besondere Beachtung. Er wird seit hundert Jahren als ein streitsüchtiger, bornirter Zionswächter dargestellt, von Hunderttausenden, die allen möglichen Schimpf über ihn gelesen haben, ist nicht Einer, der sich die Mühe genommen hätte, in den Schriften Goezes nachzuforschen, was an diesem Urtheil der „öffentlichen Meinung" Wahres daran sei. Der von Lassaulx vor ungefähr 40 Jahren in München ausgesprochene Satz: „Die öffentliche Meinung ist die öffentliche Dummheit" hat sich seit einem Jahrhundert die vollgültigsten Zeugnisse erworben. Hören wir zuerst eine Schilderung, die fast in allen Conversationslexikons und landläufigen Literaturgeschichten mit wenig Variationen zu finden ist[1]:

[1] „Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände." Reutlingen 1831. 4. Bd., S. 795.

„Goeze, Johann Melchior, Senior des Ministeriums zu Hamburg, ein unter dem Namen des Zionswächters zu seiner Zeit bekannter Polemiker oder Streittheolog. Er war zu Halberstadt am 16. Oktober 1717 geboren, studirte zu Jena und Halle, ward 1741 Adjunkt des Ministeriums zu Aschersleben, 1750 zweiter Prediger zu Hamburg, 1760 Senior und starb den 19. Mai 1786. Er hatte auf alle Diejenigen, welche Aufklärung zu befördern suchten, ein wachsames Auge. Basedow, Alberti (ein helldenkender College Goezens), Büsching, Goethe (wegen der Leiden Werthers), Bahrdt und Semler waren die vorzüglichsten Gegner seiner Kampflust. Er hat viel geschrieben, u. A. Predigten und Streitschriften, die mit Recht vergessen sind. Seine Vertheidigung und seine ausführliche Vertheidigung der Complutensischen Bibel gegen Wetstein und Semler (Hamburg 1765), sowie sein Versuch einer Historie der gedruckten niedersächsischen Bibeln vom Jahre 1470—1621 (Halle 1775), Verzeichniß seiner Sammlung seltener und merkwürdiger Bibeln in verschiedenen Sprachen mit kritischen und literarischen Anmerkungen (Halle 1777, Fortsetzung 1779) beurkunden ihn indeß, auch nach dem Zeugnisse seiner Gegner, als einen Mann nicht ohne Kopf und Kenntnisse. Seine Neigung, in jeder von der seinigen abweichenden theologischen Ansicht Socianismus zu wittern und dagegen zu warnen, gab zu mancher lächerlichen Anekdote Veranlassung."

In dieser Weise wird dieser Goeze als ein lächerlicher, fanatischer Kauz abgethan. Sehr gnädig und herablassend läßt der Artikelschreiber noch gelten: er sei nicht ohne Kopf und Kenntnisse gewesen.

Wenn man aber nun die Werke Goezes in der Nähe anschaut, so findet man, daß er einer der gelehrtesten Theologen seiner Zeit (besonders, was Bibelkunde anbelangt) gewesen ist, daß er einen schätzbaren Charakter besessen und daß er gegen die in seiner Zeit den flachsten Rationalismus verherrlichenden Gegner des positiven Christenthums, mit Kenntnissen und unerschrockenem Muth bewaffnet, aufgetreten ist.

82. Wie Lessing in Auswahl der Mittel gar nicht wählerisch ist, um einen Gegner zum Schweigen zu bringen. — Der Bruder Lessings versichert, Lessing wäre, um in Oesterreich angestellt werden zu können, zum Schein katholisch geworden. Die Herren Danzel u. Comp. darüber in Verzweiflung.

Es wird gut sein, zur Charakterisirung des Dichters den Leser mit einer Thatsache bekannt zu machen, die uns Kunde gibt, welche Mittel Lessing mitunter anzuwenden für

gut befunden hat, wenn es sich darum handelte, einen gefürchteten Gegner zum Schweigen zu bringen. In unserer Zeit würde man das Gebahren Lessings, der sich einen herzoglichen Befehl zur Unterdrückung einer gegen ihn gerichteten Streitschrift zu erwirken wußte, geradewegs als ehrlos bezeichnen; in den Zeiten Lessings muß man andere Begriffe von Ehre und Ehrlosigkeit gehabt haben. Betrachten wir folgendes Aktenstück mit einem für Lessing höchst bedenklichen Inhalt[1]:

„Probst Reß an den Geheimrath von Praun.

Die F. Waisenhaus-Buchhandlung hat mir angezeigt, daß sie auf hohen Befehl den Druck meiner in Verlag genommenen Schrift „Die Auferstehungsgeschichte Jesu ohne Widersprüche" liegen lassen müsse. Dies könnte mir nun ganz gleichgültig sein, wie ich denn auch die Handschrift aus der Druckerei bereits zurückgenommen habe. Mich dauert aber die Buchhandlung, die die Kosten für sechs bereits fertige Bogen verliert und die Frau Wittwe Bindseil, die dadurch auf einmal außer Arbeit gesetzt ist. Dazu ist's doch auch mir etwas kränkend, daß die Schrift auf die nächste Messe nun nicht fertig werden kann und mir nicht erlaubt werden will, eine Vertheidigung für die Evangelisten und mich aus einem Verlage ans Licht treten zu sehen, dem es unverwehrt war, die Kosten zu dem ungegründetsten und heftigsten Angriffe der Evangelisten und eines ehrlichen Mannes herzugeben. Da Schriften dieser Art so leicht ihren Verleger finden, so geschah es zur Ehre der Waisenhaus-Buchhandlung, aus ihr auch die Vertheidigung kommen zu lassen, da der Angriff vielleicht nicht ohne Befremden von ihr gekommen war. Nun soll sie bloß diesen in die Welt schicken, jene nicht? Und darum darf H. Hofrath Lessing sich unterstehen zu bitten? — Fürchtet er sich? Oder will er die Buchhandlung beschimpfen? Oder nur die Ausgabe einer Schrift verzögern, in welcher die Wahrheit, ich und er erscheinen müssen, wie wir alle sind? Ew. Excellenz denken zu groß, zu christlich, zu weise, als daß Sie eine dieser Absichten, im Fall Herr Lessing um das Verbot gebeten hat, begünstigen sollten. Vertheidigen muß ich die Evangelisten und mich, damit ist die erste Instanz erst geschlossen. Beliebt es dann hoher Landesregierung, die zweite unter Dero Gebiet nicht anfangen zu lassen, so müssen die Parteien weiter gehen. Um aller dieser Ursachen willen ersuche ich Ew. Excellenz daher unterthänig inständigst, gnädig zu verfügen, daß das Verbot zurückgenommen

---

[1] „Zur Erinnerung an G. E. Lessing", von Heinemann. Leipzig, Hirzel, 1870. Seite 83.

und mit dem Drucke meiner Vertheidigung, die nicht keck, sondern abgedrungen, weder unnütz noch unsanft, nicht anblasend, sondern löschend ist, fortgefahren, oder ich wenigstens hochgefälligst bald mit dem Drucke meiner Vertheidigung außerhalb Landes verwiesen werde. Ich habe die Ehre mit tiefer Verehrung zu sein &c. &c. Wolfenbüttel, 3. September 1778."

Eine Antwort von dem Geh. Rath v. Praun, Excellenz, an den Probst Reß liegt nicht bei.

83. Wie sich die Verehrer Lessings aus der Verlegenheit helfen.

Die Verehrer Lessings werden nach der Unbefangenheit, mit der sie ihren Patron überall herauszufechten wissen, auch durch diesen Brief in keine Verlegenheit (sondern in die gewöhnliche Verlogenheit) gerathen. Sie werden sagen: „Wer wird denn Lessing eine so schmähliche Handlung zumuthen? Nach dem edlen Charakter Lessings ist im Gegentheil zu schließen, daß, wenn er von diesem Verbote der Schrift seines Gegners das Mindeste geahnt hätte, er der Erste gewesen wäre, der den Herzog gebeten hätte, dieses Verbot aufzuheben."

Es muß noch der wichtige Umstand bemerkt werden: „Lessing hatte für seine Beiträge aus den Schätzen der Wolfenbütteler Bibliothek die Censurfreiheit, und unter dem Schutze derselben erreichte er, wenn auch auf einem Umwege, seinen Zweck[1]", d. h. er nannte die Fragmente Wolfenbütteler Fragmente und machte damit die Regierung glauben, die Schriften des Reimarus seien ein in dieser Bibliothek von ihm aufgefundenes Manuskript. Es entpuppt sich da ein lügenvoller Schwindel nach dem andern.

Ein Beweis, wie die Herren Lobredner historische Berichte, selbst vom Bruder Lessings, wenn ihnen diese Berichte nicht in den Kram taugen, in Abrede stellen, und zwar aus dem einfachen Grunde: diese Berichte können nicht wahr sein, denn Niemand, der Lessings Charakter einigermaßen kennt, könne sie glauben, ein solcher Beweis wird von Danzel-Guhrauer unfreiwillig gebracht, weil auch diese Herren dem Lessing aus einer Klemme helfen wollen.

---

[1] So Danzel-Guhrauer II, 403.

84. Thatsachen über die Berufung Lessings nach Wien.

Da heißt es[1] bezüglich des geplanten Rufes Lessings nach Wien:

„Sie (die König) glaubt selbst, daß man in Wien noch gar nicht ernstlich an die Errichtung einer Akademie denke. Es möchte auch wohl aus dem ganzen Anschlag nichts werden, so lange noch zwei große Augen offenstehen. Man erräth, an wen hier gedacht ist. Man kannte den religiösen Eifer der Kaiserin Maria Theresia zu wohl, als daß protestantische Gelehrte mit Vertrauen einem Rufe nach Wien hätten folgen sollen. Frau König sagt es ihm (18. November 1772) ganz deutlich: „„Wenn der Kaiser allein regierte, dann wollte ich garantiren, daß Sie hier blieben. So lange aber die Kaiserin lebt, ist es vielen Schwierigkeiten unterworfen, bis ein Protestant angenommen wird."" Karl Lessing sagt auch: „„Was Lessing sowohl als seine nachmalige Gattin von Wien abwandte, war die fürchterliche, vielleicht übertriebene Vorstellung, daß man der Gnade des Hofes nicht lange gewiß bleiben könne, wenn man sich nicht in den Schooß der allein selig machenden Kirche begebe. Der aufgeklärte Joseph selbst könne nicht schützen, wie er wünsche und seiner edlen Mutter sei nur von dieser Seite beizukommen."" Doch wird gewiß Niemand, der Lessings Charakter einigermaßen kennt, glauben, **was der Bruder hier versichert**, daß Lessing und seine Freundin sich entschlossen hätten, aus Ehrfurcht vor einer so großen Dame, für die edelste, gerechteste und gutherzigste Regentin „die Ceremonien der römischen Kirche mitzumachen", die doch auch eine christliche Kirche sei, — „ohne das herrschende Vorurtheil, welches demjenigen die Achtung entzieht, welcher, um sein Glück zu machen, den herrschenden Gottesdienst eines Landes ebenso annimmt, als man sich in seine übrigen Sitten und Gebräuche findet."

Was also Karl Lessing, der Bruder des Dichters Lessing, in seinem „Leben Lessings", I, 328, versichert, „das wird gewiß niemand glauben, der Lessings Charakter einigermaßen kennt", sagen die Herren Danzel, Guhrauer u. Comp. Wenn es ein Nichtlobredner Lessings gesagt hätte, nun, dann wäre von Seite eines Lobredners der Zweifel am Platze gewesen, wenn es aber der größte und geborene Lobredner Lessings, sein Bruder Karl, versichert, — so ist es immerhin sehr desperat und unhistorisch, diese

---

[1] Danzel-Guhrauer, II, 517.

Versicherung mit einer Berufung auf Lessings Charakter abzuschwächen.

Wir sind da wieder viel toleranter als diese Herren, und setzen dem Leser nur das pro und contra vor seine Augen hin, und der Leser wird sich schon selber aus diesem Labyrinth herausfinden können.

Die Geschichte construirt sich aus concreten Thatsachen; aus diesen Thatsachen ergibt sich der Charakter eines Menschen, wer aber die Thatsachen aus dem Charakter herausconstruiren will oder Thatsachen mit Berufung auf den Charakter abzuleugnen versucht, der gehört zur Gilde der Geschichtsbaumeister, die sich die Geschichte selber so construiren, wie sie dieselbe für ihren Vortheil brauchen.

85. Aktenstücke, die Lessing als offenbaren Lügner demonstriren.

Dasselbe Buch von Heinemann bringt Aktenstücke, die uns zeigen, wie Lessing in seiner Verlegenheit geradewegs zu offenbaren Lügen seine Zuflucht genommen hat, um sich herauszuhelfen.

Die Fragmente, welche Christum den Herrn entschieden als einen Betrüger darstellen, machten in Deutschland kein geringes Aufsehen. Der Herzog von Braunschweig erhielt über seine Erlaubniß zum Druck der Fragmente folgendes Monitum (Heinemann, S. 86):

„Der Geheimrath und Comitatsgesandte von Wülknitz an den Herzog Carl Wilhelm Ferdinand.

Durchlauchtigster Herzog, gnädigster Herzog und Herr!

Den Traktat „Zweck Jesu" betreffend, hat in der letzten evangelischen Conferenz der Chursächsische Gesandte mir zu erkennen gegeben, daß ohnlängst der 4. oder 5. Band von dem Traktat, betitelt: „Der Zweck Jesu" zum Vorschein gekommen und dem Angeben nach zu Braunschweig gedruckt sei, hierin aber die christliche Religion, besonders die Person und Lehre unseres Heilandes, sehr grob und ärgerlich angetastet und abgeschildert würde, auf eine weit anstößigere Art als der Dr. Theol. Bahrdt in seinen Schriften sich erkühnt hätte, mithin zu besorgen stünde, daß es in Wien großes Aufsehen erwecken und dieses Werk ebenso wie das Bahrdt'sche Glaubensbekenntniß behandelt und supprimiret

werden möchte. Ich habe besagten Traktat zur Einsicht nicht bekommen können, erachte mich aber doch verpflichtet, Ew. herzoglichen Durchlaucht solches hiermit ohnversäumt, unterthänigst anzuzeigen, der in vollkommenster Ehrfurcht bestehe, ut in relatione humillima SS. dd.

Regensburg, den 17. November 1786.

F. L. von Wülknitz."

Wem nun der Herzog von Braunschweig dieses von der obersten deutschen Reichsbehörde ausgegangene Aktenstück zur Beantwortung übergeben hat, das liegt auf der Hand. Daß die Antwort des Herzogs nicht ohne die Consultation des im Aktenstück zunächst Berührten abgefaßt worden ist, das liegt auch auf der Hand.

Die Antwort und Verantwortung des Herzogs lautet (Heinemann, S. 87):

„Der Herzog Karl Wilhelm Ferdinand an den Geh. Rath und Comitatsgesandten von Wülknitz zu Regensburg:"

„Wir ersehen aus des Herrn Geheimraths Relation, wessen sich gegen denselben der Chursächsische Gesandte wegen des hierselbst durch den Hofrath Lessing zum Druck gebrachten Traktats „Der Zweck Jesu und seiner Jünger &c. &c." betitelt, hat vernehmen lassen und wie gedachter Herr Gesandter die Besorgniß bezeiget, daß der Kaiserliche Hof diese Schrift ebenso wie das Bahrdt'sche Glaubensbekenntniß behandeln und supprimiren werde."

„Wir müssen den etwaigen Erfolg dieser Vermuthung abwarten, glauben gleich wohl hoffen zu dürfen, daß, wenn der Kaiserliche Hof von den Umständen der Erscheinung dieser Schrift und von den hiesigen Orts sofort dagegen gemachten Landesherrlichen Vorkehrungen unterrichtet sein sollte, solches nie geschehen werde. Außerdem was gegen jene Behandlung des Kaiserlichen Reichshofraths nach dem deutschen Staats- und Kirchenrechte zu erinnern ist, so ist der vorliegende Fall von dem Bahrdt'schen in mehr als einem Betracht und da der Dr. Bahrdt als ein in einem öffentlichen Lehr- und Kirchenamte gestandener Dr. Theol. nicht eines Dritten Unbekannten, sondern seine eigene irrige Religionssätze als sein Religionsbekenntniß öffentlich bekannt gemacht und zu vertheidigen gesucht, der Hofrath Lessing hingegen die in der fürstlichen Bibliothek zu Wolfenbüttel aufgefundene Handschrift eines Ungenannten Dritten und zwar seinem Vorgeben nach in der Absicht, um gegen die darin enthaltene dreiste Sprache des Unglaubens den Fleiß rechtschaffener und einsichtsvoller Gottesgelehrten zu ermuntern, obgleich ohne vorgängige Anfrage und dazu erhaltene Erlaubniß durch den Druck bekannt gemacht hat, sehr unterschieden. Im Jahre 1772 bat der Hofrath und Bibliothekarius Lessing um die

Erlaubniß, Beiträge zur Geschichte und Literatur aus den Schätzen der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel durch den Druck herausgeben zu dürfen, und es wurde ihm gestattet.

Er bat ferner um die Dispensation von der Censur, und auch dieses ward ihm, als einem bereits rühmlich bekannten, klugen und gelehrten Schriftsteller, jedoch unter der billigen und ausdrücklichen Voraussetzung, daß er nichts werde drucken lassen, was die Religion und guten Sitten beleidigen könnte, verwilligt und ihm darüber unterm 13. Februar 1772 die sub A hier abschriftlich ertheilte Resolution ertheilt. Der Hofrath Lessing fing an, die ihm anvertraute Bibliothek auf eine praktische Art, mit kluger Auswahl der Sachen, sehr gut zu benutzen, und seine Beiträge wurden mit allgemeinem Beifall aufgenommen. Als aber eine Zeitlang nachher bemerkt wurde, daß er in dem 3. und 4. Theile solcher Beiträge wider besseres Vertrauen sogenannte Fragmenta, die Fürtrefflichkeit und Hinlänglichkeit der natürlichen Religion und die göttliche Offenbarung betreffend, wohin auch das Stück von dem Zweck Jesu und seiner Jünger mit gehört, mit eindrucken lassen, so geschah nicht nur ihm selbst nach der Anlage B unterm 13. Juli 1778 ernstliche Verhaltung und die Dispensation von der Censur wurde ihm genommen, sondern es wurde auch der Debit des 3. und 4. Theils der Beiträge sofort und soweit es immer möglich war, unterdrückt; die Handschrift, von welcher der Abdruck gemacht worden und wovon noch ein ungedruckter Theil übrig ist, abgesondert, versiegelt und ins Archiv niedergelegt, wie solches die Abschrift dessen, was dieserhalben an dem Directorem der Waisenhaus-Buchhandlung, Professorem Remer, ergangen, in der Beilage C. zeiget.

Es ist also von Seiten der Landesregierung alles sorgfältig und zur rechten Zeit beobachtet worden, was man der Religion und Ordnung schuldig ist."

„Es haben sich auch rechtschaffene und berühmte Männer genug gefunden, die die gute Sache der Religion gegen das sonst mit hinreißender Beredtsamkeit geschriebene Fragment hinlänglich vertheidigt haben und der bekannte geheime Kirchenrath Dr. Seiler zu Erlangen sowohl als andere berühmte Gottesgelehrten bezeugen öffentlich, daß die Bekanntmachung dieser Schrift mehr nützlich als schädlich gewesen sei! Wir wünschen, daß der Herr Geheimrath, wenn der Chursächsische Herr Gesandte weitere Gelegenheit dazu geben sollte, demselben auch andern, wo derselbe es nützlich und rathsam findet, von vorstehendem allen zu ihrem besseren Unterrichte von der Sache wahren Lage und Beschaffenheit Nachricht geben möge, indem wir nicht gern wollten, daß nach dem Verlauf einiger Jahre über diese beinahe vergessene Sache nun erst unangenehme Bewegungen im Publico, die zu eben so unangenehmen und nach Möglichkeit zu vermeidenden Folgen Anlaß geben könnten, erscheinen. Wir erwarten von dem, was etwa

weiter vorkommen möchte, ferneren Bericht und sind ꝛc. ꝛc. C. W. F. Braunschweig, den 25. November 1786.

Dabei ein Zettel, auf welchem der Herzog C. W. Ferdinand eigenhändig bemerkt: Es ist dieses in Form eines Ministerial-P. M. an den von Wülknitz zu fassen, übrigens damit einverstanden. C. W. F. (Carl Wilhelm Ferdinand.)"

Für die in diesem Aktenstücke enthaltenen, absichtlich vorgebrachten Unwahrheiten, zu deutsch Lügen genannt, ist nicht der Herzog verantwortlich, sondern Jene, die ihm diese Lügen vorgemacht haben.

1. Die Handschrift ist nicht als die Handschrift eines Ungenannten in der Wolfenbütteler Bibliothek aufgefunden worden; die angebliche Auffindung ist nur eine Finte gewesen,[1] um die Handschrift censurfrei zu machen und sie somit zum Druck bringen zu können.

2. Es ist des Herausgebers Absicht (wie er sie angibt) nicht gewesen, rechtschaffene und einsichtsvolle Gottesgelehrte zu ermuntern, denn

3. aus dem Briefe von Propst Reß (3. Sept. 1778, siehe S. 190) ist ersichtlich, daß der Herausgeber die Widerlegung von Gottesgelehrten zu verhindern gesucht hat. (Wahrscheinlich sind sie ihm nicht genug „rechtschaffen und einsichtsvoll" erschienen!)

4. Ferner geht aus entschieden haßerfüllten Aeußerungen des Herausgebers hervor, daß er „das Christenthum als ein Gebäude des Unsinns umstürzen wollte", und daß es ihn freute, „wenn er durch seinen „Nathan" Jemand zum Zweifel an seiner positiven Religion bringen könne"; der Nathan geht aber mit seinem Stürmen weder gegen Juden, noch Muhamedaner, sondern entschieden gegen die gläubigen Christen los. Die betreffenden Stellen hierüber haben wir wörtlich angeführt.

---

[1] Ueber die Schrift des Reimarus und über Lessings Theologie bringt Dr. Stöckl in seiner „Geschichte der neueren Philosophie", erster Band, S. 477—495 (Mainz, Kirchheim, 1883) eine gediegene und verständliche Exposition.

86. Wie die Priester des Lessingcultus vor diesem Aktenstücke sich die Augen zuhalten und rufen: Wir sehen nichts, wir wissen nichts, wir sagen nichts. Herzog Karl stellt Lessing als Lügner dar.

Herr Düntzer und alle anderen Priester und Leviten des Lessingcultus gehen an diesem Aktenstücke so theilnahmslos und mit abgewendetem Gesichte vorüber, wie der Priester und Levit (Lucas X.) an dem halberschlagenen Manne bei Jericho. Es ist Geschäftsstörung, Zeitverlust, und man hat keinen Dank und keine Ehre davon, wenn man sich mit diesen zwar nicht halberschlagenen, aber halbtodtgeschwiegenen Aktenstücken beschäftigt und dieselbigen im Leben zu erhalten sucht.

Auch in Braunschweig glaubten die Behörden dem Vorgeben Lessings nicht: er habe die Fragmente nur herausgegeben, ohne dem Inhalt derselben beizupflichten, und er wollte nur den Theologen Gelegenheit geben, selbe zu widerlegen. Das bezeugt ein Brief des Professors Remer (Direktor der Waisenhausbuchhandlung) an den Geheimen Justizrath v. Unger, die Herausgabe der Fragmente betreffend, vom 28. Mai 1778. Remer sagt am Ende[1]:

„Ich bin völlig Euer Hochwohlgeboren Meinung, daß es nämlich unbegreiflich ist, warum Herr Lessing diese Schriften bekannt gemacht, wenn er nicht einigen Antheil an ihrem Inhalte nimmt."

In derselben Schrift Heinemanns, S. 56, spricht Herzog Karl selber gegen Lessings erlogenes Vorgeben, es enthielten die Fragmente nichts gegen Religion und Sitte. Das Aktenstück lautet:

„Cabinetsbefehl des Herzogs Carl an den Professor Remer.

Demnach von Uns der Hofrath und Bibliothekar Lessing unterm 13. Februar 1772 bei Gelegenheit, da er die Beiträge aus den Schätzen Unserer herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel herausgeben zu dürfen unterthänigst nachgesucht und ihm solches in dem billigen und zum Ueberfluß noch ausdrücklich schriftlich vorausgesetzten Vertrauen, daß er nichts, was die Religion und guten Sitten beleidigen könne, werde drucken lassen, gestattet worden, in

[1] Heinemann: „Zur Erinnerung an Lessing" Leipzig, Hirzel, 1870. S. 54.

Ansehung dessen und nur für diesmal allein von der Censur gnädigst dispensirt worden ist, derselbe aber nicht allein in dem 3. und 4. Theile solcher Beiträge, wider besseres Vertrauen gewisse sogenannte Fragmente, die Fürtrefflichkeit und Hinlänglichkeit der natürlichen Religion und die göttliche Offenbarung betreffend, mit eindrucken, sondern auch nachhero verschiedene andere Druckschriften, welche den Grund der christlichen Religion aufs schlüpfrige setzen, wo nicht gar einreißen zu wollen, das Ansehen haben, zum Vorschein kommen lassen, welchem Unwesen und fast unerhörtem Bestreben, die Religion in ihrem Grunde zu erschüttern, lächerlich und verächtlich zu machen, nicht länger nachgesehen werden mag; als wird dem Professor Remer hierdurch gemessentlich und alles Ernstes anbefohlen, von gedachtem Hofrath und Bibliothekar Lessing ferner nicht das geringste, es sei denn zuvor die Handschrift an unser f. Ministrium eingesandt und von demselben gebilligt worden, zum Druck anzunehmen, noch wenn dergleichen etwan wirklich unter der Presse sich befinden sollte, auszugeben, vielmehr aber ein genaues Verzeichniß von den vorräthigen Exemplarien des 3. und 4. Theils obgenannter Beiträge und der darauf einen Bezug habenden folgenden Piecen, nebst einer Note über den Betrag dessen, was bishero daraus gelöset worden, binnen den nächsten 8 Tagen ohnfehlbar einzuschicken und daß bis auf weitere Verordnung kein Exemplar davon an irgend Jemand mehr verabfolgt, sondern mit dem ferneren Verkauf gänzlich innegehalten werde, fordersamst zu veranstalten.

Urkundl. Braunschweig, 6. Juli 1778."

An demselben Tage (6. Juli) hat das fürstl. Consistorium in Braunschweig an den Herzog Karl folgende Eingabe gemacht, die demselben am 9. Juli 1778 präsentirt wurde:

„Durchlauchtigster Herzog, gnädigster Herr! Es hat der fürstl. Bibliothekar Hofrath Lessing ein in der Herzoglich Wolfenbüttelschen Bibliothek aufgefundenes[1] Manuscript unter dem Titel: „Vom Zwecke Jesu und seiner Jünger" vor einigen Wochen in Braunschweig drucken lassen, welches wir hierbei unterthänigst überreichen. Der anonymische Verfasser erklärt in demselben fast auf allen Bogen die christliche Religion für eine bloße Erdichtung und die Facta, worauf sie sich gründet, für lauter Betrug. Er lästert die allerheiligste Person unseres Erlösers. Wir wollen davon aus der Menge der Stellen, in welchen er dieses thut, nur einige wenige Beispiele zur Probe anführen:

[1] Es wußte damals noch niemand außer Lessing und seinen intimsten Freunden, daß die Angabe, das Manuskript sei in der herzoglichen Bibliothek von ihm gefunden worden, eine Lüge war, mit der Absicht, durch diese Lüge das Manuskript censurfrei — drucken lassen zu können.

Er sagt zum Exempel: Jesus Christus sei ein Aufrührer gewesen, denn Pag. 148 schreibt er: Jesus habe das jüdische Volk wider seine Obrigkeit aufgehetzt. Pag. 149: Jesus habe durch Gewaltthätigkeiten die Ordnung im Tempel gestöret und aufwieglichte Reden an das Volk gegen den hohen Rath gehalten. Pag. 151 heißt es: Das Volk mochte auch die Gewaltthätigkeit und Unordnung, so Jesus im Tempel angerichtet hatte, und die bitteren Scheltworte wider ihre Obrigkeit als Vorboten mehrerer Zerrüttungen ansehen. Der hohe Rath hatte wenigstens große Ursach, auf dergleichen Beginnen ein wachsames Auge zu haben. Pag. 235 stehet: Anfangs regierte wohl nach Jesu Tode bei den Jüngern lauter Angst und Furcht, daß sie auch möchten verfolgt und zur Strafe gezogen werden, weil sie Anhänger eines Mannes gewesen, der sich zum Könige habe aufwerfen und das Volk wider den hohen Rath habe aufwiegeln wollen."

„Der anonymische Verfasser dieses Buches sagt ferner: Gott hätte Jesum Christum in seinem Vorhaben, einen Messias zu spielen, verlassen und das bekenne Jesus selber, denn pag. 153 schreibt er: Jesus beschloß sein Leben mit den Worten: Eli, eli lama asaphtani: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen! Ein Geständniß, so sich ohne offenbaren Zwang nicht anders deuten läßt, als daß ihm Gott zu seinem Zweck und Vorhaben nicht geholfen, wie er gehofft hatte. Es war demnach sein Zweck nicht gewesen, daß er leiden und sterben wollte, sondern daß er ein weltlich Reich aufrichtete und die Juden von ihrer Gefangenschaft erlösete, und darin hatte ihn Gott verlassen, und darin war ihm seine Hoffnung fehlgeschlagen."

87. Die von Lessing vertretenen Fragmente erklären Jesum Christum als einen Betrüger.

„Der anonymische Verfasser deklarirt endlich unsern Heiland Jesum Christum für einen offenbaren Betrüger bei seinen Wundern, denn pag. 216 heißt es: Jesus konnte keine Wunder thun, wo die Leute nicht vorher glaubten, und wenn verständige Leute, nämlich die Gelehrten und Obrigkeiten damaliger Zeiten Wunder von ihm verlangen, die einer Untersuchung könnten unterworfen werden, so fängt er, statt solches vor ihren Augen zu thun, an zu schelten, daß kein Mensch von dieser Gattung an ihn glauben konnte. Pag. 249 stehet: die Apostel haben von ihrem Meister gelernt, Wunder zu thun oder wenigstens wie man es machen müsse, um den Schein zu haben und solchen unter die Leute zu bringen und ich habe anderwärts gezeiget, daß es gar keine Kunst sei, Wunder zu erzählen oder auch zu machen, wenn so viele mit Mund und Hand hierin einander behülflich sind und wenn sie mit einem Volke zu thun haben, das gewohnt und geneigt ist, Wunder zu glauben. Die Willfährigkeit zu glauben, wußten auch die Apostel

nach Jesu Exempel vortrefflich zu bestärken, indem sie den Leuten den Glauben als ein verdienstlich, seligmachend Werk anpriesen und den Unglauben als verdammlich abmaleten. Pag. 135 heißt es, die beiden Vettern, nämlich Jesus und Johannes der Täufer, kannten sich und wußten einer von des andern Absichten und Vorhaben; sie beginnen zu einer Zeit solche außerordentliche Handlungen, dadurch einer des andern Zweck beförderte u. s. w. Pag. 136 beschließt der anonymische Verfasser seine Erzählung von der Einigkeit Jesu und Johannis mit den Worten: So werden denn von Johannes Vorstellungen und Erdichtungen angewandt, den Zweck Jesu, darum jener allerdings wußte, zu befördern."

„Diese Schrift, welche die christliche Religion so laut verhöhnt, wird zum großen Aergerniß der Leichtsinnigen und Unwissenden in Euer Herzoglichen Durchlaucht Landen öffentlich verkauft und da noch viele Manuscripte von eben diesem anonymischen Verfasser auf der hiesigen fürstl. Bibliothek sollen vorhanden sein, so stehet zu besorgen, daß durch die fernere Herausgabe derselben das Aergerniß noch neue Zusätze bekommen möge."

„Da uns nun auf unsere theueren Pflichten alles, was dem seligmachenden Worte und dem darauf sich gründenden Bekenntniß unserer Kirche gemäß zur Erhaltung und möglichst fernern Ausbreitung der reinen Evangelischen Lehre gereichen kann, anbefohlen worden; diese Schrift aber, welche so offenbare Ausfälle auf den Grund der christlichen Religion thut, das ganze Erlösungswerk zu bestreiten suchet, ja auf eine gotteslästerliche Weise unseres Heilandes spottet, uns dringend auffordert, dieser eidlich zugesagten Pflicht ein Genüge zu leisten, so haben wir uns in unserm Gewissen verbunden gehalten, eine Beschreibung von diesem so ärgerlichen Briefe Ew. Fürstl. Durchlaucht unterthänigst vorzulegen und höchst dero Erlauchtestem Ermessen submissestest vorzustellen, wie diesem gegebenen Aergerniß gesteuert und einem dergleichen zu besorgenden künftigen vorgebeugt werden könne. Wir beharren in unabläßiger, lebenslanger, treu-eifrigster Devotion. Wolfenbüttel, den 6. Juli 1778."

88. Lessing versichert dem Herzog, er sei ein orthodoxer Lutheraner. Wozu Lessing in Bedrängnissen fähig gewesen ist.

Es entwickelte sich aus dieser Eingabe eine Correspondenz, an welcher der Herzog, Lessing, der Magistrat zu Braunschweig, der Senat der Universität Helmstedt, das Geheimrathscollegium des Herzogs u. A. theilnahmen; dieselbe findet sich in Heinemanns „Lessing".

Eine Stelle aus einer Vertheidigung Lessings an Herzog Karl ist besonders interessant.

Lessing behauptet darin wörtlich (11. Juli 1778. Heinemann, 66):

„Denn ich habe das Zeugniß von ganz Deutschland vor mir, daß ich mich bei aller Gelegenheit als den orthodoxesten Vertheidiger der lutherischen Lehre erwiesen habe und ich darf sicher auch jeden noch **so so** scrupulösen Theologen auffordern, mir in den Beiträgen besonders das geringste zu zeigen, was mich in den Verdacht der Heterodoxie bringen könnte."

Da fand sich selbst der Herausgeber dieser „Erinnerung an Lessing", Heinemann, veranlaßt, bei dem so so ein sic! beizufügen. Diese Stelle gibt übrigens Zeugniß, wozu Lessing fähig war, wenn er in Bedrängniß kam; dieses Hervorkehren der lutherischen Orthodoxie überragt noch weit die Angabe: das Fragmenten-Manuskript sei der herzoglichen Bibliothek eigenthümlich gewesen. Hier haben wir ein Gegenstück vom Benehmen des Lessingfreundes Mendelssohn, der nach Außen den Aufgeklärten spielte, und als ihn die orthodoxen Juden darob packten, diese versicherte, daß er ein Talmudjude sei; nur hatte Lessing die Orthodoxie gelogen und Mendelssohn die Aufklärung!

Wir haben zuvor aus Danzel-Guhrauer (II, 517) gesehen, wie diese Herren den Bericht Karl Lessings: sein Bruder und die König wären in Wien auch auf Verlangen katholisch geworden, aus Lessings Charakter heraus abzustreiten suchten. Nun hier hätten dieselben Herren Gelegenheit, Lessings eigene, von ihm niedergeschriebene Worte, die auf Lessing noch einen stärkeren Schatten werfen, wieder aus seinem Charakter heraus zu corrigiren. Freilich heißt das nicht Geschichte erzählen, sondern Geschichte machen.

89. Wie die Verehrer Lessings dessen Lügen und Finten zu entschuldigen suchen.

Auch Loebell[1] gibt zu, daß Lessings Vorgeben, die Fragmente seien in der Wolfenbütteler Bibliothek von ihm gefunden worden, eine Finte gewesen ist, sucht ihn aber damit

---

[1] „Die Entwicklung der deutschen Poesie", von Loebell. Herausgegeben von Koberstein. Braunschweig 1865. Dritter Band, S. 122.

zu entschuldigen, daß er seine Abschrift in die Bibliothek gestellt und sie deshalb als aus der Bibliothek stammend habe bezeichnen können. Sehr fein ausgedacht! Wenn so was ein Jesuit gethan hätte, da möchte der Spektakel losgehen, aber ein Lessing, nun, der darf sich schon so etwas erlauben!

Loebell erzählt die Geschichte so:

„Ein lebhafteres Interesse nahm das Publikum weiterer Kreise an theologischen Aufsätzen. Es sind die unter dem Namen der Fragmente des „Wolfenbüttler Ungenannten" viel besprochenen feindseligen Angriffe auf das alte und das neue Testament, auf Judenthum und Christenthum. Sie wollen die Religion des alten Testamentes aus selbstsüchtigen Absichten der Priester, die des neuen aus dem verunglückten Versuch, ein weltliches Reich zu stiften, ableiten. In diesem zweiten Punkt geht der Verfasser so weit, den Charakter und die Absichten des Stifters der christlichen Religion, seiner Jünger und Apostel zu verdächtigen. Das Fragment, welches sich bis zu dieser Behauptung versteigt, hat Lessing zwar nicht in den Beiträgen, sondern besonders herausgegeben, aber doch als aus derselben Quelle, d. h. aus den Handschriften der Wolfenbüttel'schen Bibliothek stammend, bezeichnet. Zu diesen konnten alle jene Fragmente nur insofern gerechnet werden, als der Bibliothekar Lessing eine Abschrift derselben besaß. Er stellte sie aber zu diesen Handschriften, weil er das Publikum von der Spur des wahren Verfassers ablenken wollte."

Ueber die Fragmente selbst sagt Loebell (III, 124):

„Was den Werth derselben betrifft, so kann man dem Verfasser Gelehrsamkeit und Scharfsinn nicht absprechen, es gebricht ihm aber an Tiefe der Auffassung, historischem Sinn und der Fähigkeit, sich in den Geist, den Sinn und die Vorstellungsweise früherer Zeiten zu versetzen."

Ueber die Folgen:

„Man erzählt, daß Studirende der protestantischen Theologie auf deutschen Universitäten darüber in ihrem Berufe irre wurden und ihn mit einem andern vertauschten, weil sie Lehren, von deren Wahrheit sie nicht mehr überzeugt waren, nicht mit gutem Gewissen überliefern könnten. Man kann sich darüber nicht wundern, wenn man die Stimmung erwägt, welche die sich leicht einschmeichelnden Argumentationen der englischen Freidenker und die scharf eindringenden Spöttereien der französischen Freigeister in der deutschen Lesewelt hervorgebracht hatten."

Den Pastor Goeze behandelt Loebell, der doch sonst öfter Sinn für Unparteilichkeit entwickelt, ganz nach der alten

Schablone, die immer wieder gebraucht wird; er ist einmal zum unwissenden Zeloten verurtheilt, das ist eben einer der am meisten bewunderten und ohne Prüfung und Nachdenken angenommenen Glaubensartikel des 19. Jahrhunderts.

90. Lessings Stellung gegenüber Lavater. Lessings Perfidie; er ist bisweilen gezwungen, sich selbst als Lügner einzubekennen. Spielt in „sittlicher Entrüstung".

Lavater wird durch Nicolais Vermuthung als ein Mensch dargestellt, den rein nur maßlose Eitelkeit zu seinem Schritte, den Mendelssohn zu bekehren, bewogen hat. Nicolai macht seine Vermuthung gleich darauf zu einer Versicherung, und Danzel nimmt die Versicherung als eine Thatsache. Das ist Historienmacherei.

Wenn Danzel darnach sagt: „Dieser unüberlegte Schritt erregte allgemeines Aufsehen", so hat er hier vollkommen Recht, — der Schritt war unüberlegt. Hätte Lavater eine Judenpraxis besessen, d. h. Gelegenheit gehabt, an Juden selber sich Erfahrungen zu sammeln, so würde er bald herausgefunden haben, was an des Mendelssohns Toleranzgeschmuse daran ist. Nur Toleranz u. s. w. für die Juden, die von Haus aus mitbekommene Stimmung und Gebahrungsweise nach dem Schulchan aruch den Christen gegenüber bleibt unverändert!

Danzel berichtet weiter (II, 363):

„Lessing, damals noch in Hamburg, erhielt die erste Kunde davon durch seinen Bruder (aus Berlin, den 26. October 1769), der ihm schrieb: „„Diese gedruckte Aufforderung ärgert den Moses nicht wenig, wie er mir gesagt, wird er Lavatern aus den Bonnetschen Gründen selbst beweisen, daß er nichts als ein Jude sei(!) und daß die Schwärmereien eines polnischen Juden, welcher sich vor einigen Jahren für den Messias ausgab, eben so gut zu rechtfertigen wären, zugleich wird er ihm erklären, daß er sich in Religionsstreitigkeiten nicht einlasse.""

Hier entpuppt Mendelssohn wieder eine echte Judenlogik. Zuerst sagt er: „Die Schwärmerei eines polnischen Juden, der sich für den Messias ausgab, ließen sich ebenso gut rechtfertigen, als die Erscheinung Christi als Messias in der Menschheit", und nachdem er diese von echtem Judenhaß

durchtränkte Behauptung hinausgeworfen, will er erklären, daß er sich in Religionsstreitigkeiten nicht einlasse. Er verhöhnt mit allem ihm zu Gebote stehenden Judenhohn das Erscheinen des Welterlösers, und nachdem er das gethan, läßt er sich in keine Religionsstreitigkeiten mehr ein. Das ist doch komplete Judenperfidie!

Danzel fährt fort:

„Nachdem aber die erste Aufregung bei Mendelssohn vorüber war, antwortete er ihm ganz mit der ihm eigenthümlichen Milde und Friedensliebe und mit dem aufrichtigen Wunsche, den bedenklichen Gegenstand hiermit fallen zu lassen."

„Beschämt durch diese Wirkung seines Bekehrungsversuchs, that Lavater durch Zollikofer in Leipzig Schritte, Mendelssohn zu versöhnen."[1]

Bonnet selber wurde in den Handel mit hineinbezogen. Johann v. Müller achtete den Bonnet so sehr, daß er über ihn an Bonstetten 1776 schrieb: „Herr Bonnet ist wahrhaftig ein Halbgott." („J. v. Müllers Briefwechsel", von Maurer-Constant. IV, 59.) Auch Matthisson äußerte sich voll der Hochachtung über Bonnet. Bonnet mißbilligte den Schritt Lavaters, wies aber Mendelssohns Behauptung zurück, seine (Bonnets) Gedanken wären ganz auf deutschem Boden erwachsen und er hätte somit ein Plagiat begangen. Nicolai, auf Moses' Seite stehend, schrieb: „Ganz aufrichtig hätte Bonnet nicht gehandelt, er habe die Vorrede zu seiner neuesten Auflage antedatirt, d. h. mit einem früheren Datum versehen, um auf einen Streit mit Mendelssohn nicht eingehen zu dürfen. Nun schreibt aber selbst Danzel:

„Dieser Punkt bedarf einer weiteren Aufklärung, als ich zu geben fähig bin. Im Allgemeinen wird Bonnet durch ein solches Vorgehen haben zeigen wollen, daß er Mendelssohn und diese ganze Angelegenheit öffentlich ignoriren wolle. Wenigstens hat Bonnet kein Wort darüber fallen lassen. Lessing sah darin eine Unredlichkeit."

---

[1] Lavater war überhaupt in dieser Richtung viel zu gemüthlich. Er glaubte auch aus einer Stelle im Danischmend auf Wielands Bekehrung schließen zu können. Loebell im 2. Band: „Die Entwicklung der deutschen Poesie", Braunschweig 1858, S. 219, berichtet hierüber des Weiteren und schließt: „Die Freude über Wielands Wiederbekehrung war nur eine von den Täuschungen des guten Lavater."

Wir werden sehen, wie Lessing die von ihm gesehene Unredlichkeit zu einer Philippika gegen Lavater ausbeutet, wie Lessing, dem gerade in religiösen Streitsachen die größte Perfidie nachgewiesen ist, sich dem Lavater gegenüber in eine „sittliche Entrüstung“ hineinarbeitet.

Lessing schreibt an Mendelssohn, der ihm die Bonnet-Briefe zum Durchschauen überschickt hatte:

„Ich sende Ihnen hierbei Ihre Briefe von Bonnet zurück. Der Mann ist mir ekel geworden, daß ich auch nicht einmal die Wahrheit von ihm lernen möchte. Ich habe mich nicht enthalten können, dem Abt Jerusalem den Umstand von der Antedatirung der Vorrede zu der neuesten Ausgabe seines Buches zu erzählen. Der Abt sagte zu verschiedenen Malen: das ist nicht artig, und ich antwortete dem Abt jedesmal: es ist mehr als nicht artig, es ist niederträchtig. Sie sind wahrlich verbunden, wenn Sie nicht gegen das andere Extremum des kleinen Schleichers ausschweifen wollen, den Umstand bekannt zu machen!“

In Betreff Lavaters schreibt Lessing:

„Aber was ist das für ein neuer Angriff, der in den Jenaischen Zeitungen auf Sie geschehen? Haben Sie doch ja die Güte, mir das Blatt mit der ersten Post zu senden.[1] Noch mehr aber bitte ich Sie, wenn Sie darauf antworten, es mit aller möglichen Freiheit, mit allem nur ersinnlichen Nachdrucke zu thun. Sie allein dürfen und können in dieser Sache so sprechen und schreiben und sind daher unendlich glücklicher, als andere ehrliche Leute, die den Umsturz des abscheulichsten Gebäudes von Unsinn nicht anders, als unter dem Vorwande, es neu zu unterbauen, befördern können.“

Dieser Brief an Mendelssohn ist datirt Wolfenbüttel, 9. Januar 1771. Derselbe Lessing, der seinen Lesern weismachte, die Schrift des Reimarus habe er als ein Manuskript in der Wolfenbütteler Bibliothek gefunden, derselbe Mann, der gegenüber dem Berichte, er habe für die Herausgabe der Fragmente von der Amsterdamer Judenschaft 1000 Dukaten bekommen, keine offene Gegenerklärung wagen durfte und seinem Stiefsohn eine jämmerliche Ausflucht in die Feder dictirte; derselbe

[1] Es war in Zürich Sitte, daß die Candidaten der Theologie, welche auf Reisen gewesen sind, dem dortigen Consistorium in lateinischer Sprache einen Bericht erstatten mußten. Lavater hatte auch einen solchen Bericht gemacht und darin Mendelssohns erwähnt. Ein vorschneller Mensch (man sagt, es war Dr. Zimmermann) hatte dem Lavater den üblen Dienst gethan, eine den Mendelssohn betreffende Stelle in der Jenaischen Literaturzeitung zu veröffentlichen.

Lessing, der in diesem Briefe gesteht, daß er wiederholt gelogen und geheuchelt, als er im Streit mit Goeze, um sich schön zu färben und zu entschuldigen, gesagt: er wolle durch die Gegenschriften nur den Vertheidigern des Evangeliums Gelegenheit geben, eben dieses Evangelium durch ihre Gründe zu befestigen, — derselbe Lessing wirft sich in eine moralische Entrüstung bezugs der Antedatirung einer Vorrede Bonnets, und nennt diesen Akt niederträchtig!! Gesetzt den Fall, Bonnet hat wirklich die Vorrede antedatirt, was hat Lessing mit seinen literarischen Gebräuchen für ein Recht, darüber in sittliche Entrüstung zu gerathen?

Röpe hat die obigen und andere „Unredlichkeiten" Lessings in seiner „Rettung Goezes" (Hamburg, Nolte, 1860) schlagend nachgewiesen. Boden versuchte den Lessing bezugs der schändlichen Stelle im Briefe an Mendelssohn gegen Menzel zu vertheidigen, indem er angibt: „Lessing habe noch immer ein Christenthum gewollt und unter dem abscheulichsten Gebäude von Unsinn nur die Goeze-Lavater'sche Orthodoxie gemeint." Doch muß auch Boden zugestehen, daß Lessing unter dem Gebäude von Unsinn dasselbe verstehe, was er früher „unreines Wasser" genannt. Wer in dem Lessing-Goeze-Streite Rede und Gegenrede gelesen, der muß logischer und ehrenhafter Weise eingestehen: Lessing habe in dem Briefe an den verbissenen Feind des Christenthums, den Talmudjuden (eigene Geständnisse) Mendelssohn, unter obiger Bezeichnung nur das positive Christenthum verstanden. Die Ausflucht mit der Goeze-Lavater'schen Orthodxie reducirt sich auf eine klägliche Finte, durch welche von Lessing noch eine Art Christenthum in Anspruch genommen werden sollte.

91. Lessing gibt in den Fragmenten feindselige Lügen aus alten Rabbinischen Schriften heraus.

Ein anderes Factum zur Beleuchtung der Lessing'schen Wahrheitsliebe finden wir in demselben Danzel (II, 395):

„Johann Lorenz Schmidt, der sogenannte Wertheim'sche Bibelübersetzer, dessen Bibel durch den Reichsfiskal confiscirt und der selbst in die Acht erklärt wurde, fand eine Zufluchtsstätte in Wolfenbüttel, wo er eine kleine Pension vom Herzog genoß. Er

starb hier 1749. Lessing, der auf Schmidt einen Augenblick die Vermuthung zu lenken suchte, als sei er der Verfasser der angeblich auf der Wolfenbüttler Bibliothek gefundenen Fragmente, widmet ihm einen langen Artikel in seinen Kollektaneen, womit Eschenburgs Zusätze zu vergleichen sind." „Nach dem Zeugnisse Schönemanns im Serapeum, 1844 Nr. 15 S. 231, ist es als Thatsache anzunehmen, daß jene Handschrift, aus welcher Lessing die Fragmente herausgab und welche er nachmals auf höhern Befehl einliefern mußte, niemals Eigenthum der Wolfenbüttler Bibliothek gewesen ist." Lessing bediente sich nur dieser Angabe, um die Vermuthungen auf den Verfasser von dem wahren Sitze und Ursprunge des Manuscriptes abzuleiten."

Wiederholte Frage: Mit welchem Recht konnte Lessing die angenommene Rückdatirung in Bonnets Vorrede als eine Niederträchtigkeit bezeichnen?

Auch in den Fragmenten fanden sich die Einwürfe gegen das Evangelium aus alten Rabbinischen Schriften gegen die Evangelien aufgewärmt, das bekennt selbst Herder in einer Zeit, in welcher er bei seinen Spaziergängen um den Kern des Christenthums herum am weitesten sich vom Centrum desselben entfernte. Er urtheilte,

„daß alle Zweifel des Ungenannten keineswegs so neu und unerhört seien, als sie vielleicht auch Lessing geglaubt habe. Viele seien längst gesagt und wiederholt worden, nur nicht von Christen, **sondern von Juden**, nicht etwa im vorigen und diesem Jahrhundert, nicht von Freidenkern in Frankreich und England, **sondern von Rabbinern früherer Jahrhunderte**, aus denen der Fragmentist manches, **wenigstens den ganzen Schnitt des Sehart genommen** zu haben scheine."

Dieser Umstand ist bei Lessing von besonderer Wichtigkeit; wir sehen ihn auch hier wieder seinen Kampf voll incarnirten Hasses gegen die christliche Offenbarung **im Interesse der Juden und mit jüdischen Waffen führen.** Hätte Lessing durch die in Angst zitternde, abgeschmackte Vertheidigung durch die Hand seines Stiefsohnes den Empfang der 1000 Dukaten von den Amsterdamer Juden für die Herausgabe der Fragmente **nicht constatirt,** so müßte dieser Umstand bezugs der Wiederherausgabe der Rabbinitischen Pamphlete **schon auf den Verdacht jüdischer Unterstützung geführt haben,** die Lessing sein ganzes Leben lang in Anspruch genommen hat. Lessing war diese Bemerkung Herders über das

jüdische Arsenal seiner Waffen sehr unlieb, er wehrte sich dagegen. Danzel mußte aber doch eingestehen (II, 396):

„Freilich hat er diese Sturmleitern nicht alle mit eigener Hand neu geschnitzt, die meisten davon sind schon bei mehreren Stürmen gewesen u. s. w."

So sehen wir diesen Schriftsteller schon in seiner Jugend, von der Abfassung des Stückes: „Die Juden" an, bis zum Abschluß seines Lebens, zum „Nathan", immer im Interesse der Judenschaft und des Hasses derselben gegen das Christenthum thätig, und es wird auch unter den fürchterlichsten Drohungen beständig auf Erpressung eines Urtheils über Lessing hingearbeitet. Man verlangt, mit dem Revolver in der Hand, daß wir die reine Wahrheitsliebe und den größten Edelmuth, die unantastbare Uneigennützigkeit Lessings bewundern sollen, wenn wir nicht die Aufklärung des ganzen 19. Jahrhunderts als unsere erbitterte Feindin an den Hals bekommen wollen.

92. Lessing eignet sich literarisch fremdes Gut durch Umprägung an. Vertheidigung des Lessingspieles.

Daß sich Lessing gerne fremdes Gut aneignete, gesteht auch Danzel (II, 263), indem er Lessings Ansicht über Sterne mittheilt:

„Darum verkannte indeß Lessing, der sich selbst so meisterhaft auf die Kunst verstand, „fremdes Gold in seine Münze umzuprägen,"[1] die eigenen Verdienste Sternes nicht mit der Unbilligkeit wie die gallsüchtigen Engländer."

[1] Hatte er ja doch ex offo in seiner Stellung zu Breslau bei der Fabrikation und Präge der falschen Groschen mitgewirkt, freilich wie seine Anbeter zu behaupten nicht müde werden: in der größten Uneigennützigkeit und ohne an sich dabei zu denken; daß er aber literarisch „fremdes Gold in seine Münze umzuprägen verstand", das geben sie unbedachtsam zu. Dieselben Danzel-Guhrauer sagen (I, 162): „Es ist ein feiner Kunstgriff von Lessing, wo er fremde Arbeiten benutzt, die Namen der Personen zu verwechseln; die Vergleichung wird dadurch ungemein erschwert, und ist nur bei scharfer Aufmerksamkeit und fast nur bei schriftlicher Aufzeichnung beider Plane möglich. Wir werden ihn dasselbe Verfahren auch bei Erede fortunata beobachten sehen."

Lessing konnte ja doch nicht das an Anderen verurtheilen, was er selber in einer Weise gethan, daß es offen dagelegen ist.

Dieser Prägegedanken gefällt Danzel so sehr, daß er auch auf der folgenden Seite (II, 264) berichtet:

„So lange Lessing in Hamburg lebte, war er eine Zierde dieses Hauses (Reimarus), welches, wie Büsch erzählt, der Versammlungsort der weisesten Männer der Stadt war (d. h. der Freimaurer; wie sich diese Herren in ihrer bekannten Bescheidenheit immer gegenseitig bekomplimentiren!), ein Kreis, der unermüdet daran arbeitete, fremde Schaumünze in vollwichtiges einheimisches Geld umzuprägen und welchem zugleich das Interesse der gesammten Menschheit so nahe lag, so heilig war, denn dem Bürger eines kleinen Staats wird es nicht schwer, sich zum Weltbürger zu erheben, ohne daß er seinen Nachbar darum weniger liebte.“ —

Wie hängt dieser Schlußsatz logisch mit dem Vordersatz zusammen? Und welche Opfer haben denn diese Herren und Damen dem Interesse der gesammten Menschheit gebracht, daß man sagen könnte: es sei ihnen dieses Interesse heilig gewesen? Welcher Leser, der seine fünf Sinne noch nicht ausgeliefert hat, läßt sich denn durch diese abgeschmackten, hochtrabenden Phrasen noch betäuben?

Dieselbe Seite (II, 256), auf welcher von diesen Herren, denen das Interesse der gesammten Menschheit so heilig war, gesprochen wird, erzählt weiter:

„Lessing, so berichtet ein Verwandter, war ein leidenschaftlicher Verehrer des L'hombrespiels; oft machte er noch vor Tische mit der Professor Büsch und der Münzmeister Knorre seine Partie und wenn die Uebrigen, die auf's Essen warten mußten, darauf stichelten, pflegte er (Lessing) zu sagen: Tous les gens d'esprit aiment le jeu à la fureur! (Diese Worte sind aus dem Munde des Riccaut de la Marlinière.)“

Dieses L'hombre-Spiel wäre nicht der Rede werth, wenn Lessing nicht sein Lebenlang abwechselnd nach Gelegenheit Hazard- und Lotteriespieler gewesen wäre. Die Ausrede, daß alle geistreichen Menschen Liebhaber des Spieles seien, ist schon deshalb sehr mißlungen, weil die Mehrzahl geistreicher Männer keine Spieler waren und die Mehrzahl der Spieler sicher deshalb, weil sie spielen, noch keine geistreichen

Männer genannt werden können. Auch weiter nichts als hohle Phrase!

Was werden die geladenen Gäste, die auf das Speisen warten mußten, bis es der Spielgesellschaft gefällig war, aufzuhören, über den Herrn gedacht haben, dem das Interesse der ganzen Menschheit so heilig war! Im Kleinen spiegelt sich das Große.

93. Der grobe Spott Lessings wird gelobt. — Die schlagenden Antworten Goezes sind Fanatismus und finstere Wuth.

II, 268 erfahren wir, daß Goezes Schriften gegen Lessing

„nicht als bloß persönliche Ausbrüche einer finstern Wuth betrachtet werden müssen."

Wie gnädig! Weiter unten:

„Daß er (Goeze) in dem Komödiendichter, in dem Weltkind, dem Spieler Lessing — denn er hat noch in Hamburg dem Pharo geopfert —, den gelehrten und tüchtigen Kopf herausfand und an sich zog, daß Lessing, der seinen Umgang zu wählen gewohnt war, oft zu ihm ging, ohne daß Goeze ihm die Besuche wieder gab, bleibt immer als charakteristische Thatsache bestehen, welche durch die späteren Kämpfe ihr Interesse nicht einbüßen kann."

Die Polemik Goezes wird sehr menschenfreundlich mit „Ausbrüche einer finsteren Wuth" bezeichnet. Wenn Lessing aber den Goeze mit Hohn überschüttete, ihn förmlich herunterzureißen sich alle Mühe gab, das Theater zu Hülfe nahm, um ihn als einen verächtlichen und hassenswürdigen Fanatiker darzustellen, das sind offenbar Zeugnisse für edle, christliche Nächstenliebe, oder vielleicht: Ausbrüche einer lichten Wuth.

94. Baumgartners gerechtes Urtheil über Goeze.

Wir kommen nach dieser Enthüllung wieder auf Goeze zurück. Bisweilen wurde Goeze heftig, das schadete ihm und gab seinen Gegnern Veranlassung, ihren Witz und Hohn gegen ihn spielen zu lassen.

Eine unparteiische Schilderung Goezes fanden wir in Baumgartners „Lessing". Es ist zu bemerken, daß Baumgartner selbst der Gesellschaft Jesu angehört und daß Goeze gegen

die Jesuiten auch mit dem damals in Norddeutschland üblichen Eifer polemisirte; trotzdem hat Baumgartner den guten Seiten Goezes vollkommene Anerkennung zugesprochen. Ein Beispiel, daß die Jesuiten wahrhaft tolerant und gerecht sein können, auch ihren erbitterten Feinden gegenüber.

Goeze stand in Hamburg an der Spitze der orthodoxen, altlutherischen Geistlichkeit. Baumgartner[1] schildert ihn:

„Ein nach Lessings Zeugniß in wissenschaftlichen Dingen nicht unebner Mann, vom glühendsten Eifer für das Haus des Herrn erfüllt, seit 1760 Senior Ministerii, entwickelte er eine unermüdliche und allseitige Thätigkeit, um die überall emporkeimende Aufklärung niederzuhalten. In Folge dieser Bestrebungen hat denn auch die Aufklärung nicht umhin gekonnt, seinen Namen durch eine ausgebreitete Spottliteratur zu verewigen, so daß es schwer ist, aus dem satyrischen Agglomerat die wirklichen Züge des Mannes herauszuerkennen. Daß es ihm indeß heilig ernst darum zu thun war, den orthodoxen Glauben und die altehrbare Zucht und Sitte zu retten, ist wohl über allen Zweifel. Grundsätzlich unterschied er die Toleranz der Lehre von der persönlichen und politischen Duldung, ging aber in der Vertheidigung seiner ausschließlichen Dogmatik nicht selten auch über die Grenzen persönlicher Milde und Verträglichkeit hinaus und entwickelte eine Streitbarkeit, die außer glühender Ueberzeugung von der Wahrheit seiner Sache auch ein gewisses Wohlbehagen am Kampfe voraussetzt. So donnerte er beispielsweise noch gegen die Jesuiten, als der Orden längst aufgehoben war, und zog gegen die Fürbitte der Heiligen zu Felde, während Lessing schon die Grundlagen des Christenthums in Frage gestellt hatte. Doch sein Hauptkampf galt der Aufklärung. Er predigte nicht bloß und katechesirte gegen sie, er bot auch die Obrigkeit zur Hülfe auf, suchte das Schulwesen in rechtgläubigen Bahnen zu halten, bemächtigte sich der Presse so gut er konnte, schrieb Predigten, Volksschriften, theologische Abhandlungen, polemische Streitschriften und bekämpfte den Unglauben auch auf seinem Lieblingsfelde, dem Journalismus. Während die Aufklärung unter dem Mantel moralisirender Phrasen und erheuchelter Christlichkeit einherschlich, nannte er die Dinge mit anerkennenswerther Festigkeit beim rechten Namen, griff nicht nur den offenen Unglauben eines Bahrdt an, sondern auch die schöngeistig verklärte Philanthropie eines Basedow und den theologischen Rationalismus eines Heß und Semler, ohne Rücksicht darauf, daß er sich dadurch den Spöttereien und Karikirungen des ganzen Janhagels des aufgeklärten Literatenthums aussetzte. So mächtig indeß noch sein Anhang in der Stadt war und so weite Verbreitung seine Schriften fanden, so erfreute sich doch auch die

---

[1] „Lessing." Freiburg 1877. S. 67.

Aufklärung gerade in den höhern Ständen eines steigenden Wachsthums; Juden und Freimaurer halfen ihr wacker nach, und sogar Geistliche, wie der Diakon Alberti an der Katharinenkirche und Friderici, der Hauptpastor zu St. Peter, reihten sich in die Schaar ihrer Bekenner und Förderer."

95. Röpe gibt eine Ehrenrettung Goezes heraus. Einer hat dem Andern die Lüge und den Schimpf über Goeze nachgeschrieben.

Eine eigentliche Ehrenrettung Goezes hat Röpe unternommen.[1] Röpe sagt im Vorwort:

„Wenn es die Polemik unserer Tage nicht lassen kann und will, das Verdammungsurtheil gegen Goeze stets zu wiederholen, so wird es Pflicht derer, welche von der Ungerechtigkeit dieses Urtheils überzeugt sind, für den Beschuldigten zu zeugen. Man kann Goeze mit Recht den bestverläumdeten Mann des 18. Jahrhunderts nennen. Daß gerade er das geworden, hat seine natürlichen Gründe. Er war der letzte entschiedene Verfechter der kirchlichen Orthodoxie und der in ihr enthaltenen christlichen Wahrheit wider ein von dieser Wahrheit immer mehr und mehr sich entfremdendes Geschlecht."

Röpe weist nach, daß Goezes Gegner nur mit Pasquillen, Satyren, persönlichen Angriffen, Verdächtigungen und Lügen gekämpft haben. Ein Mittel, das, so schändlich es ist, doch auch leider sich gemeiniglich sehr wirksam erweist, indem es die urtheilslose, skandalsüchtige Menge, und in Fällen, wie bei Goeze, besonders das Wohlgefallen irreligiöser und unsittlicher Menschen für sich gewinnt.

„Daß Goeze bei seinen Lebzeiten so feindselig angegriffen worden, erklärt sich aus den religiösen Richtungen und Kämpfen seiner Zeit und hat Gründe, die Goeze wesentlich zur Ehre gereichen. Daß diese Angriffe noch jetzt beständig wiederholt werden, könnte auffallen, aber auch das ist leicht erklärlich. Es geht der Kampf gegen das historisch-kirchliche Christenthum ja auch noch durch unsere Zeit, und da ist es manchem gar zu bequem, den guten Goeze als Prügelknaben zu gebrauchen. Die Schläge, die man den Männern kirchlicher Richtung zugedacht hat, richtet man auf ihn, die Verdammung der jetzigen Gegner adressirt man auf den Namen Goeze und weiß dann recht gut, daß der geneigte Leser sie unter dieser Adresse auf den rechten Mann übertragen werde." —

[1] „Johann Melchior Goeze." Eine Rettung von Dr. Georg Reinhard Röpe, ordentl. Lehrer an der Realschule des Johanneums zu Hamburg. Hamburg, Nolte, 1860. 278 Seiten.

Nun kann aber die Rettung Goezes nicht geführt werden, ohne den Nachweis zu liefern, daß ihm Lessing Unrecht gethan hat. Röpe erklärt nun, daß er Lessings einzige Stellung in der deutschen Literatur mit tiefster Verehrung anerkenne. Als Röpes Schrift (1860) erschien, war der Lessingcultus noch unangefochten; seither haben sich bedeutende Stimmen ihre Bedenken über diesen Cultus auszusprechen erlaubt, und Dühring hat im Lessingtempel durch sein furchtbares Geschoß ruinöse Verheerungen angerichtet und nicht restaurirbare Breschen hineingerissen. Zu widerlegen, was Dühring an Thatsachen und logisch gegliederten Consequenzen vorgebracht, haben die bisherigen blinden Verehrer Lessings gar nicht zu unternehmen gewagt, die Zahl der Zweifler und Ungläubigen an Lessings bisheriger Unantastbarkeit hat gewaltig zugenommen.

Einen Autor zu studiren, um sich ein gerechtes Urtheil über ihn zu bilden, das ist für viele Herren Literarhistoriker und Zeitungsschreiber eine zu langweilige Geschichte. Die Urtheile lagen fertig vor, der Mist, den man über Goeze aufgehäuft hat, ist zu einer schmutzigen Pyramide incrustirt; da nehmen nun die Herren Einiges von dem Guanodünger heraus, präpariren es in ihrer Weise und nach dem Zeitgeschmack, und das Urtheil über den Goeze ist fertig. So hat es Guhrauer, so Stahr in ihren Biographieen Lessings gemacht, so haben es dann die kleinen Schmäher wieder weiter verbreitet.

96. Das Individuum, welches sich Dr. Schwarz nennt, hat im Beschimpfen Goezes den Cimborasso der Gemeinheit erklettert.

Wir haben diesen Dr. Karl Schwarz schon Nr. 23 geschildert. Lessing mußte als Theologe verherrlicht werden. Wie machte das dieser Schwarzkünstler als Bildhauer? Er stellte **Lessing** auf ein vollkommen verhärtetes Düngerquadrat von Schimpfworten gegen Goeze wie auf einen Sockel hinauf; die Statue Lessings ist auch nicht aus Marmor, hat aber von Weitem den Anschein des blendendsten weißen Carrarasteines und ist in der That — gereinigtes Unschlitt, blendendes Stearin; alles flüssige Fett ist theils chemisch ausgeschieden, theils durch hydraulische Reinigungsprocesse entfernt.

Wollten wir über Schwarz' „Lessing als Theologe" urtheilen, so müßten wir früher Schwarz als Theologen untersuchen.

Der Leser wird schon genug haben mit der Schimpflitanei über Goeze. Schwarz verschwärzt den Goeze also:

„Es ist bekannt,[1] wie unter allen diesen Gegnern Goeze es war, den Lessing in den Mittelpunkt des Kampfes stellte, auf den sich die ganze Gewalt seines Wahrheitseifers(!) entlud, den er zum Träger und Typus aller Geistesbeschränktheit und Wissenschaftsfeindschaft erhob.(!)"

„Lessing brauchte einen solchen Gegner, in welchem die theologische Verketzerungssucht mit ihrer rohen Oberflächlichkeit, ihrer gewissenlosen Verdrehung, ihrer logischen Plumpheit, ihrer scheinheiligen Beseelsorgung gleichsam Fleisch und Blut geworden. Und sein Scharfblick griff in der That aus dem Gewühl der Gegner gleich zu Anfang den rechten heraus. Nicht als ob der Herr Hauptpastor zu den schlechtesten dieser Gegner gehört hätte. Nein, er war nur die derbste, ausgeprägteste Gestalt orthodoxer Beschränktheit, ein unvergleichliches, klassisches Exemplar, wie es in jener Zeit bereits zu den Seltenheiten gehörte. Man urtheilt gewiß sehr unrecht, wenn man meint, Goeze sei eine besonders widerwärtige und verächtliche Persönlichkeit gewesen, die durch Lessing ihren verdienten Lohn erhalten, moralisch vernichtet worden wäre für alle Zeiten. Goeze war vielmehr nicht schlechter, als unendlich viele andere theologische Zeloten des 17. Jahrhunderts wie des 19. Jahrhunderts und hatte vor vielen andern das Verdienst voraus, ganz zu sein, was er war, mit aller Entschiedenheit, mit ungebrochener Kraft. Diese Ungebrochenheit seines ganzen Seins, diese Naivetät in seiner wissenschaftlichen und moralischen Plumpheit, welche ihn so geeignet machte zur typischen Darstellung einer ganzen Theologenklasse, fordert zugleich auf zur milderen Beurtheilung seines persönlichen Werthes.[2] Mindestens hatte er nichts von der Zerfahrenheit und Blasirtheit, von der falschen Geistreichigkeit unserer modernen Gläubigen, die erst durch eine ganze Reihe von Selbstbelügungen

---

[1] Das ist die beliebte Phrase —
Ein Schlag auf des Lesers Nase;
Er traut sich kein Wort mehr zu sagen
Und wagt nicht, ob das Bekanntsein auch wahr ist, zu fragen.
So werden alle Bedenken niedergeschlagen!

[2] Das ist geradewegs komisch; nachdem Schwarz einen ganzen, mit Mist gefüllten Schiebkarren auf den Grabstein des armen Goeze abgeladen, spricht er von einer Aufforderung zur milden Beurtheilung seines persönlichen Werthes.

sich in einen Glauben hineinphantasiren, der mit ihrer sonstigen Bildung und Weltbetrachtung in schreiendem Widerspruch steht. Goeze war unzweifelhaft ein nach damaliger Art gelehrter Mann. Die große Zahl seiner Schriften, die sich mindestens auf 90 bis 100 beläuft, zeugt schon von seiner Rührigkeit und geistigen Betriebsamkeit. Unter ihnen sind besonders seine Schriften zur Kritik und Geschichte der lutherischen Bibelübersetzung, welche sich auf eine sehr reiche Bibelsammlung stützten, hervorzuheben. Aber ebenso roh, wie diese Gelehrsamkeit, war sein theologischer Eifer. Derselbe stürzte sich blindlings auf Alles, was der lutherischen Dogmatik in den Weg kam und in diesen engen Gesichtskreis nicht hineinpaßte. Nicht nur seinen Collegen Alberti verfolgte er auf der Kanzel, wie in seinen Schriften bis zu dessen Tode, ja über diesen hinaus. Nicht allein mit Basedow, Bahrdt, Dreyer und Zeller band er an, auch gegen Wetstein und Semler nahm er den Streit auf zu Gunsten der Complutensischen Bibelausgabe. Vor der Unsittlichkeit der deutschen Schaubühne warnte er in einer eigenen Schrift. Ja, gegen Goethes „Werther" fühlte er sich gedrungen, sein theologisches Zeugniß abzugeben in kurzen, aber nothwendigen Erinnerungen vom Jahre 1775. So lächerlich täppisch namentlich der letzte Angriff war, welcher von der Ansicht ausging, der Selbstmord sei hier als eine Heldenthat gepriesen, so richtig war doch der Instinkt des eifernden Pastors, wenn er in diesem alle jugendlichen Gemüther fortreißenden Durchbruch der jungen Poesie einen gefährlichen Feind der Altgläubigkeit erblickte, dem sogleich durch ein kräftiges Verdammungsurtheil entgegen getreten werden müsse."

Das ist die Manie, in welcher der große Theologe, Philosoph und Historiker gegen den alten Goeze fortwüthet. Es findet sich in dieser Sammlung von Schimpf und Spott aber nicht Ein origineller Gedanke; alle diese Schmähungen sind in Büchern, Broschüren, Zeitungen schon zu tausend Malen abgedruckt. — Im halbverbrannten Gehirnkasten dieses Dr. Schwarz muß es aussehen, wie in einer Trödelbude; es ist selbst der Artikel, den er in Masse auf dem Lager hat (die verschiedensten Schimpfwaaren), durchaus nicht geordnet. Von Logik keine Spur.

97. 14 Bedenken, der Schimpfinundation des Dr. Schwarz entgegengestellt.

Lächerlich und täppisch nennt Schwarz das Urtheil Goezes über Werther, besonders die Ansicht, der Selbstmord sei im Werther als eine Heldenthat gepriesen. Nun

hätte doch Dr. Schwarz wissen können, daß auf die Lectüre Werthers hin Hunderte ihre Pistolen auf sich selbst abgefeuert haben in dem Wahne, daß es eine schöne That sei, sich durch eine blaue Bohne aus der Welt zu spediren und dem Liebesgewinsel ein heroisches Ende zu machen. Wer spricht denn da von lächerlich und täppisch?

Mit Schimpfen und grundlosen Anschuldigungen kann man eben nur beschränkte, leidenschaftliche Köpfe gewinnen

1. Schwarz spricht von Lessings „ganzer Gewalt des Wahrheitseifers".

2. Lessing hat den Goeze zum Träger und Typus aller Geistesbeschränktheit und Wissenschaftsfeindschaft erhoben, d. h. auf deutsch: Lessing hat ihn zu diesem Typus gemacht und ihn dazu **gebraucht**, um einen Gegner zu haben,

3. in welchem „theologische Verketzerungssucht, rohe Oberflächlichkeit, gewissenlose Verdrehung, logische Plumpheit" gleichsam Fleisch und Blut geworden.

4. Wie passen hier die Beiwörter zu den Hauptwörtern? Was ist eine rohe Oberflächlichkeit? Was ist eine gewissenlose Verdrehung? Gibt es denn auch gewissenhafte Verdrehungen? Was ist eine logische Plumpheit? Je schlagender, drängender, überzeugender die Logik ist, desto plumper wird sie Jenem erscheinen, dem sie siegreich entgegengestellt wird.

5. Er griff aus seinen Gegnern den rechten heraus! Lessing wußte wohl, daß dieser entschiedene Sittenprediger in Hamburg und auch schon im übrigen Deutschland viele Gegner hatte, die er (Lessing) als Lacher auf seiner Seite haben wird. Wenn nun dem Goeze logische Plumpheit vorgeworfen wird, so ist ja dies ein Compliment, denn eine Plumpheit, die logisch ist, enthält ja Wahrheit in ihrem Wesen. Lessing hält es mit der Wahrheit nicht genau, er suchte seine Gegner größtentheils nur lächerlich zu machen.

6. Nachdem nun Schwarz dem Goeze Beschränktheit, Verketzerungssucht, gewissenlose Verdrehung vorgeworfen, sagt er gleich darauf, man thue dem Goeze unrecht, wenn man meint, er sei eine besonders widerwärtige und verächtliche Persönlichkeit gewesen. Da macht nun der Herr

Schwarz einen Sprung von der logischen Plumpheit in die unlogische Dummheit, denn daß diese Art Polemik geradewegs dumm ist, daran wird niemand zweifeln, der Zeugnisse von einem gehörten Logikkurs in der Tasche, und so viel Achtung vor seinem Logikprofessor bewahrt hat, daß er denselben nicht lächerlich machen will.

7. Schwarz sagt: Die Entschiedenheit und ungebrochene Kraft Goezes fordert zugleich zu einer milderen Beurtheilung seines persönlichen Werthes auf.

8. Diese mildere Beurtheilung besteht nun bei Schwarz darin, daß er alle schmutzigen Wurfgeschosse, deren er in seinem ausgiebigen Schimpflexikon habhaft werden kann, ergreift, um sie dem Goeze auf den Rücken zu werfen. „Mildere Beurtheilung heißt man das."

9. Schwarz spricht von Naivetät und Scheinheiligkeit, von wissenschaftlicher und moralischer Plumpheit. Nun, moralische Plumpheit ist doch besser, als unmoralische Feinheit. Schwarz besitzt aber keines von beiden, denn seine Plumpheit ist nicht moralisch, und sein unmoralisches Verleumden und Wüthen ist nicht fein.

10. Eben so roh wie seine Gelehrsamkeit war sein Eifer für „rohe Gelehrsamkeit". Man sieht, was diesem Dr. Schwarz die deutsche Sprache für Schwierigkeiten macht, wenn das Uebermaß von Schimpfseligkeit in ihm keinen Ausweg findet. Eine „rohe Gelehrsamkeit" ist uns noch nirgends als Bezeichnung vorgekommen; wir wissen eigentlich nicht, was Schwarz damit sagen, nur, daß er damit auch schimpfen wollte.

11. Goeze stürzte sich blindlings auf Alles, was der lutherischen Dogmatik in den Weg kam und was in seinen Gesichtskreis nicht paßte. Schauerlich!

12. Goeze hat einen Gesichtskreis; er stürzt auf Alles, was in diesen nicht paßte und was ihm in den Weg kam. Er sah es also in den Weg kommen und doch stürzte er blindlings darauf. Es gibt nicht viel Autoren in Deutschland, die in so wenig Zeilen einen so ausdehnbaren Unsinn in comprimirte Masse zusammengebracht haben. Man sieht den Dr. Schwarz ordentlich vor sich stehen, wie er sich abplagt, um geistreich zu sein. Und dieser gute Herr mit seiner bedenklichen

Handhabung der Logik und der Syntax, dieser Herr beurtheilt Lessing als Theologen.

13. „Nicht nur seinen Collegen Alberti verfolgte er auf der Kanzel, wie in seinen Schriften bis zu dessen Tode, ja, über diesen hinaus.“ Was thut da der Herr Schwarz? Verfolgt er nicht den Goeze, der über 100 Jahre im Grabe liegt, mit Schimpf, Schande, Verdrehung und Verlogenheit, ohne, wie es dem Schwarz gerichtlich nachgewiesen werden kann, die Schriften Goezes gekannt oder verstanden zu haben? Der Schriftsteller als solcher lebt ja fort in seinen Schriften. Nicht die Person Albertis verfolgte Goeze, sondern gegen Albertis Schriften polemisirte er, aber Schwarz wirft Alles durcheinander, er nimmt in der Galerie logikbedürftiger Köpfe einen der ersten Plätze ein.

14. „Auch mit Basedow, Bahrdt, Dreyer und Zeller band er an.“ Als ob es ein Vergehen gewesen wäre, mit dieser Clique „anzubinden“. — Zur Ehre des Dr. Schwarz muß man auch hier seine völlige Unwissenheit bezugs der Bahrdtschen Bande voraussetzen. Wie kann ein Mann, der den Bahrdt kennt, sich aufhalten, wenn ein Anderer gegen diesen Bahrdt auftritt? Kein Schriftsteller des 18. Jahrhunderts ist so frech gewesen, wie Bahrdt, der seine sittlichen Verbrechen in einer eigenen Broschüre bekannt gemacht und seiner entschiedenen Verworfenheit sich offen gerühmt hat. Basedow und Semler verschafften diesem Bahrdt Anstellungen, er mußte aber überall, mit Schmach bedeckt, abziehen. Selbst der größte Verehrer Lessings wird es nicht für eine Ehre für Lessing halten, daß dieser Bahrdt im Kampfe gegen Goeze neben Lessing gestanden ist.

Hier haben wir in einigen Conturen ein Bild von einem modernen Kämpfer gegen Goeze. Nichts als Unkenntniß der Zeit, der Person, der Schriften desselben und dafür Böswilligkeit, die in Ermangelung origineller Gedanken allen Schimpf eines Jahrhunderts über den Verfolgten sammelt und denselben auf Goezes Grab niederlegt.

Für unseren Zweck haben wir Goezes, eigentlich gegen die perfiden und sehr unwissenschaftlichen Angriffe Lessings gerichtete Schrift durchgesehen.[1]

---

[1] „Lessings Schwächen“, gezeigt von Johann Melchior Goezen.

Da bekommt man nun eine ganz andere Anschauung von diesem Goeze, als jene, die durch Lessing u. Comp. über ihn in Deutschland verbreitet worden ist.

98. Lessing und die anderen Gegner Goezes in keinem guten Licht.

Das Compliment negativer Art, dessen Fassung schon hämischen Neid und Böswilligkeit bekundet: „Er war ein Mann nicht ohne Kopf und Kenntnisse“ sollte in gerechter Würdigung und Anerkennung lauten: Er war ein gelehrter, besonnener, nicht fanatischer Mann, er war positiver Christ und hielt sich seinem Stande nach im Gewissen verpflichtet, die christliche Wahrheit gegenüber der Lüge, Verleumdung und Schmähung über dieselbe zu vertheidigen. — Die Gegner (Lessing mit eingerechnet) bedienten sich unehrlicher Waffen und suchten, wenn ihnen Goeze mit Thatsachen und Logik an den Leib kam, den Pastor mit Hohn, Lügen und Komödienpossen abzufertigen. Das liederliche Hamburg lieferte den größten Theil der Lacher, die natürlich auf Lessings Seite standen. Goeze hatte sich von Lessing die roheste Behandlung gefallen lassen.

Von Lessings Art, sich Goezen gegenüber zu benehmen, nur Eine Probe. Goeze schrieb an Lessing einen Brief mit der höflichen Bitte, der Bibliothekar möge ein Blatt einer in der Wolfenbütteler Bibliothek befindlichen Bibel mit einem von Goeze eingesandten Text vergleichen; Lessing gab gar keine Antwort. Durch eine dritte Hand wurde Goeze benachrichtigt, daß er, wenn er auch seine Bitte an Lessing zehnmal wiederholen wollte, doch nichts erhalten würde, weil er (Lessing) sich ein für allemal fest vorgesetzt hätte, keinem auswärtigen Gelehrten auf solche Art zu dienen, oder wie sich Lessing selbst ausdrückte: „weil er der Stallknecht nicht sein wollte, der jedem hungrigen Pferd das Heu auf die Raufe trüge“.

Nun ist es ja eine Pflicht von mit Gehalt angestellten Bibliotheksbeamten, Gelehrten und Forschern, mit dem ihnen zu Gebote stehenden Material zu helfen, und jeder in dieser Weise angestellte und besoldete Offizial sucht dieselbe zu erfüllen; er hält es für eine Ehrensache, seine Stelle nicht als

eine Sinekure zu betrachten. Lessings obbemerktes Benehmen, in unserer Zeit von einem Bibliothekar wiederholt, würde den offenen Vorwurf von Rohheit und Impertinenz herausfordern, und möchte der mit diesen Titeln Belegte auf Ehrenbeleidigung klagen, er würde vor jedem Ehrengericht als Kläger — glänzend durchfallen.

Der Generalsuperintendent Knittel in Westphalen erfüllte dann mit Gefälligkeit Goezes Ansuchen.

Auch Fischer[1] fertigt den Pastor Goeze durch die alte Schablone ab. Wir setzen zur Ehre dieses Philosophen voraus, daß er in das Detail der Streitschriften sich nicht eingelassen hat. Er schreibt:

„Daß der Hamburger Pastor den bibelgläubigen Standpunkt der lutherischen Orthodoxie einnahm und unbedingt aufrecht erhalten wollte, war sein gutes historisches Recht, dessen Wahrung Amt und theologische Richtung ihm als Pflicht erscheinen hießen. Auch ist der Ernst und die Aufrichtigkeit seiner Gesinnung kaum zu bezweifeln.“

Nun läßt aber Fischer eine Serie von Behauptungen gegen Goeze los, für die er weder Beweise, noch Belege bringt, wir können aber für Goeze mit Belegen aufwarten. Fischer sagt:

„Aber der Glaubenseifer, dessen Heftigkeit durch den Mangel der Gründe allemal verstärkt und fanatisch erregt wird, machte ihn so blind und erbost, daß er den Verfasser der Fragmente von dem Herausgeber nicht zu unterscheiden wußte, den Standpunkt wie das Terrain und den Kern der Streitkräfte Lessings gar nicht erkannte, sondern ins Wesen hineinpolterte und Vorwürfe auf Vorwürfe, Verdächtigungen auf Verdächtigungen häufte. Die Vorwürfe waren falsch, die Verdächtigungen boshaft, die Absicht derselben nichtswürdig.[2] Das Ende konnte kein anderes sein, als eine für Goeze verlorene Schlacht. Er hatte den Kampf so geführt, daß der Unwerth seiner Polemik, auch der persönliche, und die Schwächen seines Standpunktes, auch der sachlichen, offen vor aller Welt lagen und der unvertilgbare Eindruck davon mit zunehmender Stärke fortgewirkt hat bis heute.“

---

[1] Lessing als Reformator 2c. Stuttgart 1881. 2. Theil. S. 9.

[2] Früher hat Fischer den Ernst und die Aufrichtigkeit der Gesinnung Goezes außer Zweifel gestellt, hier ist seine Absicht auf einmal nichtswürdig. — Ein Autor soll doch nicht vergessen, was er einige Zeilen früher geschrieben hat.

Wir wollen das ein wenig ins deutsche Faktische und Praktische übersetzen: Thatsache ist, daß durch das beständige Schimpfen von Lessing und dem durch ein notorisch infames Verbrecherleben dekorirten Bahrdt mit der eisernen Stirne zu hundert Malen dieser Goeze als ein fanatischer, unwissender Dummkopf verschimpft worden ist, so daß es gar Niemand mehr gewagt hat, für ihn Partei zu ergreifen, und daß es auch sehr Wenige der Mühe werth gefunden haben, auch seine Schriften (nicht nur Lessings und Comp. Schmähungen, Hohn, Bilder und versuchte Witze auf Goeze) durchzusehen. Goeze ist durch die literarhistorische und zeitungsnachbetende Tradition unmöglich geworden, und Fischer hat hier nichts Anderes gethan, als gläubig die Tradition fortgesponnen. Wir haben in großen Bibliotheken die Erfahrung gewonnen, daß die Schimpfbücher über Goeze auf guten Glauben hin (oder schlechten Glauben hin) schmutzig gelesen werden, während die Schriften Goezes intakt durch ein Jahrhundert auf der Bücherstelle stehen bleiben und nur zum Abstauben heruntergenommen werden.

Lessing war über Goeze so erbittert, daß er ihm aus der Wolfenbütteler Bibliothek erbetene Schriften nicht verabfolgte, erbetene Stellen, die Goeze brauchte, nicht aufsuchen wollte, „weil er dem Pferde nicht das Heu auf die Raufe legen wolle“. Lessing ging auf jede literarische Thatsache, die ihm Goeze entgegenstellte, in der Regel nicht ein und suchte nur durch Satyre und komische Darstellung seinen Gegner lächerlich zu machen, was ihm auch von Goeze beweiskräftig vorgehalten wurde.

99. Die Wolfenbütteler Fragmente. Goeze tritt ehrenhaft und entschieden auf, — die Gegner bedienten sich unehrenhafter Mittel.

Die von Lessing herausgegebenen „Fragmente“ enthalten nur wiederholt die schändlichsten Schmähungen gegen die Person Christi und gegen die Apostel, wie diese Schmähungen schon vor Jahrhunderten in den haßerfüllten talmudischen Schriften vorkommen Die merkwürdiger Weise

von Lessing selbst gar nicht in Abrede gestellten 1000 Dukaten der Hamburger Juden harmoniren ganz mit den Anforderungen des Judenthums und dem Inhalt der Fragmente.

Goeze konnte mit Recht bezugs der Fragmente sagen:

„Wenn der Verfasser der Fragmente bescheidene Einwürfe und Zweifel gegen die Lehrsätze der christlichen Religion gemacht, wenn Herr Lessing solche an das Licht gestellt hätte, so würde man, wenn es der Mühe werth gewesen, die erstern beantwortet, und dem letztern sein Verhalten zu seiner eigenen Verantwortung überlassen haben; allein die wohlthätigste und heiligste Religion, ohne welche der ganze Erdboden das sein würde, was Athen nach den Zeiten des Sokrates und Rom in den Zeiten der Triumvirn und Kaiser war, eine Mörderhöhle und ein Sodom, dadurch stürzen wollen, daß man den Urheber derselben als einen Sabathai Zevi und die Apostel als Cartouchen behandelt, davor muß jedem Christen das Blut in den Adern starren." —

Goeze erklärt nun, er gehöre nicht zu jenen Vertheidigern der Religion,

„die sich durch Stücktöpfe von ihrem Posten treiben lassen. Basedow, Semler, Bahrdt haben sich durch dieses Mittel viele Gegner vom Halse geschafft und manche Batterien zum Schweigen gebracht, gegen welche sie sonst auszukommen keine Möglichkeit vor sich sahen. Dippel und Edelmann waren in der Kunst, mit Stücktöpfen zu schießen, ebenfalls große Meister; allein die damaligen Gottesgelehrten, welche es mit ihnen aufgenommen hatten, wichen ihnen darum keinen Schritt. Und was hat ihre Ehre durch die abscheulichen Lästerungen, welche dieselbe stromweise gegen sie ausgegossen haben, verloren? Die Ehre dieser Gottesgelehrten ist nicht so schlecht gegründet, daß ein Semler, ein Bahrdt, ein Lessing, ein Nikolai und seine Bande u. dergl. solche zu Grunde richten könnte. Ich bin in meinem Gewissen überzeugt, daß Schmach von solchen Leuten zu ertragen, das allergeringste sei, was wir der Wahrheit, unserm Gewissen und unserm Berufe schuldig sind."

Ein Umstand, der besonders zum Nachtheile, ja zur Schmach Lessings in diesem Streite nicht abgeleugnet werden kann, ist die notorische sittliche Verkommenheit von manchen der Kampfgenossen Lessings. Wir werden aus biographischen Daten nachweisen, daß sich Lessing unter Kampfgenossen befand, auf welche das Wort Schwefelbande angewendet noch als eine rücksichtsvolle Höflichkeitsformel bezeichnet werden könnte.

In der That bringt Goeze oft die schlagendsten historischen Beweise gegenüber grundlosen Behauptungen Lessings. Lessing konnte diese Beweise auch nicht widerlegen, sondern beantwortete diese mit Hohn, Schmähungen und Theaterlogik. So fordert Goeze den Lessing auf, er (Lessing) solle den mit so großer Autorität dahingeworfenen Satz beweisen, „daß es zu Luthers Zeiten eine von der Kirche angenommene Wahrheit gewesen, daß es besser sei, wenn die Bibel von dem gemeinen Manne in seiner Sprache gar nicht gelesen würde".

Goeze weist nun in jener Zeit und in seiner Stellung als protestantischer Pastor nach, daß es schon vor Luther viele Bibelübersetzungen in moderne Sprachen gegeben hat und daß Luthers Bibel nicht verboten wurde, weil sie in die Landessprache übersetzt wurde, sondern weil man ihn beschuldigte, daß er die Bibel seinen Irrthümern zu Gunsten verfälschet habe.

Wir ersehen schon aus diesem einen Beispiele, daß Goeze, wenn es sich um exakte Resultate wissenschaftlicher Forschungen handelte, auch unbefangen sein konnte und daß er den ihm angethanen Schimpf eines unwissenden Fanatikers nicht verdient hat. Im Gegentheil. Goeze erweist sich den rohen Beschimpfungen Lessings gegenüber als ein gelehrter Mann, der Beweise bringt und nicht, wie Lessing, in Behauptungen Geschäfte macht.

Er führt dem Lessing'schen Satze gegenüber unter anderen folgende Thatsachen an:

„Zu eben der Zeit, da in den Niederlanden Luthers Uebersetzung auf das heftigste verdammt wurde, erschienen katholische Uebersetzungen in holländischer Sprache mit dem Privilegio eben des Kaisers, der Luthers Uebersetzung zum Feuer verurtheilte. Kann Herr Lessing nach seinem Grundsatz diesen Widerspruch heben?"

Was ist nun das Resultat des Kampfes Lessing-Goeze in der belletristisch-einseitig erzogenen Welt? Lessings Schriften gegen Goeze werden gelesen und geglaubt, und die Schriften Goezes werden nicht gelesen, außer hier und da von einem Theologen oder von einem Leser, der es weiß, daß man sich auf die Autorität der christenfeindlichen Schöngeister nicht

verlassen kann. Lessing hat vor dem Gros des vulgären Leserthums Recht, und Goeze wird gar nicht weiter in Betracht gezogen. Das ist das Urtheil der Welt, welches sich von der Zeitströmung mit fortreißen läßt.

100. Bahrdt, der Kampfgenosse Lessings. Einige Momente aus dem tugendreichen Leben dieses Kriegsbruders.

Der gewaltigste Kampfgenosse Lessings gegen Goeze ist Bahrdt (mit der eisernen Stirne genannt) gewesen. Eine biographische Skizze dieser in jeder Richtung unsauberen Persönlichkeit wirft einen sehr dunklen Schatten auf Lessing, der sich mit Bahrdt die gleiche Verfahrungsweise im Kampfe hat zu schulden kommen lassen.

Wolfgang Menzel sagt über ihn:

„Die Freigeister, die sich ihres freien Verstandes und Geschmackes rühmten, mußten einen unter sich leiden, in dem die ganze Gemüthsverwilderung und Sittenrohheit des Unglaubens als in einem Vorbild des Sanskulottenthums hervortrat, das war der Sachse Karl Friedrich Bahrdt, der 1796 in Frankfurt seine Biographie herausgab und die Theorie der Berliner Philosophen an sich selber in der Praxis aller Welt zum Anschauen gab. Dieser Mann berichtet in der Geschichte seines apostolischen Wirkens selbst mit eigener Hand und Feder:

1. Daß er in seiner ersten Anstellung die Frau eines älteren Geistlichen verführte.
2. Daß er in Leipzig als Prediger, von einer Buhldirne der Vaterschaft angeklagt — davongejagt wurde.
3. Schrieb er eine förmliche Apologie des Ehebruchs.
4. Eiferte er gegen die Erbsünde und entschuldigte sämmtliche Laster als — Natürlichkeit.
5. Heirathete er eine Frau des Geldes wegen und mißhandelte sie, nachdem er ihr Geld durchgebracht.
6. Um diese Frau zu bekommen, spielte er ihrer Mutter gegenüber den Frommen.
7. Er wurde von vielen Orten wegen seines gottlosen Wandels und Schreibens davongejagt.
8. Gab er „Neue Offenbarungen“ heraus, in denen er das Christenthum mit dem gemeinsten Hohn überschüttete.
9. In Graubündten machte dieser Atheist einem reichen und aufgeklärten Herrn Salis vor, er, der erklärte Atheist, wolle eine Musteranstalt für Menschenbildung begründen — aber man mußte ihn entfernen.

10. Nun errichtete er in der Pfalz sein Philanthropin. „„Hier wurde er nun ganz zum ordinärsten Gauner und prellte die vornehmen Eltern, die ihm ihre Söhne anvertrauten, um ihr Geld. Da er zugleich mit seiner atheistischen Schriftstellerei fortfuhr, wurde er 1788 durch Reichstagsbeschluß aller Aemter und Würden unfähig erklärt und aus dem Reiche verbannt.““

Merkwürdiger Weise wurde er nun nach Preußen berufen und in Halle mit offenen Armen aufgenommen, aber er wurde hier auch unleidlich, man untersagte ihm seine Aufklärungsvorlesungen. „„Nun verlor er seine brave Frau, die er bis auf's Blut gemartert hatte, und hielt mit einer Magd, seiner Concubine, eine Kaffeewirthschaft in einem Garten bei Halle, wo er 1792 des Todes abging. Er hatte als ein Geselle Lessings diesem mitgeholfen, den Hauptpastor Goeze in Hamburg zu verspotten, indem er eine „Standrede (eigentlich Schandrede) an Goezens Grabe“ herausgab.““ — — —

101. Wie Mylius, ein Freund Lessings, dem tugendreichen Bahrdt die Hände zum Seelenbunde reichen kann.

Bahrdt war nur ein Kampfgenosse Lessings, aber Mylius war auch ein Freund Lessings. Alexander Baumgartner[1] berichtet:

„Eine merkwürdige Arabeske zu dem undogmatischen Christenthum voll Milde, Menschlichkeit und Liebe bildet das Lebensende von Lessings Freund Mylius. Derselbe starb den 6. März 1754 zu London als ein verkommener Schwindler. Er hatte in Hannover und anderswo große Summen zusammengebracht, um vorgeblich eine Weltumsegelung zu unternehmen, überließ sich aber in England seinem Hang zur Schöngeisterei und zum leichtsinnigen Wohlleben, brachte die erhaltene Summe (1500 Thaler) „zwar benebelt, doch glücklich“ (wie einer seiner Freunde meldet) in Ausschweifungen durch, schrie nach neuen Unterstützungen, verschwelgte auch diese (wieder 1000 Thaler) und starb, ohne seine Reise angetreten zu haben, in London im Schuldenarrest. Lessing gab noch im selben Jahre seine Werke heraus, um durch eine beigefügte Vorrede Gottsched, in dessen Geschmack Mylius gearbeitet hatte, zu kritisiren und zu ärgern. Der traurige sittliche Untergang des vorkommenen Literaten, der doch sein erster Führer zur Aufklärung gewesen, dessen „edlen sittlichen Charakter“ er mehr als einmal seinen Eltern gegenüber vertheidigt und mit dem er noch ein Jahr zuvor in Berlin freundschaftlichen Umgang gepflogen hatte, scheint auf ihn gar keinen Eindruck gemacht zu haben. Mit unerbittlicher Strenge zerzauste er an seinen hinterlassenen Schriften die Gottsched'sche Richtung und ging mit fatalistischer Gleichgültigkeit seines Weges weiter.“

[1] „Lessings religiöser Entwicklungsgang.“ Freiburg 1877. S. 49.

102. Was selbst die Verherrlicher Lessings über den Freund Mylius für traurige Geständnisse zu machen gezwungen sind. Lessings Thun mit „bunter Lebensweisheit" herausgeputzt.

Die Verherrlicher Lessings sind genöthigt, über diesen Mylius einige Geständnisse zu machen; freilich im Ganzen suchen sie auch dieses moralisch heruntergekommene, verlüderlichte Individuum noch so viel es geht herauszuputzen. Eine undankbare Arbeit!

Danzel-Guhrauer[1] sagen über ihn:

„Schon durch seine äußere Erscheinung gereichte er dem zierlichen Leipzig zum Anstoß, wenn er mit niedergetretenen Schuhen, durchlöcherten Strümpfen und zerrissenem Kleide herumging. Es gab in Leipzig manchmal der eine oder der andere dem Mylius die Stube frei, alsdann aber mußte er Herr auf der Stube sein und nicht der, der sie ihm gab.[2] Auch in seinem späteren Benehmen werden wir, so sehr das gewöhnlche Urtheil über ihn zu berichtigen sein wird, (!!) eine höhere Sittlichkeit zu vermissen nicht umhin können."

Wie überaus zart und nachsichtig! Das „gewöhnliche Urtheil" über Mylius lautet: Er war jeder Zoll ein eklatanter, verkommener Geselle, was Philister und Spießbürger leider mit dem sehr groben und präcisirten Worte: Ein Lump bezeichnen. Das will nun Danzel und Comp. im Interesse seines Freundes Lessing berichtigen, obwohl er nicht umhin kann, eine höhere Sittlichkeit bei Mylius zu vermissen. Also ein bischen niedere Sittlichkeit wollen die Herren für ihn doch noch aus dem moralischen Schiffbruch herausretten. Aber leider sind Danzel und Comp. gezwungen, gleich darnach folgendes Geständniß zu machen:

„Und so wäre denn das Lange und das Kurze von der Sache am Ende wohl bloß, daß Lessing, nachdem er eine Weile fleißig und eingezogen gelebt, sich im Verlaufe seiner Universitätsjahre in Folge dieses bösen Beispiels nicht bloß von der Form der Wissenschaft selbst abgewendet und wie so viele andere gute Christen, ein wenig liederlich geworden wäre? Allerdings dürfen wir

---

[1] „Gotthold Ephraim Lessing." Berlin 1880. 2. Auflage. I, 56.

[2] Damals hatte eben Goethe seinen Spruch: „Nur Lumpe sind bescheiden" noch nicht publicirt, sonst hätte sich Mylius, um Goethe nicht Lügen zu strafen, sicher bescheiden benommen.

annehmen,[1] daß Lessing es sich im Kreise froher Jugendgenossen, zu denen nach einer Weile auch einige Schauspieler gekommen sind, oftmals möge haben wohl werden lassen. Es gibt dafür einen ganz direkten Beweis. In Mylius' Schriften findet sich ein Gedicht (S. 590) an Herrn L. (Lessing) und O. (Ossenfelder):

„Ich weiß nicht, vor Vergnügen voll,
Was ich zuerst ergreifen soll:
An eurem Leichtsinn mich zu rächen,
Will ich frisch wie mein L... zechen,
Und meinem O... gleich
Bin ich ein Held im Venusreich."

„Auch läßt sich gar nicht in Abrede stellen, daß diese erste Einweihung(!) in die Kunst, das Leben zu genießen, bei Lessing recht tief gegriffen haben möge. Man denke nur an den Breslauer Aufenthalt, wo sogar seine besten Freunde ihn zu sehr dem Spiel und der lustigen Gesellschaft hingegeben glaubten. Ja, es ist durch sein ganzes Leben ein gewisses Oscilliren zwischen dem statarischen Fleiß des einsamen Gelehrten und der bunten Lebensweisheit[2] des Weltmenschen bemerkbar. Er sehnt sich oftmals nach dem einen, wenn er das andere hat, er wünscht sich z. B. vom Braunschweiger Hofe ins stille Wolfenbüttel und dann ist ihm dieses doch auch wieder zu still, vielleicht kann man selbst seine häufigen Ortsveränderungen zum Theil auf diese Quelle zurückführen."

„Es würde mehr als überflüssig sein, hierfür Rechtfertigungsgründe anzustellen, denn das Leben ist unter andern auch dazu da, daß man sich seiner freue, und wer das in irgend einer Beziehung nicht vermag, hat deshalb nie für ein tüchtigeres Individuum gegolten. Gleichwohl liegt bei Lessing jener zeitweiligen Hingabe etwas Tieferes zu Grunde u. s. w."

103. Danzel sinnt immer auf neue Rechtfertigungsgründe zur Entlastung Lessings. Auch Mylius soll um Lessings willen schön gefärbt werden. Traurige Resultate.

Obwohl nun Danzel erst geschrieben: Es würde mehr als überflüssig sein, hiefür (das Leben Lessings zu Leipzig) Rechtfertigungsgründe anzustellen, fährt er doch fort, auf zwanzig Seiten Lessing zu rechtfertigen, und kommt dabei mit dem ganzen Zustande damaliger Studien in Leipzig daher, dann mit einem Briefe, in dem sich Lessing seiner Mutter gegenüber

[1] Mit allergnädigster Danzel-Guhrauerscher Denkfreiheit.

[2] Das ist jene Lebensweisheit, die einem Jeden, der ihr nicht selber huldigt, schon gar zu bunt erscheinen wird.

zu rechtfertigen sucht u. s. w. Die Rechtfertigung des Mylius ist aber so gut gelungen, als die Rechtfertigung Lessings gelungen ist.

Alle Anstrengungen, den Mylius herauszuputzen, werden durch die historischen Thatsachen über diesen Menschen zu nichte gemacht. Die Freigeisterei, das Ankämpfen gegen die positive Religion und das Sittengesetz basirten auf dem grundlüderlichen Leben und den verkommenen Sitten. Der Leser möge selber urtheilen.

Danzel berichtet (I, 91):

„Die erste von Mylius' Zeitschriften ist „Der Freigeist", der 1745, also vor Lessings Ankunft in Leipzig, in 52 Blättern erschienen und 1746 mit einem Titelblatt und einer Zuschrift versehen ist:

„Euch, die ihr im Besitz erhab'ner Triebe seid,
Euch Deutschen insgesammt sei diese Schrift geweiht." [1]

„Sie brachte ihren Verfasser im Verein mit der Lockerheit der Sitten, die, wie wir oben gesehen, auch seine vertrautesten Freunde an ihm tadelten, in den Ruf eines liederlichen Genies und ihr Titel wurde sein Spitzname. Gleichwohl würde schon diese Schrift hinreichen, Lessing wegen seiner nahen Verbindung mit Mylius zu rechtfertigen. Wenn Lessing die Zeitschrift in literarischer und ästhetischer Beziehung wenigstens gelten lassen konnte, so dürfte sie in theologischer sogar einen bestimmten Einfluß auf ihn gehabt haben. Der in strenger Gläubigkeit auferzogene Fürstenschüler hat vermuthlich aus ihr und aus dem Umgange mit ihrem Verfasser zuerst einige freiere Ansichten geschöpft. Es war immer nicht ganz ohne Grund, wenn man Mylius um ihretwillen selbst einen Freigeist nannte. Lessing sagt zwar in der angeführten Stelle: auch der eigensinnigste Splitterrichter würde in ihr nichts finden, was der christlichen Religion und Tugend zum Schaden gereichen könnte, und dieses Urtheil wird man bei eigener Ansicht bestätigt finden, ja die Zeitschrift enthält so viele erbauliche Betrachtungen, geistliche Gedichte und sogar Gebete in Prosa, daß sie eher in ein entgegengesetztes Uebermaß zu verfallen scheinen konnte. Aber jene Zeit konnte nun einmal in dieser Beziehung gar wenig vertragen."

---

[1] Aus den Schriften und Geständnissen des Mylius ist zu ersehen, daß dieser angebliche „Besitzer erhabener Triebe" in der Wahl jener Häuser, die er besucht hat, um diesen erhabenen Trieben gerecht zu werden, nicht sehr glücklich gewesen ist. Daß diese Häuser keine Kirchen gewesen sind, ist constatirt; es waren Tempel, und zwar Tempel einer Göttin der verdächtigsten Sorte, in der griechischen Theologie Venus pandemos geheißen.

Obwohl nun zuvor (S. 228) Danzel die Worte Lessings anführt, auch der eigensinnigste Splitterrichter wird darin nichts finden, was der christlichen Religion und Tugend zum Schaden gereichen konnte — ein Ausspruch, der den Mylius rechtfertigen soll — wird auf der nämlichen Seite das von Lessing neu herausgegebene Gespräch von Mylius (zwischen Wahrlieb und Schwarzmann) angeführt, in welchem Schwarzmann den Christlichgläubigen und Wahrlieb den Freigeist spielt und der letztere dem ersteren die Bibel als göttliche Offenbarung abstreitet.

Später gab Mylius wieder eine Zeitung der Naturforscher heraus; Lessing war Mitarbeiter und wird wiederholt von Mylius sein anakreontischer Freund genannt. So (S. 95):

„Folgendes ist mir vor wenig Tagen eingehändigt worden. Ich werde mich aller Beiträge meines anakreontischen Freundes bedienen, weil ich weiß, daß ich viel anakreontische Leser habe. Ferner: Hier folgt die vor 8 Tagen zurückgebliebene Beilage. Die darauf folgende kleine Ode und alle künftigen Gedichte, worunter der Buchstabe L. steht, kommen von meinem anakreontischen Freunde. Ich mache dieses ein für allemal bekannt, damit ich dem verdienten Ruhme seines munteren Witzes nichts entziehen und mit fremden Schönheiten prangen zu wollen scheinen möge."

Das Facit: Die Freundschaft mit Mylius ist eine Bestätigung eines uralten Satzes: Die Lüderlichkeit der Sitten sucht sich einen Trost in der Freigeisterei, d. h. in dem Anstürmen gegen Religion und Sittengesetz. Daraus aber ergibt sich, daß man die Wurzel der Freigeisterei zumeist in der Freileiberei zu suchen habe; der Leib befreit sich vom Gesetze des Geistes, und der Geist befreit sich vom Gesetze Gottes.

104. Wie Lessing in der Wahl seiner Freunde „unglücklich" ist. Der Freund Daveson, was er für Aemter bekleidet und was er für kuriose Rollen gespielt hat.

Daß Lessing in der Wahl seiner Umgebung nicht glücklich gewesen ist, wird auch von seinen Verehrern eingestanden[1]:

„Von Seiten seines (Lessings) Herzens ließ sich vielleicht nichts tadeln, als ein Uebermaß von Großmuth und bisweilen

[1] Danzel-Guhrauer: „Lessing." 2. Auflage. II, 594.

an Personen, welche sich derselben nicht immer würdig erwiesen."

„Ein solcher war Könnemann aus Liefland, welcher 1799 aus Rußland kam, wo er vergebens eine Stelle als Hofmeister gesucht hatte. Er gestand selbst, daß er nichts gelernt, als spekulative Philosophie.(!) Uebrigens ein Sonderling, der, wie Lessing ihn schilderte, glaubte, daß noch Niemand seine Ideen gehabt habe; der gegen alle Staaten eingenommen war und doch alle Vortheile genießen wollte, die der Staat gibt. So eiferte er gegen alle Manufakturen und mochte doch gern einen besetzten Rock und einen Federhut tragen. Dieser Mann, der nichts weniger als ein angenehmer Gesellschafter war, wurde von Lessing auf längere Zeit in Wolfenbüttel erhalten."

„Zweideutiger noch steht ein anderer Schützling Lessings da. Dies war Alexander Daweson, jüdischer Abkunft, aus Braunschweig, der hier mit Gemmen und Kunstsachen einen Handel trieb, übrigens nicht ohne Geist, Geschmack und Kenntnisse. Dieser hatte einen guten Kunden am Herzog Karl, besonders in den letzten Lebensjahren des alten Herrn, als er einer von ihm begünstigten Dame durch Daweson reiche Geschenke zufließen ließ.[1] Als der Erbprinz noch bei Lebzeiten seines Vaters die Zügel der Regierung ergriff, um die zerrütteten Finanzen in Ordnung zu bringen, ließ er Daweson andeuten, dergleichen Aufträge des Herzogs keine Folge zu leisten. Daweson erlaubte sich die Anfrage, ob er auch von diesem Befehle dem Herzog Kenntniß geben dürfe. Das nahm der Erbprinz übel, und als der Herzog starb, wurde Daweson angeblich wegen ungegründeter Forderungen — nicht ohne Verhetzung seiner eigenen Glaubensgenossen — sogleich in gefängliche Haft gebracht. Lessing, von seiner Unschuld überzeugt, bot alles auf, um ihm wieder zu seinem Rechte zu verhelfen, so viel er auch dabei wagte. Er besuchte ihn nicht allein oft im Gefängnisse, sondern nahm ihn auch nach seiner Befreiung, damit er sich wieder erholen und zerstreuen könne, auf längere Zeit mit sich als Hausgenossen nach Wolfenbüttel. Als aber Daweson in Folge dieser Wendung im Dezember 1780 Braunschweig verließ und nach Berlin ging, empfahl ihn Lessing an Mendelssohn in jenem denkwürdigen letzten Briefe vom 19. Dezember, indem er ihn, im Vergleiche mit einem ihm vorher von Mendelssohn empfohlenen Freund, der nach Italien ging und den er einen neugierigen Reisenden nannte, als einen emigrirenden Reisenden einführt. „„Diese Klasse von Reisenden findet sich unter

[1] Das sind diplomatische Rollen der ehrenhaftesten Art, so recht geeignet, die Lauterkeit eines Charakters in die schönste Beleuchtung zu stellen. Es wäre geradewegs ein Verrath an den Tugenden Nathan des Weisen, wenn ein roher, ungebildeter Goy den Verdacht aufkommen ließe, es sei an den klebrigen Händen des Herrn Daweson von diesen Geschenken auch mitunter etwas hängen geblieben.

Yoriks Klassen nun zwar nicht und unter diesen wäre nur der unglückliche und unschuldige Reisende, der hier allenfalls paßte. Doch warum nicht lieber eine neue Klasse gemacht, als sich mit einer behelfen, die eine so unschickliche Benennung hat? Denn es ist nicht wahr, daß der Unglückliche so ganz unschuldig ist.[1] An Klugheit hat er es wohl immer fehlen lassen."" Damit ist Lessings Urtheil über diesen Emigranten abgegeben. Nachdem er dessen Schicksal kurz berührt, setzt er bedeutsam hinzu: „„Er will von Ihnen nichts, lieber Moses, als daß sie ihm den kürzesten und sichersten Weg nach dem europäischen Lande vorschlagen, wo es weder Christen noch Juden gibt. Ich verliere ihn ungern; aber sobald er glücklich da angelangt ist, bin ich der Erste, der ihm folgt.""

Nachdem sich auch Lessing in ein Land wünscht, wo es weder Christen, noch Juden gibt, scheint er über die Juden, mit denen er in geschäftlichem Verkehre stand, doch am Ende keine besondere Freude gehabt zu haben; wer weiß, was erst aus seinem „Nathan" für eine Heiligenlegende geworden wäre, wenn ihn die Bilder dieser Juden (die er zum Durchgehen schildert) bei Abfassung dieses „Nathan" nicht bisweilen umgaukelt hätten.

105. Daweson geht nach England, kehrt zurück, nennt sich Charles Lange und Künstler, und wird ausgepfiffen.

Danzels Bericht über Daweson lautet weiter:

„Daweson begab sich nach England. Zehn Jahre später, im October 1790, kehrte er zurück und kündigte unter dem Namen Charles Lange in Hamburg sogenannte attische Unterhaltungen oder Verbindungen der Deklamation und des Wohlklanges an. Er wollte, wie es in Schröders Leben heißt, den Hamburgern die Art und Kunst der berühmtesten englischen Parlamentsredner und Schauspieler vorführen. Schröder räumte ihm das Schauspielhaus ein und große Empfehlungen hatten es gefüllt. Aber was er gesehen und beobachtet, war ihm nicht verliehen wiederzugeben, und noch weniger damit zu gefallen. Nie ist ein Versuch höhnischer verlacht und unbarmherziger ausgepfiffen worden. Nun fand

[1] „Lessing war von seiner Unschuld überzeugt", belehren uns einige Zeilen früher Danzel und Comp., und Lessing schreibt: „Es ist nicht wahr, daß der Unglückliche so ganz unschuldig ist." Nach den Gold-, Juwelen-Schacher- und Vermittlungsgeschäften zwischen dem alten Herzog und einer jungen Dame zu urtheilen, hat Lessing diesen Daweson ebensowenig als Modell zu seinem edlen Nathan brauchen können, als den Ephraim Veitl und die anderen Biedermänner, die ihm Geld geliehen.

Schröder, man sei zu strenge gewesen. Daweson nährte sich in der Folge vom Schriftstellern und schrieb bittere Briefe über die Schweiz. In Ansbach machte ihn der Graf, nachherige Fürst, Hardenberg zum Schriftführer, zuletzt gab er in Berlin — nun unter dem Namen Karl Julius Lange — als Lohnschreiber der Franzosen in den Jahren 1806 bis 1808 den „Telegraphen" heraus, womit es ihm wohl gelang, minder lächerlich, aber nur desto verwerflicher und verächtlicher zu erscheinen."

So schildern die Herren Danzel und Comp. selber einen jener (Unschuldigen, die aber doch nicht ganz unschuldig sind) gemüthlichen Schwindler aus Lessings Judenkreise; als aber Baumgartner schrieb: „Die Liaison zeigt, daß Lessing das Judenthum von seiner wahren Seite kannte, und daß die Schilderung im „Nathan" auf vollständiger und bewußter Fiction beruht", da loderten sie auf in Zornesflammen. Das ist die Parteilosigkeit dieser Herren.

Der Verkehr mit diesem Daweson dauerte fort bis zum Tode Lessings. Fricke, der von Seite der Regierung die Nachlassenschaft Lessings zu überwachen hatte, berichtet, wie Daweson sogleich erschienen war, um seine bei Lessing verwahrten Mobilien in Empfang zu nehmen[1]:

„Pro Registratura. Alexander Daweson ließ heute, den 24. Februar 1781 anzeigen, daß er seine in der Lessing'schen Wohnung mit versiegelten Sachen in Empfang zu nehmen wünschte. Diese bestanden aus einem Koffer, Manns- und Frauenkleidungsstücken und verschiedener weißer Wäsche. Da theils sowohl die gegenwärtige Königen (Stieftochter) als die Lessing'sche Magd angaben, daß diejenigen Sachen, die Daweson für die seinigen ausgab, ihm wirklich zugehörten, theils auch solches der Augenschein wegen der ihm und seiner Ehefrau zustehenden Kleidungsstücke ergab, derselbe sich überdem auch durch die bei sich habenden Schlüssel zum Koffer und der Kammer in der obern Etage legitimirte, so wurde kein Bedenken gefunden, ihm seine Sachen ausfolgen zu lassen." Fricke.

Aus diesen vielfachen Präcautionen gegenüber dem Daweson ist ersichtlich, warum Lessing ihn sehr zart als nicht ganz unschuldig dem Mendelssohn bezeichnete, und daß sich dieser Sohn Davids durch die Vermittlerrolle zwischen dem alten Herzog und seiner „Geliebten", wie durch den Verkehr mit anderen Edelsteinen das allgemeine Vertrauen in Wolfenbüttel nicht erworben hatte.

---

[1] Heinemann: „Lessing." Aktenstücke. 1870. S. 192.

106. Wie sich die Freundin Reimarus (Tochter des Fragmentenverfassers) Lessing gegenüber entpuppt.

Es soll bei dieser Gelegenheit noch eine intime Freundin Lessings, das Fräulein Elise Reimarus, durch deren Vermittlung er die von ihm so getauften Wolfenbütteler Fragmente erhalten hat, nach ihrer Gemüthsseite betrachtet werden. Sie war, wie es aus ihren Briefen ersichtlich, ein sehr bissiger, aufgeklärter, Religion hassender und vernichten wollender Blaustrumpf, wie es Stellen aus ihren Briefen bezeugen[1]. Sie schreibt bezugs der Wirkung der von ihrem Vater zusammengestellten Fragmente:

„Es wird ein allmähliches Untergraben des Gebäudes (sie meint das Christenthum) gewiß bald den gänzlichen Sturz desselben nach sich ziehen und keinen Gedanken zum Wiederaufbaue übrig lassen. Das ist die Ursache, warum Lessing die Gestalt annimmt, die Sie Maske nennen.[2] Hätte er den Ungenannten (Reimarus) auf einmal hervortreten lassen in seiner natürlichen Gestalt, was würde erfolgt sein, als daß er die ganze schwarze Fakultät, die nun vielleicht froh ist, schlafen zu dürfen, in Harnisch gejagt haben würde, das Buch als abscheulich zu verschreien und den Umlauf zu verwehren u. s. w."

Aus diesem Schreiben Elisens an ihren Verwandten geht es deutlich hervor, was Lessings Absicht bei Herausgabe der Fragmente gewesen ist, denn offenbar hat er den Zweck der Herausgabe in jenem Sinne besprochen, den die Elise hier bloßgelegt hat. Somit ist es auch **offenbare Lüge und Heuchelei,** was er als Endzweck dieser Herausgabe im Streit mit Goeze angegeben.

Besonders die Heirath Lessings mit der Wittwe König scheint der bissigen Elise große Schmerzen verursacht zu haben. Am 20. August 1776 schreibt sie an Hennigs:

„Daß Lessing sich verheirathet, wird Ihnen vermuthlich ebenso besonders vorkommen, als daß Jerusalem sich erschoß, und doch wird es bald ebenso wahr."

---

[1] „Ueber die Echtheit und den Werth der zu Lessings Andenken durch Wattenbach herausgegebenen Briefe von und an Elise Reimarus", von August Boden. Leipzig, Winter, 1863.

[2] D. h. daß Lessing die Fragmente als ein angeblich in der Wolfenbütteler Bibliothek gefundenes Manuskript herausgibt.

Am 26. September 1777:

„Man spricht von seinem (Lessings) Hause und den Kindern (den Stiefkindern Lessings), als einer Brut von jungen Teufeln, die an keinen Gott noch Teufel glaube."

Am 16. Januar 1778:

„Lessing, der arme Lessing, hat die Thorheit, eine Frau für diese Welt genommen zu haben, theuer bezahlen müssen. Kaum ein Jahr und sie stirbt ihm im ersten Wochenbett, und ohne ihm einen eigenen Sohn zu hinterlassen, läßt sie ihm die Sorge für 5 (es waren nur 3) fremde Kinder."

Boden, der diese Aeußerungen von einer „Freundin" über den Freund sonderbar findet, meint hierüber:

„Was würde Lessing zu einer so rohen und herzlosen Aeußerung aus der Feder irgend welchen Weibes gesagt haben? Er setzt hinzu: Sie hinterließ ihm für deren Erziehung ein ausreichendes Vermögen."

Aus dem Ganzen ist ersichtlich, daß Lessing mit Freunden und Freundinnen kein besonderes Glück gehabt hat. Der religiöse Fortschritt ins Blaue hat bei diesen Persönlichkeiten weder ethische, noch gemüthvolle Früchte zu Tage gebracht. Er ist faktisch von einer echten Schwefelbande (Männlein und Weiblein, getauft und ungetauft) umrungen gewesen.

107. Lessings Seelenangst sucht sich in ihrer Verzweiflung mit der Seelenwanderung zu trösten.

Wir lassen über Lessings Vermittlung mit der Todesangst einen sicher vollgültigen Zeugen, den Oberlober Düntzer, berichten.

Düntzer: „Lessing" (S. 614):

„Stutzig mußte manchen, der auch der herrlichen(!) Hindeutung auf die Zeit eines neuen Evangeliums zu folgen vermochte,[1] die Schlußbemerkung zu Gunsten der Seelenwanderung machen, welche für Lessing nichts weniger als eine Grille, sondern das Höchste seiner sittlich-religiösen Philosophie war, als solches auch von Herder erkannt und aufgegriffen ward. Selbst

[1] Das neue Evangelium: Das Theater im Allgemeinen und „Nathan der Weise" im Besonderen; der neue Theatermessias, der über die Bretter gleitet.

Elise, die, wie sie erklärte, keinen Philosophen kannte,[1] der gleich Lessing Wahrheiten wie durch einen elektrischen Schlag fühlbar zu machen und durch Mark und Bein zu führen wisse, schrieb ihm, sie möchte dies Grillen nennen, wenn sie dürfte."

Herder hat bekanntlich in Philosophie und Theologie die Farbe gewechselt, wie das Chamäleon oder wie das in Wasser aufgelöste hypermangansaure Kali, aber er war doch wenigstens ein anregender, ästhetischer und renommirter Autor; wie aber diese Elise Reimarus dazu kommt, als eine in Theologie und Philosophie vorgeschobene Autorität zu gelten, das ist etwas unklar. „Wahrheiten wie ein elektrischer Schlag" — das ist ja zum Betäuben! Nun, eine solche Wahrheit wäre hier auch die Seelenwanderung. Dem Lessing hätte die Todesangst zu diesem elektrischen Schlag verholfen!

108. Lessings Magd und Diener. Was diese Beiden sagen und was der Diener für ein kurioser Herr gewesen ist. Die wichtige Frage, ob Lessing geraucht hat.

Wenn schon Damen, wie diese Elise Reimarus (deren Porträt eine stechende, sehr unweibliche, spitze, zollämtliche Nase zeigt), als Zeugen beim Leben Lessings gelten sollen, so halten wir viel eher für eine gültige Zeugin die praktische Magd Lessings, und führen Düntzer selber an, der (S. 616) erzählt:

„Seine Magd sagte noch als steinalte Person, als sie wegen Lessings befragt wurde, er habe nichts gehabt, nichts gewußt (d. h. hier geglaubt) und nichts getaugt!" —

Da nun begreiflicher Weise dem Düntzer dieses Urtheil sehr zuwider ist, sucht er es abzuschwächen:

„So sehr hatten sich die durch gewisse Kreise gegen die Vorkämpfer geistiger Freiheit verbreiteten Verläumdungen beim Volke festgesetzt." —

[1] Elisabeth, die Enkelin des Verfassers der sogenannten Wolfenbütteler Fragmente. Den Titel hat Lessing erlogen, um glauben zu machen, diese Schrift sei in der Wolfenbütteler Bibliothek von ihm gefunden worden. Lessing mußte auf diese Lüge hin das Manuskript der Wolfenbütteler Bibliothek zurückgeben, was dem Düntzer sehr unangenehm ist. Er sagt darüber (S. 587): „Es war seltsam (nur seltsam?), wie er durch die Vorgabe (besser Lüge), die Fragmente aus einer Handschrift der Bibliothek genommen zu haben, genöthigt war, die von Reimarus ihm überlassene Handschrift als herzogliches Eigenthum einzuschicken." — Der Lügner war hier eben in die Falle gerathen, was Düntzer sehr schlau mit seinen Phrasenblättern zuzudecken sich bemüht.

Welche Logik! — Diese Magd sprach ja aus eigener Betrachtung und Erfahrung, die hat es nicht nöthig gehabt, von gewissen Kreisen verbreitete Verleumdungen sich anzueignen, sie hat die Geldnoth, Glaubens- und Religionsnoth, die leibliche und geistige Armuth Lessings Jahre lang als Augen- und Ohrenzeugin vor sich gehabt, daher ist die Ausflucht (ihre Aussage auf Verleumdung zurückzuführen) wieder eines jener Hunderte von unglücklichen Manövern, bei denen Düntzer zum Rückzuge zu blasen gezwungen ist, und die Schuld der Schlappe seiner Helden immer durch die Schuld Anderer zu decken sucht.

Ebenso bezeichnend ist Düntzers Bericht (S. 616) über den Bedienten Lessings:

„Sein Bedienter, den seine Güte verzogen, war ein durchtriebener Schelm, der wohl auch seinen Herrn als Ketzer und Freigeist um so ruhiger betrügen zu dürfen glaubte."

Das ist wieder so ein Unsinn, von Düntzer ausgekramt, um seinen Helden im Glanze darzustellen.

Wenn der Bediente ein durchtriebener Schelm war, so betrog er seinen Herrn einfach als ein praktischer Lump, der sich die irreligiöse Theorie seines Herrn im Handel und Wandel zu nutze machte, der das System praktisch ausgliederte. Also nicht aus übelverstandener Religion, die es erlaubt, einen Ketzer und Freigeist zu betrügen, sondern als ein praktischer Freigeist hat dieser Bediente seinen Herrn begaunert, und Lessing hatte somit die Freude, die Früchte seines Systems in seiner Umgebung aufblühen zu sehen.

Herren ohne Religion bereiten sich Diener ohne Moral. Diesen „elektrischen Schlag" kann Düntzer nicht abwehren, er muß ihn empfinden; wenn er auch Versuche machen wollte, zu betheuern, daß er keinen Schlag empfunden hat, und daß er im Besitze einer harten Haut sich befindet. Wenn aber Düntzer meint: nun, der Bediente hätte doch mit seinem Herrn an die Seelenwanderung glauben sollen, so werden wir dem großen Philosophen Düntzer mit der praktischen Philosophie der Magd Lessings nachhelfen.

Dieser Bediente hätte sich dann gedacht: meine Seele wird in Lessing, und Lessings Seele wird in mich hineinfahren, dann wird der Lessing als Bedienter mich betrügen,

wie ich in gegenwärtigem Status ihn betrogen habe, und somit haben wir hier eine diesseitige seelenwanderliche Ausgleichung! Ihm ist Recht geschehen, weil er mich betrügen wird, und mir wird Recht geschehen, weil ich ihn betrogen habe.

Es ist eine alte Erfahrung: wenn Jemand den positiven christlichen Kirchenglauben aufgegeben hat, so wird er in Noth und Tod nach dem nächsten besten abgefaulten Strohhalm greifen, um sich über den Fluthen vor dem Untergange zu retten. Der Gedanke an den Tod macht Leute nach Umständen positiv religiös oder verrückt. Was ist der Glaube an die Seelenwanderung?

Wir werden nun die Magd und den Bedienten nach den neuesten publicirten Akten in Augenschein nehmen.

Julius Weber in seinem „Deutschland, oder Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen" (Sämmtl. Werke. Stuttgart. VII, 158) bringt Folgendes:

„Den Streit, ob Lessing geraucht habe, entschied ein altes Mütterchen: „„Ne, smoket hat he neg, wän he man süs wat dogt hare"" (Nein, geraucht hat er nicht, wenn er nur sonst was getaugt hätte.)"

Dem Julius Weber taugte die ganze Antwort nicht in das Räderwerk seiner Aufklärungsmaschine hinein. Bei Danzel-Guhrauer (II, 682) finden wir die Antwort der Magd ausführlicher, und zwar wie folgt:

„Der Streit über Lessings Rauchen brachte auch zu Tage, was seine letzte Hausmagd, Clara Guatelwerner, für eine Person gewesen. Es war in den zwanziger Jahren, als Ebert, damals Bibliothekar zu Wolfenbüttel und ein starker Raucher, unter Freunden die Meinung verbreitete, Lessing habe doch geraucht. Das können wir leicht herausbringen, sagte Einer, denn die Magd lebt noch. Sie wurde herbeigeholt, nun eine steinalte Person und schwerhörig. Man fragte mancherlei, zuletzt ob Lessing geraucht habe. Sie besann sich eine Weile, dann versicherte sie: Ne, dat weet ük nich, awer sauveel weet ik: he harre nißt, he wuste nißt und he dochte nißt. (Nein, das weiß ich nicht, aber so viel weiß ich: er hatte nichts, er wußte nichts und er taugte nichts.) Er wußte nichts, soll heißen von Gott und seinem Wort, ist im Volksmunde gleichbedeutend mit er glaubte nichts."

Daraus ist, wie die Herren Herausgeber sagen, zu Tage gebracht, was diese Hausmagd für eine Person gewesen.

Es war allerdings sehr impertinent von ihr und gibt ein Zeugniß von ihrer Bildungslosigkeit und von einem völligen Mangel allen ästhetischen Gefühls, daß sie diese Anschauung des gemeinen, dummen Volkes in Wolfenbüttel so ohne Weiteres präcisirt herauspoltern konnte. Weber und Guhrauer (in der ersten Auflage, beim Erscheinen der zweiten lebte er nicht mehr) haben diesem ordinären Weibe auch keinen Glauben geschenkt, um den feinen, gebildeten Leserkreis mit diesem plumpen Urtheile nicht zu beunruhigen. Was doch das für zarte, feinempfindende, rücksichtsvolle Seelen sind!

Düntzer, der Vorkämpfer für Licht, Freiheit, Zündhölzchen-fabrikation mit Phosphorköpfen und sonstigem Schwefeldampf, geht weiter: er ignorirt diese Aussage nicht, sondern bringt sie und nennt sie eine Verleumdung gegen die Vorkämpfer geistiger Freiheit, die sich beim Volke festgesetzt!

109. Lessings Walten als Bibliothekar aktenmäßig geschildert!

Danzel-Guhrauer (2. Auflage. II, 677 u. 678) bringen Nachweise über Lessings Bibliotheksleitung. Schönemann bringt im Serapeum 1844, S. 233, aus den Akten der Wolfenbütteler Bibliothek Nachrichten aus der Zeit 1776 im Sommer, da Lessing einen Augenblick daran dachte, Wolfenbüttel mit Mannheim zu vertauschen, und sagt:

„Lessing dachte daran, seine Bibliothekrechnungen in Ordnung zu bringen, aber die Bibliothekrechnungen wurden ebenso wenig in Ordnung gebracht, als die Bibliothek selbst in eine andere und bessere Ordnung.“

„Während seiner ganzen Amtsführung hatte Lessing keine Rechnung abgelegt und nach seinem Tode schwankten deshalb die Erben, ob sie die Erbschaft annehmen sollten. Glücklicher Weise hat der Bibliotheksekretär von Cichin noch ein dünnes Heft in Quarto gerettet, auf dessen sechs ersten Blättern von Lessings eigener Hand die aus der Waisenhausbuchhandlung von 1770 bis 1776 für die Bibliothek angekauften Bücher, wahrscheinlich zur Abrechnung in dieser Zeit (das letzte Datum war 12. Juni 1776), verzeichnet sind. Cichin bemerkte dabei: bis hierher geht Lessings eigene Handschrift; die Fortsetzung habe ich aus denen Rechnungen gezogen, so viel ich nämlich, da mir die neuern Bücher nach 1776 niemals zu Gesicht gekommen, habe glauben können, daß sie für die fürstliche Bibliothek angeschafft sind. Die Summe ist immer von meiner Schrift, weil es

Herrn Lessing zu lästig war, erst zusammenzurechnen; ich habe auch das Buch liniirt und geheftet, den 5. April 81 (will sagen 1781)."

Hierbei bemerkt Schönemann in der Note:

„So wurde nicht bloß in den letzten 5 Jahren die Registratur durch Lessing vernachlässigt, sondern schon früher, als der Geheimrath von Praun im Jahre 1773 aus der Lichtenstein'schen Auction in Helmstedt vier Manuscripte für die Bibliothek für 20 Thaler gekauft hatte, setzte Lessing dieselben weg, ohne sie in die Kataloge zu tragen oder auch nur durch den Sekretär registriren zu lassen, so daß dieser bei Anfertigung der Lessing'schen Rechnungen im Jahre 1781 nicht im Stande war, jene vier Manuscripte näher zu bezeichnen oder auch nur zu nennen, weil er sie nie gesehen hatte. Nach seiner Rückkehr aus Italien erhielt Lessing von dem Sekretär von Cichin ein Verzeichniß der bei einer unterdessen vorgenommenen Revision vermißten Manuscripte und (Lessing) erwiderte nun, er und der Generalsuperintendent Knittel würden sie wohl haben. Also waren über jene Manuscripte keine Scheine gegeben, noch weniger in dem Registraturbuche deren Verleihung ausgezeichnet. Ebenso fanden sich nach Lessings Tode an 30 Manuscripte und mehr als 150 gedruckte Bücher der Herzoglichen Bibliothek in seiner Wohnung ohne irgend eine Nachweisung in der Bibliotheks-Registratur. Ueberhaupt kommt Lessings Name nicht ein einziges Mal im Registraturbuche vor."

Diese unbestreitbar schlampichte Bibliothekswirthschaft wollen wir dem Lessing nicht allein aufladen. Es war ein Mißgriff, diesen Mann, der bei seinem eigenen Geldgebahren mit aller Genauigkeit und Ordnung stets im größten Zerwürfnisse lebte, der dreißig Jahre lang aus den Händen der „weisen Nathane" und sonstigen hochedlen Juden nicht herauskam, zu einem Bibliotheksvorstand zu machen. Man hätte ihm, wenn man ihn schon unterstützen wollte, eine Subvention ohne Geschäft geben sollen. Er mit seiner Unordnung in seinem Hause, mit seinen vielseitigen Arbeiten und Streitigkeiten benutzte die Bibliothek rücksichtslos auf den Herrn und Patron, und rücksichtslos auf seinen Nachfolger und auf die anderen Nachforscher derselben; er gehörte zur Gattung jener gelehrten Bibliothekare, welche die Bibliothek vor Allem als ihr ihnen allein zur Ausbeutung verliehenes Eigenthum betrachten. Das hätten Jene voraussehen sollen, die ihm dies Amt übertrugen.

Hätte man ihm aber als Sinekure das Einkommen lassen wollen, so würde es klug gewesen sein, einen Sekretär plenipotent anzustellen, der den Lessing beim Entlehnen von Büchern unter das allgemeine Ausleihgesetz hätte stellen müssen, dessen entlehnte Bücher oder Manuscripte eben so gut wie die jedes Andern in der Registratur (im Ausleihebuch) zu verzeichnen gewesen wären. Auch mit den Rechnungen, Abschlüssen und dem ganzen Geldgebahren müßte man ihn verschont haben, dann wäre er reiner Sinekur-Bibliothekar gewesen; wie aber der Fall daliegt, war er ein unreiner Sinekur-Bibliothekar, der zornig wurde, wenn er für einen andern Benutzer eine Mühe des Nachsuchens hätte unternehmen sollen, und dem jede Störung in seiner Arbeit und in seiner fast ausschließlichen Selbstbenutzung der Bücherei höchlich zuwider gewesen ist. Wie man ihm die Bibliothek anvertraute und er ihre Leitung handhabte, war er mehr als Sinecurist, er geberdete sich als der Eigenthümer derselben. Daß ihn der Herzog jahrelang also gebahren ließ, zeigt von der Großmuth desselben und ist ein neuer Beweis, wie unrecht Stahr in seiner „Fürstenfresserei" gethan, das Verhältniß des Herzogs zu Lessing in ein schiefes Licht zu stellen.

110. Der Eid, welchen Lessing beim Antritt seines Amtes geleistet.

Der Eid, den Lessing bei Antritt seines Amtes leisten mußte, lautete[1]:

„Formula Juramenti pro Bibliothecario Lessing.

Ihr sollt einen Eid schwören zu Gott und auf sein heiliges Wort, daß Ihr, nachdem von dem Durchlauchtigsten Fürsten und Herrn Carl, regierendem Herzog zu Braunschweig und Lüneburg, unserm gnädigsten Herrn, Ihr zu Dero Bibliothekario aufgenommen worden, Ihro Durchlaucht in alle Wege Bestes thun und schaffen, Schaden, Arges und Nachtheil aber nach Eurem äußersten Vermögen kehren, wehren, warnen und abwenden, auch was Ihr von Ihro Durchlaucht und Dero Land und Leute betreffenden Sachen erfahren möget, Ihro Durchlaucht zum Nachtheil Niemanden etwas offenbaren, sondern Alles bis in Eure Grube verschwiegen behalten, und dawider auch weder um Liebe,

[1] „Zur Erinnerung an Lessing", von Heinemann. Leipzig, Hirzel, 1870. S. 186.

Neid, Gabe, Freundschaft, Feindschaft, noch sonst einiger Ursachen willen bewegen lassen; Euch anderseit aber in denen aufhabenden Verrichtungen Euch fleißig und treulich erweisen, die Bücher insgemein in guter Ordnung erhalten helfen und daß keine davon abhanden gebracht werden, gute Acht haben, über Einnahme und Ausgabe der zum Unterhalt der Bibliothek gewidmeten Gelder richtige Rechnung halten und jährlich ablegen, auch keine Codices oder andere Manuscripte außer Vorwissen Serenissimi oder respective dessen, dem die Oberaufsicht anbefohlen ist, verleihen, die sonst mit guter Vorsicht etwa auszuleihenden Bücher aber in gehöriger Zeit, gegen Zurückgabe der darüber ausgestellten recognitionen wieder einfordern, und übrigens alles dasjenige thun und leisten wollet, was einem fürstlichen Bibliothekarius und getreuen Diener gegen seinen Herrn zu thun und zu leisten gebührt. So wahr Euch Gott helfe und sein heiliges Wort."

Sonderbar! Derselbige Fürst hat dem Lessing die Erlaubniß gegeben, in den von ihm herausgegebenen Fragmenten das heilige Wort Gottes als eine Fabel zu erklären, und Lessing hat betrügerischer Weise angegeben, er habe die Fragmente in der herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel gefunden. Das Halten von Eidschwüren scheint bei Seelenwanderern nicht üblich gewesen zu sein.

111. Reliquien von Lessings Hausrath. Auctionscatalog.

Wenn wir das Verzeichniß von Lessings häuslichem Nachlaß bringen, so geschieht es nur, um zu zeigen, zu welchen Dimensionen der Reliquiencultus für diesen Dichter sich schon ausgebildet hat.

Danzel-Guhrauer (II, 680) bringt den Auctionscatalog von Lessings Effekten:

„1 Spieltisch nach Mahagoniart gebeizt, 2 runde grau vermalte Tische, 10 Gemälde in vergoldeten Rahmen, 1 Fußdecke, 1 Arbeitstisch mit grünen Umhängen, 1 einschläferne Bettsponde mit grünen seidenen Gardinen, 1 durchgenähte kattunene Bettdecke, 1 Repositorium mit einigen Schiebladen, 5 Repositorien, noch 1 Repositorium mit einer Thür, 1 Nachtstuhl, 2 Notenpulte, 2 graue Kommoden, 1 kleiner hohler Tisch mit zwei Thüren, 1 Jagduhr, 1 silbernes Gehäuse, 2 paar lederne Mannshandschuhe, 3 Gulden (?), 1 seidener Geldbeutel, Sammlung pfälzischer Kupfermünzen, 1 Schwamm, 1 Garnitur Steinschnallen, 1 Toilettenspiegel, 1 Feuerzeug, 1/2 Dutzend geflochtene Stühle nebst Sessel, 2 Dutzend Kaffee-

und Chokoladetassen, 1 Kaffee-, 1 Milch-, 1 Theetopf, 1 Spülkumpe von Fürstenberger Porzellan, 1 Tisch mit grünem Wachstuch beschlagen, 1 Flinte, 1 graue und 1 schwarze Atlasweste, 2 Atlasbeinkleider, 1 canevassene Unterhose, 2 schwarze seidene Westen und dazu Beinkleider, 1 Weste und Beinkleider halbseiden, 1 Weste von weißem Kanevas, 1 grünliches Tuchkleid nebst Weste und Beinkleidern mit Foliokinöpfen. Noch einige abgetragene Westen und Beinkleider, 2 Paar Stiefel, 1 Paar Mannsschuh, 1 Schachspiel nebst dazu gehörigem Brett, 1 Stehpult, 1 Gestell zum Lesen, 1 Nagelscheere, 1 Papierscheere, 11 weiße Leuchter und 6 Lichtscheeren, 14 Stuhlüberzüge von gelbem Damast, 4 silberne Theelöffel. Fast der halbe Haushalt war in Braunschweig, nämlich folgender: 1 seidene Weste und Beinkleider, 1 schwarzer Pelz, 1 Paar Schuh mit silbernen Schnallen, 1 spanisches Rohr, 1 Tabatiere, 1 Degen, 1 Hut, Schuh und Stiefel, 2 Reisekoffer, 1 blaue Atlas- und 1 gelbe Seidenweste, 1 röthlich Kleid nebst Weste und Beinkleid mit Foliokinöpfen, 1 blauer Ueberrock, 2 Westen, 1 Schlafrock, 2 schwarze Kleider. Noch ein schwarzes Kleid zur tiefen Trauer, 3½ Dutzend Hemden, 2 Dutzend Manchetten, 5 Dutzend Strümpfe, schwarze, graue, weiße, von Leinen, Baumwolle und Seide, 11 Schnupftücher, 13 nesseltuchene Halstücher, 9 baumwollene Mützen, 4 Halsbinden, 1 leinene Unterhose, 2 canevassene Nachtkamisole, 20 Tischtücher und 117 Servietten, 14 Handtücher, 13 Bett- und 28 Kissenüberzüge, 1 Pudermantel, 1 grüner Pelz von Sammet, 1 rothe Mütze, etwas Eßgeräth, 1 Kaffeemühle, 1 Zeugrolle nebst Tisch, 2 Leuchter und 3 Lichtscheeren von Messing, 1 Pumplampe, 1 messingene Nachtlampe, 6 silberne Suppenlöffel, 1 silberner Vorlegelöffel, 1 Pistole, 1 Brille."

Das hier angeführte Silberzeug gehörte nicht dem Lessing, sondern der Stieftochter König, wie es Heinemann in „Erinnerungen an Lessing" (Leipzig, Hirzel, 1870), Seite 210, ausdrücklich bemerkt. Ein Umstand, welchen die großmüthigen Herren, um den Nachlaß des Dichters nicht zu schmälern, unberücksichtigt lassen.

„Nach öffentlicher Taxirung hatten obige, dem Lessing gehörige Sachen einen Werth von 445 Thaler 6 Pfennige. In der Auktion kamen indeß für sämmtliches Mobilar nur 339 Thaler 12 gute Groschen 7 Pfennige heraus, denn Gevatter Schneider und Handschuhmacher machten bei ihrem Gebot nicht den patriotischen und geistigen, sondern den einfach praktischen Standpunkt geltend."

112. Die Gläubiger und die Schulden Lessings pietätvoll catalogisirt.

Gleich nach dieser Zumuthung an die ästhetischen Gefühle der Schneider und Handschuhmacher bringen diese Herren Zumuther folgendes Gläubigerverzeichniß (II, 681):

„Dagegen stellten sich die Gläubiger etwas zahlreicher ein, als man wünschen mußte, aber nicht so zahlreich, als das Gerede vermuthen ließ. Folgende Forderungen wurden gerichtlich angenommen:

1. Buchbinder Widemann, Rechnung von 2 Thaler 6 Gr. — 2. Tabakfabrikant Gobet liquidirte 7 Thlr. 4 Gr. rückständiges Fuhrwerk, wovon die Specification bei den Acten Gobets ad Lessing bereits befindlich sind. — 3. Senator Steding in Wolfenbüttel für Waaren und Fuhrlohn 12 Thlr. 23 Mgr. — 4. Die Waisenhaus-Buchhandlung zu Braunschweig für erhandelte Bücher 146 Thlr. 10 Ggr. — 5. Kaufmann Toderhorst und Söhne für Waaren 108 Thlr. 3 Mgr. 4 Pf. — 6. Die Kellermeisterin Wilke ließ aus einem Originalwechsel vom 1. Februar 1774 einen Rest von 50 Thlr. liquidiren. — 7. Ferner dieselbe eine Weinrechnung von 22 Thlr. 28 Mgr. 5 Pf. — 8. Schuhmacher Bergholtz aus Braunschweig 4 Thlr. 14 Ggr. — 9. Joseph Pförtner, gewesener Bedienter des verstorbenen Hofraths Lessing, liquidirte an rückständigem Lohn und Kostgeld für 3 Monate à 6 Thlr. die Summe von 18 Thlr., desgl. eine rückständige Montirung nebst einem Tressenhut; bat, wie auch mehrere andere, um Befriedigung. — 10. Wagenmeister Peine für Verwahrung des Wagens 2 Thlr. 16 Gr. — 11. Kaufmanns Haust Wittwe 45 Thlr. 9 Mgr. 6 Pf. — 12. Schneider Griebel aus Braunschweig 4 Thlr. — 13. Joh. Christian Makwitz, Mieth-Laquais aus Braunschweig, liquidirte für Aufwartung in der letzten Krankheit des Hofraths Lessing 10 Thlr. 12 Ggr. — 14. Schneider Cram dahier 15 Thlr. — 15. Chirurgus Knakstedt dahier 15 Thlr. — 16. Apotheker Heinnelmann 3 Thlr. 27 Mgr. — 17. Kaufmann Wegner, Rest einer Waarenschuld 61 Thlr. 8 Mgr. 4 Pf. — 18. Weinhändler Angot in Braunschweig als Rest einer Weinrechnung 92 Thlr. 30 Mgr. 2 Pf. — 19. Derselbe für Logis und andere Posten, welche Hofrath Lessing während seiner letzten Krankheit erhalten, 43 Thlr. 2 Pf. — 20. Stadtchirurg Crade in Braunschweig 2 Thlr. 18 Ggr. — 21. Münzmeister Otto H. Curron in Hamburg zeigte einen Wechsel vor vom 16. Sept. 1780 auf 200 Thlr. Gold und Zinsen. — 22. Chirurg Morstedt in Wolfenbüttel für Rasiren und Verband an König 6 Thlr. — 23. Schneider Heine 2 Thlr. — 24. Ein Dr. jur. Mylius für die Führung der Lessing-König'schen Erbtheilung 6 Thlr. 22 Ggr. 4 Pf. — 25. Leibmedicus Brükmann für die letzte Krankheit täglich mehrere Besuche 10 Thlr. — Zusammen 877 Thlr. 16 Ggr. 3 Pf."

Es gehört eine schon überschwängliche Pietät dazu, nicht nur die reellen, sondern auch negativen Reliquien (gewöhnlich Schulden genannt) Lessings so im Detail dem Leser aus den Akten, in denen selbige begraben gewesen sind, vorzuführen. Die Herren wissen aber eben aus allen Blumen Honig zu saugen. Eine wichtige Frage ist durch Publicirung obigen Schuldenregisters gelöst worden, — die Frage: hat Lessing geraucht, oder hat er nicht geraucht? Da heißt es nun (II, 682):

„Für uns ist die zweite Forderung vielleicht die interessanteste, denn daraus läßt sich die berühmte Streitfrage, ob Lessing geraucht oder nicht geraucht habe, endgültig beantworten. Schon beim Mobiliar bemerkten wir, daß die Pfeifen fehlten und so wußten auch seine Freunde nicht anders, als daß er nie das Tabakrauchen habe ausstehen können. Doch hörten andere von einem Prozesse Lessings mit dem Braunschweiger Tabaksfabrikanten Gobet und so wurde man zwiespältiger Meinung. Die Forderung bezog sich nicht auf Tabak, sondern auf ein Lohnfuhrwerk."

Nun, so wäre denn glücklicher Weise auch diese „berühmte Streitfrage" glücklich gelöst worden.

113. Die bei Lessings Tod noch nicht bezahlten Schuster und Schneider. Was die Verehrer Lessings für Anforderungen an das ästhetische Gefühl dieser Gewerbsleute stellen. Lessing bei alledem noch wohlthätig.

Wir hätten nur noch die Zumuthung an die „Gevatter Schneider und Handschuhmacher" zu erörtern, die bei ihrem Gebot (bei der Versteigerung des Nachlasses) nicht den patriotischen und geistigen, sondern den einseitig praktischen Standpunkt geltend gemacht haben. Somit hätten die Schuster und Schneider die abgetretenen Stiefel und Schuhe und die schleißigen Gewänder, für die ihnen ihre Forderungen noch ausständig waren, bei der Licitation auf einen Preis über den Werth hinauftreiben und sich ihr noch dazu schon entwerthetes Eigenthum um ein theures Geld zurückkaufen sollen. Auf derlei schofle Masematten hätte sich selbst Nathan der Weise, wenn er bei der Licitation gegenwärtig gewesen wäre, trotz seines weltbekannten Edelmuthes sicher nicht eingelassen.

Wir entnehmen aus alledem im vollsten Ernste den Beweis, wie beim entwickelten Geniecultus auch die Reliquienverehrung der Heiligen, über welche schon so viel geschmust wurde, geradewegs zur Carricatur geworden ist.

Wir ersehen aber auch aus diesen Aktenstücken, welch einen desperaten Zustand Lessing in seinen letzten Jahren hat durchmachen müssen. Einerseits die Krankheit und anderseits das niederdrückende Gefühl, den Anforderungen all dieser kleinen Gläubiger nicht gerecht werden zu können. Nachdem er die Offenbarung verleugnet, greift er in seiner Desperation nach der Seelenwanderung, und in der Bedrängniß seiner nicht ausgeglichenen Schulden und des steigenden Geldmangels nach dem Spiel und der Lotterie. Mit nur einigermaßen kluger Wirthschaft hätte er in geordneten Verhältnissen leben und sterben können. Von den überaus billigen Lebensverhältnissen jener Zeit und jenes Landes geben uns mehrere Schuldenposten einen eklatanten Beweis, so z. B. Nr. 9. Der Bediente fordert für drei Monate rückständigen Lohn und Kostgeld per Monat 6 Thaler, und dieser arme Teufel muß noch dazu in der ästhetisch angehauchten Nachwelt, von Literarhistorikern gebrandmarkt, als Schwindler und Betrüger herumgehen.

Wir wollen trotz aller dieser constatirten Geldnöthen auch noch zugeben, daß Lessing nach Maßgabe seiner herabgekommenen finanziellen Kräfte auch noch wohlthätig gewesen ist; nur, mit den blindlings aus dem Sack heraus verschenkten Gold- und Silbermünzen sollten die begeisterten Herren Literarhistoriker angesichts des aktenmäßig erwiesenen perennirenden Nothstandes des gefeierten Mannes etwas sparsamer umgehen, denn sonst müßten diese Herren als unsinnige Verschwender (fremden Eigenthums auch noch dazu) geradewegs unter Curatel gestellt werden.

114. Gerede und Urtheile über Lessing gleich nach seinem Tode.

Auch Gleim verfehlt nach Lessings Hingang nicht, sich in der üblichen Rolle des „komischen Alten" zu produciren. Er meint, die Glaubensfanatiker hätten den Lessing geradewegs

durch Gift aus dem Wege geräumt! Wie dieser arme alte Mann gerade in dieser Richtung glaubensselig gewesen ist, das haben wir in seinem und im Leben Stolbergs aktenmäßig nachgewiesen.

Gleim schrieb an Eschenburg aus Halberstadt 28. Februar 1781[1]:

„Ist's denn wahr, mein bester Eschenburg, daß unser nun bei Kleist seiender lieber Lessing zu Braunschweig verhaßt gewesen ist, von allen Menschen, von hohen und niedern, gelehrten und ungelehrten, daß er sicher auf der Straße nicht hat gehen können u. s. w. (Danzel-Guhrauer II. 676.) Dies habe ihm ein junger Kaufmann, Namens Masch, erzählt und hinzugefügt: es sei nicht unwahrscheinlich, daß Lessing als ein Feind der Religion aus der Welt geschafft worden, denn Viele haben gewünscht, man möge sich dieses Ungeheuers entledigen können, und er habe dies selbst von einem Soldaten, welcher Freimaurer ist, und wider Lessing geschrieben habe, gehört."

Eschenburg beruhigt den nervenschwachen Gleim 2. März:

„Nein, nein, mein verehrungswürdigster, bester Gleim, so verkannt war unser Lessing hier doch nicht, wie der auf alle Weise schlecht unterrichtete Kaufmann Ihnen einbilden wollte. Sie begreifen leicht, daß es auch bei uns der theologischen Dunse und der blinden Namenchristen nicht wenige geben mußte, die seine letzten Schriften theologischen Inhalts verwerflich fanden, seine Absichten verkannten, seinen Sinn oft muthwillig verdrehten, ihn für einen offenbaren Religionsfeind, Spötter und Gott weiß für was alles hielten. Auch waren vielleicht manche vom ersten Range, die, weil ihnen Lessing nicht den Hof machte, nicht viel besser von ihm dachten und urtheilten. Aber in persönliche Kränkungen ist dieser böse Leumund nicht ausgebrochen, vielmehr genoß er überall die seinem Verdienste gebührende Achtung und Unterscheidung und hätte der Beweise davon noch öftere und mehrere genießen können, wenn er ihnen nicht lieber ausgewichen als nachgejagt wäre. Noch 4 Tage vor seiner letzten Krankheit speiste er an der Tafel des regierenden Hofes, und den Tag darauf bei der verwittweten Herzogin. Während seiner Krankheit waren die Erkundigungen des Herzogs, der beiden Herzoginnen, des Herzogs Ferdinand u. s. w. unabläßig. Ich muß das Alles, so unwesentlich es an sich ist, Ihnen zum Beweise anführen, daß er nicht von Hohen und Niedern gehaßt ist. Unter der Masse der letztern liebten und schätzten und bedauerten ihn manche, die Gelegenheit gehabt haben, seine edle Art, zu denken und zu handeln, in der

---

[1] O. v. Heinemann: „Zur Erinnerung an Lessing." Leipzig 1870. S. 100.

Nähe kennen zu lernen. Die Wolfenbüttelschen Armen erkennen den Verlust eines der willigsten Geber, der im Verborgenen so oft und so gerne wohlthat. Der Soldat und Freimaurer ist gewiß kein anderer, als ein schwärmerischer Kopf — ein Ungar, wenn ich nicht irre —, der vor Einem Jahre etwa ein brüderliches Sendschreiben an Lessing und ein anderes an die Freimaurer in Hamburg drucken ließ, armselige Wische. In seinem Briefe an Lessing gestand er selbst, er habe ihm bei seiner Durchreise durch Wolfenbüttel ein Viatikum gegeben, desto mehr aber fühle er sich gedrungen, ihm sein Unrecht vorzuhalten und an seiner Bekehrung zu arbeiten u. s. w."

115. Alle, die mit der Theologie Lessings nicht einverstanden sind, werden für Dummköpfe oder Schurken erklärt. Warum gar so grausam?

Eschenburg beginnt sein Beruhigungsschreiben an den alarmirten Gleim mit dem ebenso alten, als approbirten Beweis, daß Alle, die mit der Lessingtheologie nicht einverstanden sind, nur Dummköpfe oder Schurken sein können. „Theologische Dunse" nennt er sie und „blinde Namenchristen". Lessing war demnach consequenter Weise ein sehender, wahrer Christ und ein wahrer Kirchenlehrer in Theologie gewesen. Aber in „persönliche Kränkungen" ist dieser „böse Leumund", in den ihn die Dunse und blinden Namenchristen gebracht haben, doch nicht ausgebrochen.

Wie schlagfertig alle diese Herren (hier Eschenburg, früher der ästhetische Lobredner Lessings) mit ihrem Urtheil in theologischen Fragen bei der Hand sind! Es hat den Anschein, als ob sie sich jahrelang in theologischen Hörsälen herumgetrieben oder mit theologischer Literatur beschäftigt hätten. Und wie sie genügsam in ihren Studien waren! Der „Nathan" war und ist ihnen genug für alle Erkenntniß der diesseitigen und jenseitigen Welt!

Nach den angeführten extremen Declamationen machen wir ein auf Thatsachen gegründetes Resumé über die Werthschätzung Lessings in Braunschweig und Wolfenbüttel.

Braunschweig hatte zur Zeit Lessings kaum 25,000, und und Wolfenbüttel gar nur 5000 Einwohner. Das unangenehme Urtheil über Lessing rührte von einem Kaufmann her. Lessing als Hofrath und Bibliothekar stand in Wolfenbüttel auf einem

mit 10,000 Augen von scharfsichtigen Kleinstädtern beobachteten hohen Posten. Er war, wie wir im Schuldenregister gesehen haben, nach 25 Seiten hin, Handwerkern, Kaufleuten u. s. w. mitunter Jahre lang Geld schuldig und in der traurigen Lage, seine großentheils auf jeden Thaler angewiesenen Gläubiger (lauter kleine Leute) nicht befriedigen zu können. Wer das Leben und die Klatschsucht in kleinen Städten kennt, der wird sich sehr leicht denken können, in welchen nicht mehr zweideutigen Ruf Lessing in Wolfenbüttel hineingerathen war. Ein Kaufmann gab das abfällige Urtheil, und einem Kaufmann erscheint ein nach allen Richtungen hin insolventer Kunde mindestens als ein sehr wenig achtenswerther Mann.

Die Nichtachtung Lessings vor Allem seiner theologischen Richtung, respektive den Hetzereien von Fanatikern und unduldsamen Menschen in die Schuhe schieben, wie es seine Verehrer anstreben, ist kein geschicktes Entlastungsmanöver; hier kann man bestimmt sagen: nicht dem frommen Dulder für seine Ideen, nicht dem duldigen, sondern dem schuldigen Mann ging das Grausen an.

116. Ein Kapitel über die Mörder Lessings. Die Theologen haben Lessing umgebracht!

Campe (in seiner „Sammlung merkwürdiger Reisebeschreibungen für die Jugend", 7. Ausgabe, Braunschweig, 183, II, 20) läßt einen Lohndiener Makwitz, der Lessing in seiner letzten Krankheit beigestanden, über Lessing berichten, daß er immer ein lieber, guter Herr gewesen, der sich, so oft er hier (in Braunschweig) war, von keinem Andern bedienen ließ. Und dieser Makwitz habe die Schuld an Lessings Tod den Geistlichen gegeben:

„Er (Makwitz) für seinen Theil wisse ganz gewiß, daß die verzweifelten Briefe mit gedruckten Sachen, (!) die der liebe Herr von bösen Leuten — die Sage gehe, daß es Geistliche wären, welches doch nicht zu glauben stehe — gekriegt, worüber er sich jedesmal entsetzlich geärgert habe."

Also auch hier wieder die Fanatiker durch verzweifelte Briefe mit gedruckten Sachen (wie treuherzig bedienterlich-

einfältig, weinerlich und wahrscheinlich-scheinerlich) als die eigentlichen Mörder Lessings!

Von den Eindrücken, welche die Mahnbriefe der Gläubiger auf den armen Lessing machen mußten, schweigt die Legende. Ueber seinen eigentlichen Bedienten bringt Danzel (II, 593) eine nachdenkliche Geschichte:

„Mit seinem eigenen Bedienten war Lessing nicht so glücklich. Es ist oben bei Lessings Aufenthalte in Rom von einem Geschenke die Rede gewesen, welches ihm der Cardinal Herzog Braschi verehrte, einem kostbaren, mit antiken Cameen besetzten Medaillon. Als Lessing einmal über die Braunschweiger Messe geht, kommt ihm Hofmedicus Brükmann mit der triumphirenden Bemerkung entgegen, daß er eben für einen wahren Spottpreis einen wahren Schatz erworben habe, wobei er dem Kenner der Antike, Lessing, eine Sammlung von Cameen vorlegt. Sogleich erkennt dieser sein Eigenthum und nach kurzer Nachforschung erweist sich Lessings eigener Bedienter als Dieb dieser Kostbarkeiten. Brükmann ist sogleich erbötig, die Steine zurückzugeben, aber Lessing bittet, nicht wieder von dieser Sache zu reden. Behalten Sie die Steine, sagte er, ich habe dieselben nur geschenkt bekommen, aber Sie haben sie gekauft."

Diese Geschichte findet sich in derselben Sammlung Campes S. 541. Warum Lessing diesen Bedienten nicht gleich davongejagt hat, ist nicht leicht zu erklären.

Die Anklagen, die Fanatiker, Geistlichen und Theologen hätten den Lessing umgebracht, tauchen noch sehr oft empor. Der Sektionsbericht des Dr. Sommer (in „Lessings Leben von seinem Bruder", I, 431, 434) constatirt aber die ungewöhnlichen Verknöcherungen als Todesursache, und zugleich die Gehirn- und Herzverknöcherungen der Theologenankläger; es heißt nämlich:

„Der Hofrath Sommer öffnete den Leichnam. Er hielt die in Lessings Alter ungewöhnlichen Verknöcherungen für die Ursache der Brustwassersucht und des Todes."

Trotz dieser erwiesenen Verknöcherung müssen die Theologen schon nochmal herhalten.

117. Scenen in dem Sterbehause Lessings. Angebliche Erklärungen Lessings.

Danzel (II, 579):

„Die folgende Darstellung, auf den Mittheilungen beruhend, welche Lessings Tochter (Stieftochter) Amalie, die bei ihres Vaters

Tode gegenwärtig war, aus ihren Erinnerungen im Greisenalter schöpfte, trägt mehrere bedeutsame Züge zu obigem Berichte nach. Als Lessing kurze Zeit vor seinem Tode von dem Leichenzuge eines Herrn von Unger in Wolfenbüttel zurückkam, äußerte er ahnungsvoll: Jetzt bin ich der Nächste. Zu seiner Zerstreuung reiste er nach Braunschweig, wo er seit Jahren im Hause des ihm befreundeten reichen Weinhändlers Angott auf dem Egidienmarkte den ersten Stock als Absteigequartier gemiethet hatte, um ungestörter zu leben als im Wirthshause. Hier nahm indessen die Krankheit unvermuthet rasch einen lebensgefährlichen Charakter an. Auf diese betrübende Nachricht eilte seine Tochter aus Wolfenbüttel herbei, um mit liebender Hand die Leiden des stillen Dulders zu lindern. Der 15. Februar ließ noch einmal einen schwachen Strahl der Hoffnung aufleuchten, indem sich gerade an diesem Tage der Kranke bedeutend erleichtert fühlte und heiter an seinem Schmerzenslager die Besuche theilnehmender Freunde annahm. Ja, mitunter scherzte er sogar mit dem Hofmedicus Brükmann, mit Angott und mit Daweson. Aber dieses Lebensfeuer war nur das letzte Aufflackern eines erlöschenden Lichtes. Am Abend dieses verhängnißvollen Tages saß die bekümmerte Tochter an der Schwelle des Krankenzimmers, um vor dem Auge des geliebten Vaters ihre Thränen zu verbergen. Man meldete dem Kranken, daß im Vorzimmer Freunde zum Besuch seien. Da öffnet sich die Thür und Lessing tritt herein, ein Bild des herzzerschneidendsten Anblickes, das edle Antlitz, schon durch hypokratische Züge markirt und vom kalten Todesschweiße bedeckt, leuchtet von himmlischer Verklärung. Stumm und unter einem unaussprechlich seelenvollen Blicke drückt er seiner Tochter die Hand, darauf neigt er sich freundlich gegen die übrigen Anwesenden und mit so entsetzlicher Anstrengung es auch geschieht, nimmt er ehrerbietig seine Mütze vom Haupte, aber die Füße versagen den Dienst; er wird zum Lager zurückgeführt und ein Schlagfluß endet, auch dem ängstlichsten Besorgnisse noch überraschend, das theure Leben. Lessing starb, wie er gelebt hatte, nach dem Sinnspruch des Dichters, welchen er einst zum Motto des Genius des Todes genommen hatte: Nullique ea tristis imago!"

„Der fromme Eifer von Lessings Gegnern wußte manche unerbauliche Geschichte von dem, was bei seinem Tode vorging, zu erzählen. Die Gesellschaft, hieß es in einem gewissen „Kirchenboten", welche Lessing vor seinem Ende bei sich hatte, bestand aus Christen und Juden. Der Bruder Lessings schrieb darauf: „„Wohl wahr, und wenn es in Braunschweig vernünftige Heiden und Türken gegeben hätte, so würden auch davon einige nicht gefehlt haben."" [1] Wenn der Abt Jerusalem dafür nicht gleich von Lessing bei seinem Sterben angenommen wurde, so geschah es

---

[1] Der weise Nathan war beim Tode Lessings durch Daweson (den nicht so ganz unschuldigen) nicht sehr glücklich repräsentirt.

vielleicht, weil er ihn in der Reverende (der geistlichen Amtskleidung) vermuthete; nachher, da er als Freund kam, ist er gewiß gut aufgenommen worden. Auch könne es wahr sein, daß, als man erzählte, daß der Pfarrer von St. Sulpice sich erlaubte,[1] den sterbenden Voltaire noch zu stören, er (Lessing) ganz unwillig zu einem Freunde gesagt habe: „„Wenn Sie mich im Sterben sehen, rufen Sie mir den Notar herbei; ich will mich gegen ihn erklären, daß ich in keiner der herrschenden Religionen sterbe.“

Die Herren erkennen diesen frommen Wunsch Lessings selber als eine fromme Sage, von der sie in ihrer Frömmigkeit sagen: es könne wahr sein. Die Sage ist nicht sehr glücklich erfunden. Notare kommen gewöhnlich, um das Testament zu schreiben, die Vermächtnisse zu Papier zu bringen. Daß Lessing für seinen letzten Glauben an die Seelenwanderung dem Notar noch zur Constatirung desselben einige Thaler Honorar gewidmet hätte, ist doch ein wenig zu bezweifeln. Constatirt ist nur, daß er Tags vor seinem Tode noch in die Lotterie setzte, um sich einer tröstlichen Hoffnung auf eine irdische Ausgleichung mit seinen Gläubigern ein wenig hingeben zu können.

118. Eine bisher noch nicht gewürdigte und eher vertuschte Mitursache am Tode Lessings.

Einer Todesursache, die von den Verehrern Lessings entweder todtgeschwiegen oder mit viel Gereiztheit in Abrede gestellt wird, müssen wir noch erwähnen.

Es ist keine vereinzelte Erscheinung, daß Frauen im Angesichte des Todes ihren Männern bittere Vorwürfe machen, weil diese ihren Frauen durch Spott, Hohn oder Zureden ihre Religion, ihren Glauben an Erlösung und an die Hoffnung auf das jenseitige Leben erschüttert oder nach Möglichkeit geraubt haben; es dürfte aber auch wieder nicht leicht für einen verbissenen Feind des christlichen Glaubens ein mehr einschneidiger und erschütternder Vorwurf gemacht werden, als ein derartiger Vorwurf von dieser Seite, denn er stört den Unglauben und beunruhigt das Gewissen. Eine Mahnung und

---

[1] Welcher Frevel von Seite dieses Pfarrers!

ein Vorwurf vom Sterbebette aus ist nicht so leicht aus dem Gedächtniß hinauszuwerfen.

Den Vorfall erzählt Jacobi, gerade in dieser Angelegenheit als Berichterstatter ein außerordentlich unparteiischer Zeuge.

Die Herren Danzel, Guhrauer, Maltzahn und Boxberger suchen in ihrer Schrift diesen Bericht als unklar darzustellen wie folgt.

Danzel (II, 572—573):

„Hier muß ich eines Briefes gedenken, den Jacobi nicht lange nach Lessings Tode an Elise Reimarus (15. März 1787) schrieb und worin eine gewisse Stelle zu Mißverständnissen (sic!) über Lessings damaliges Wesen verführt (!) hat.“

„Jacobi spricht da von einem „heimlichen Gram“, der viel zu Lessings Tode beigetragen haben möge: „„Es lag eine gewaltige Schwermuth auf ihm, und ich werde nie einen Morgen vergessen, den ich auf meiner Zurückreise mit ihm zubrachte. Erst disputirten wir, ich widerlegte einige seiner Behauptungen so nachdrücklich, daß er nicht weiter konnte. Sein Gesicht wurde entsetzlich, ich habe nie so ein Gesicht gesehen. Aber bald darauf wurde er weich und je länger, je vertraulicher. Er klagte mir, daß ihn Alles verließe. Selbst eine gewisse Person, die ihm seit Jahren mit der innigsten Freundschaft zugethan gewesen und von der er gewiß wäre, daß sie ihm sogar ihre Hand nicht versagt haben würde, auch diese entferne sich jetzt von ihm. — Er ließ mich von ferne argwöhnen, seine verstorbene Frau habe ihm auf dem Todbette Vorwürfe gemacht, daß er sie mit unglücklichen Meinungen angesteckt habe. So etwas wäre entsetzlich und verböte ihm, an Ehe, an Kinder, an Liebe zu denken. Was ich hierauf erwiderte, können Sie sich ungefähr vorstellen. Vornehmlich suchte ich ihn zu bereden, zu mir nach Düsseldorf zu kommen, wo er vor allen Gläubigern ziemlich sicher sein würde.““ —

Diesen jedenfalls sehr achtenswerthen Bericht suchen die obigen Herausgeber schon in den Einleitungsworten und am Schluß auch in folgender Note abzuschwächen:

„Aus diesen gewiß sehr bedeutungsvollen Aeußerungen schließt ein berühmter Theologe der Gegenwart[1] in einer etwas

[1] Die Herren verschweigen aber den Namen des Theologen — warum? Wäre es nicht ehrenhaft gewesen, zu schreiben: der Theologe N. N.? Die Herren wollen eben kein Zeugniß gegen ihre Anschauungen aufkommen lassen; das haben sie von Lessing gelernt, der den Herzog gebeten, er möge der gegen ihn gerichteten Schrift des Propst Reß: „Die Auferstehung Jesu ohne Widersprüche“ **den Druck verbieten.** (Heinemann: „Erinnerung an Lessing.“ Leipzig, Hirzel, 1870. S. 83.)

geheimnißvollen Weise, daß Lessing einen Pfahl im Fleische gehabt. Aber wo dieser Pfahl Lessingen im Fleische gesessen, ist kein Geheimniß, es ist hier auf allen Blättern zu lesen."

Aber warum sprechen denn die Herren auch auf so geheimnißvolle Weise vom Pfahl, den Lessing im Fleische gehabt hat? Er ist kein Geheimniß, und der Leser soll ihn hier (in ihrer Schrift) auf allen Blättern suchen! Es wäre doch ehrlich, aufrichtig und für die Leser rücksichtsvoll gewesen, den Pfahl zu bezeichnen, statt den Lesern einen geheimnißvollen Dunst vorzumachen.

Und zu allerletzt nach ihrer Geheimnißthuerei spielen sie noch den letzten Trumpf aus, um dem Leser den Bericht Jacobis auszureden:

„Ob Jacobi Lessingen in Bezug auf seine verstorbene Frau richtig verstanden, bleibt dahingestellt."

Nun, daß dieser Bericht Jacobis diesen Herren sehr zuwider und unangenehm ist, das „bleibt nicht dahingestellt", denn das haben sie durch die Abwehr desselben sehr deutlich zu erkennen gegeben.

119. Was die Freundin Lessings (Frau Reiske) für große Stücke auf ihr Porträt gehalten hat.

Eine sehr charakteristische Episode: Moses Mendelssohn war mit seinem intimen Freund und Genossen Johann Jacob Reiske im Briefwechsel gestanden. Dieser Briefwechsel, an dem auch Lessing sich betheiligte, erschien zu Berlin bei Voß 1789. Da ist eingefallen der Frau Reiske, daß sie könnte zurückbekommen ihr kostbares Porträt, „vielleicht auch noch mit dem Kasten" (!!), in welchem diese Dame es dem Hofrath Lessing

---

Ein schöner Beweis, mit welchen Mitteln Lessing kämpfte und wie er seine literarischen Gegner, denen er sich nicht gewachsen fühlte, durch Polizeigewalt zum Schweigen zu bringen suchte. Wenn die Gegner Lessings das Gesetz zu ihrem Schutze anriefen, so war das niederträchtig, — wenn aber Lessing die Gewalt zu seinem Schutze anrief, so war das ehrenhaft, denn Lessing konnte ja nie niederträchtig sein.

zugeschickt. Der Brief an den Nachfolger Lessings in der Bibliothek lautet[1]:

„Bornum, den 20. Septbr. 1786. Der Herr Münzdirektor Lessing zu Breslau hat mir schon vor ein paar Jahren gemeldet, daß ich mein Portrait, das der selige Herr Hofrath Lessing bei sich gehabt, wieder zurückerhalten soll; allein der Herr Advokat Langenstraß, der den Auftrag hatte, mir's zu schicken, sagte mir, es sei bei Ew. Wohlgeboren Abwesenheit auf dem Schlosse eingeschlossen. Darf ich also wohl gehorsamst bitten, mich gütigst zu benachrichtigen, wann ich es kann abholen lassen und ob vielleicht der Kasten, in welchem ich es dem seligen Herrn Hofrath von Leipzig aus zugeschickt habe, noch vorhanden ist. Sollte Ew. Wohlgeboren aber Bedenken haben, mir das Bild auszuliefern, so bitte deswegen den Herrn Langenstraß fragen zu lassen. Es ist unter andern Portraiten an einer Rose am Kopfe und einer Art von dunkelgelben Kleidung kennbar."

Interessant und charakteristisch ist, daß diese Dame außer dem Verlangen nach ihrem Porträt auch noch nach dem alten Kasten seufzet, in welchem sie vor Jahren ihr Bildniß dem Lessing zugeschickt hat, und daß sie vermuthet, Lessing habe auch diesem alten Kasten als einer theuren Reliquie so viel Aufmerksamkeit geschenkt, ihn eigens in irgend einer Sammlung von werthvollen Gegenständen aufzubewahren! Phantasie und Gedächtniß wunderbar orientalisch! Ein Wunder, daß sie nicht auch gefragt hat, ob die Nägel noch da sind, mit denen der Deckel auf den Kasten genagelt, und der Strick, mit dem er zugebunden war. Der Herr Kammerherr Suhm zu Kopenhagen hat ihr die orientalischen Papiere ihres seligen Mannes abgekauft, und der Herr Professor Adler zu Kopenhagen wird selbe herausgeben. Sie erzählt demselben, ihr Mann habe selber die Annales Abulfedae Moslemici aus dem Arabischen ins Deutsche übersetzt und mit sehr vielen Anmerkungen versehen, und der selige Hofrath Lessing versicherte, „es stecke ein wahrer Schatz von arabischer Gelehrsamkeit darinnen".

[1] Heinemann: „Zur Erinnerung an Lessing." Leipzig, Hirzel, 1870. S. 179.

126. Das Theater als Surrogat für die Kirche.

Baumgartners Schrift: „Lessings religiöser Entwicklungsgang“ ist allen Jenen besonders zu empfehlen, welche Lessings Streitigkeiten und Streben vom theologischen und philosophischen Standpunkt beurtheilen wollen. Treffend ist Baumgartners Betrachtung über Lessings Plan, das Theater zur Bildungsschule der Nation zu machen (S. 64):

„Je mehr Lessing sich vom Christenthume entfernte, desto mehr bildete sich ihm thatsächlich die Idee aus, das Theater nach antikem Vorbild zur Hauptbildungsstätte der Nation zu gestalten. Seinen Gipfelpunkt erreichte dies unnatürliche und hoffnungslose Streben, das mit der geschichtlichen Entwickelung der dramatischen Kunst bei Heiden und Christen im schroffsten Widerspruche steht, als Lessing nach Hamburg zog und als Dramaturg das vielversprechende Nationaltheater eröffnete. Da hieß es in dem von Hagedorn gedichteten Prolog von der dramatischen Kunst:

„Die Vorsicht sendet sie mitleidig auf die Erde
Zum Besten des Barbars, damit er menschlich werde.
Weiht sie, die Lehrerin der Könige zu sein,
Mit Würde, mit Genie, mit Feuer vom Himmel ein,
Heißt sie mit ihrer Macht durch Thränen zu ergötzen,
Das stumpfeste Gefühl der Menschenliebe wetzen,
Durch süße Herzensangst und angenehmes Grau'n
Die Bosheit bändigen und an den Seelen bau'n,
Wohlthätig für den Staat, den Wüthenden, den Wilden
Zum Menschen, Bürger, Freund und Patrioten bilden.“

„Sie soll den Königen, denen sonst Niemand beikommen kann, zur Reinigung der Leidenschaften verhelfen, sie soll das Gesetz gegen die Wächter des Gesetzes behüten, sie soll die ganze innere Denkart des Volkes, welche kein Staatsgesetz erreichen kann, sittigen, Menschenliebe, Edelmuth und jegliche Tugend lehren u. s. w., kurz Alles in Allem die vollständige Aufgabe der Religion übernehmen. So viel die Kunst im Dienste der Religion unstreitig zur Veredelung der Menschen beitragen kann und soll, so vermessen und thöricht war das Beginnen, sie zur ersten und ausschließlichen Bildnerin der Menschheit erheben zu wollen. Es mußte sich rächen und rächte sich auch. Während die Prediger Hamburgs über die zunehmende Glaubenslosigkeit und Sittenlosigkeit zu klagen hatten, konnten die edlen Schauspieler die Kritik ihres Dramaturgen nicht ertragen, die edlen Theaterunternehmer geriethen sich wegen Geldinteressen in die Haare, das edle Publikum suchte nach wie vor Pläsir und nicht sittliche Bildung, die Buchhändler wurden so veredelt, daß sie Lessings Schriften nachdruckten und der ganze edle Theaterschwindel ging schon nach einem Jahre

ganz in die Brüche. Der große Lehrer und Bildner der Menschheit stak tief in Schulden und dachte daran, 1000 Meilen weit zu den „Wüthenden und Wilden" zu ziehen, um nur den durch das Nationaltheater veredelten Menschen, Bürgern, Freunden und Patrioten zu entkommen."

Was hier Baumgartner über die Folgen der Belehrung durch das Theater nur auf Hamburg localisirt, das kann man überall erleben, wo das Theater der vorwiegende Lehrstuhl der Bildung sein soll. Uebrigens wird an diese frommen Lessing- und Hagedorn-Wünsche in neuester Zeit auch kein vernünftiger Mensch mehr glauben. Wenn Hagedorn in unseren Tagen (wie er es damals gethan) alles sociale und politische Heil, alle Sinnesänderung zum Guten bei Königen, Bürgern und Völkern vom Theater ausgehen lassen wollte, so würde sich dieser Hagedorn eklatant lächerlich machen. Gerade in den größten, mit vielen Theatern gesegneten Städten ist immer die Revolution am blutigsten ausgebrochen oder lauert auf Gelegenheit, ihre blutigen Ausbrüche zu erneuern.

Nathan der Weise hat viele Christen verdummt, aber weder einen Christen, noch einen Juden besser gemacht, — die schlechten Juden sind schlechte Juden, und die schlechten Christen sind schlechte Christen geblieben; die Nathanpredigt hat, wie man zu sagen pflegt, noch keinen Hund aus dem Ofen gelockt.[1]

121. Wie die Literatur über Lessings „Nathan" als Einleitung zum Lessingcultus von einem Reallehrer vorgetragen wird. Dazu ein Gegengewicht.

Naumann[2], ein großer Verehrer Lessings, hat es sich zur Aufgabe gemacht, den Cultus des Dichters unter seinen Realschülern zu verbreiten. Er lobt selbstverständlich alle Schriften,

---

[1] Hier wäre ein Talmudwitz, mit obligatem Grinsen begleitet, anzubringen: „Wie, hat nicht der Nathan aus dem Ofen gelockt so viele Goyimhunde, die so keck sind, zu bellen gegen das größte Meisterwerk, was je ein Menschengeist, der nicht von unsere Leut ist, hat zusammengebracht? Pfui! und noch einmal pfui!"

[2] „Literatur über Lessings Nathan." Aus den Quellen von F. Naumann, Oberlehrer an der Annen-Realschule in Dresden. Separatabdruck aus dem Osterprogramm der Annen-Realschule für das Jahr 1867. Dresden, Burdach 1867.

welche den Lessing loben, und ist mit jenen unzufrieden, die ihn nicht loben. In demselben Sinne bringt er sehr ausführliche Lobcitate und ist außerordentlich sparsam mit Tadelcitaten; besonders führt er jüdische Urtheile über den „Nathan“ an, die selbstverständlich sämmtlich in der höchsten Begeisterung arbeiten und in Lessing den Apostel der Toleranz anbeten. Wer in Ungarn, Galizien, Böhmen, Mähren in tausenden von Städten und Ortschaften herumgeht und dort Thatsachen vor seinen Augen sich abspielen sieht, welche als offenbare Früchte der modernen Nathantoleranz, wie selbe von den Christen durch Lessing in Anspruch genommen worden, hinzunehmen sind, der kann sich von dem Segen der Lessingtoleranz ein recht anschauliches Bild machen. Diese dummen Bürger und Bauern, von Juden um ihre Habe gebracht, ausgewuchert, von Haus und Hof vertrieben, zu Taglöhnern und hungernden Sklaven herabgedrückt, so daß sie zu Hunderttausenden nach Amerika auswandern, lassen sich weder durch den weisen Nathan, noch durch die Anbeter Nathans und Lessings von ihren verschrobenen Ansichten bekehren. Die armen Teufel wollen nämlich gar nicht zur Einsicht kommen, wie edel diese Nathane sind, wie liebreich dieselbigen mit ihnen verfahren und welches Glück es ist, daß diese Nathane durch verschiedene, sehr tolerante Gesetze, von sehr toleranten Parlamentir-Ciceronen zusammengesetzgebert, gesetzliche Torturwerkzeuge erlangt haben, dem Bürger und Bauern sehr bequem den letzten Knopf aus seinem Sack herauszuschwindeln, sich wie Blutegel um seinen Leib zu legen und ihm das Blut auszusaugen. Sie haben keine Aesthetik im Leibe, sondern hungrige Magen, sie haben sehr harte Köpfe. Der Nathan will ihnen durchaus nicht eingehen, und zu einem Monument für Lessing würden sie auch für den Fall, daß der Eine oder der Andere noch einiges Geld hätte, sicher nichts beisteuern. Sie sehen eben nur vor sich die wahren Nathane und lassen sich durch den Komödien-Nathan durchaus nicht bekehren; das kommt daher, weil sie roh sind, keine Bildung haben und weil man vergessen hat, sie in der Schule statt des veralteten, aberglaubensvollen Katechismus „Nathan den Weisen“ studieren zu lassen.

122. Ein Urtheil Begers.

Beger, Dr. Fr. August, „Nathan der Weise und sein Gleichniß von den drei Ringen", Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen, herausgegeben von Herring, 31. Bd., 1862 (S. 241—258), schreibt:

„Einen großen Theil oder in der That wohl den größten Theil seines Ruhmes verdankt „Nathan der Weise" dem von der großen Menge unverstandenen Gleichniß von den drei Ringen."

Nachdem der Verfasser die drei monotheistischen Religionssysteme, Islam, Judenthum, Christenthum charakterisirt hat, kommt er zu dem Resultat:

„Das Märchen oder Gleichniß von den drei Ringen hat also in seiner Anwendung auf jene drei Religionen, insofern dadurch die Ansicht versinnlicht werden soll, daß die drei Religionen ebenso wenig als jene drei Ringe zu unterscheiden seien, auch nicht den geringsten Werth. Es verdient daher auch seinem Inhalt nach keineswegs als Wahrheit und Weisheit, sondern nur, worauf es auch in seiner Quelle allein Anspruch macht, als List und Schlauheit des geizigen und wucherischen Juden Nathan oder Melchisedek eine mäßige Bewunderung."

Ueber Pfrangers Gegenstück: „Der Mönch vom Libanon" geht der Verfasser sehr flüchtig hinaus; er meint, es sei eine Vertheidigung der geoffenbarten Religion — nur etwas zu schwach.

123. Wie die Juden bei Lessingfesten immer das Violon bearbeiten. Wie sich ein Herr Bone, der die Nathantoleranz als Schwindel erklärt, am ganzen 19. Jahrhundert versündigt.

Daß bei Lessingfesten die Juden immer die große Baßgeige spielen, ist erklärlich. In Kamenz wurde am 1. Juni 1863 eine Lessingbüste eingeweiht; ein Dr. Goldschmidt hielt dabei eine Rede, die bei allen anwesenden Juden (Ernst Beck, der die Feier in einer Broschüre verewigte, sagt sehr vorsichtig: bei allen Festgenossen) einen enthusiastischen Widerhall fand. Naumann citirt die Kraftstelle der Goldschmiedekunst:

„Dadurch, daß wir ein Standbild aus Erz und Stein Ihm errichtet, dadurch ehren wir uns (Juden), dadurch daß wir ein Denkmal in unserm Herzen errichten und das verwirklichen, wonach er gestrebt und gerungen, dadurch ehren wir Ihn und uns (Juden) zugleich. Seine Emilia Galotti, eine Mahnung sei sie uns zur Wahrung der Würde und Ehrenhaftigkeit der Einzelnen

und im Einzelnen; seine Minna von Barnhelm, sie sei uns das Vorbild ächter und wahrhafter deutscher vaterländischer Gesinnung; sein Nathan endlich, er sei und bleibe uns das, wofür er bereits anerkannt ist: ein Vermächtniß der zur Einheit und Versöhnung berufenen ganzen Menschheit."

Die „Emilia" und die „Minna" sind hier doch offenbar nur Sand in die Augen für die blöden Goyim (freilich echter Goldsand), der „Nathan" ist das wahre Lobmaterial, die Einheit der Menschheit, wie sie so wundervoll schön in den talmudischen Schriften zu finden ist: die Juden als die Herren, die Goyim als die Knechte.

Und da stehen sie unten, „die geistreichen, aufgeklärten Goyim", und applaudiren, daß es eine Freude ist, und die „öffentliche Meinung" lobt sie, und wenn die Vertreter der öffentlichen Meinung unter sich sind, so lachen sie sich ins Fäustchen und sagen: Sie (die Goyim) sind nur als Thiere zu achten, und wir führen sie hin, wohin wir wollen!

In Köln ist ein Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten erschienen von Heinrich Bone, bei Du Mont-Schauberg. Auf dieses Lesebuch ist der Herr Oberlehrer Naumann gar nicht gut zu sprechen; denn es heißt darin:

„Das viel gepriesene Stück Nathan hat sein Entstehen und seinen selbst von poetischer Seite emporgeschraubten Ruf lediglich dem darin vertretenen Rationalismus, religiösen Indifferentismus und glaubenslosen Tolerantismus im Gegensatz zur positiven Religion zu verdanken, und doch sind die Vertreter dieser Idee: der mit Gott und der Welt grollende Tempelherr, der bis zur Lächerlichkeit kraftlose Saladin, welcher sich füglich nur mit Mütze und Schlafrock denken läßt, die nach Belieben in Entzücken und Ohnmacht fallende Recha, sowie endlich die Hauptperson, der selbstgefällige Nathan, dessen Weisheit am Ende nur darin wurzelt, daß er sagen kann: Wenn's Haus verbrannt wäre, so hätte ich ein neueres und schöneres gebaut — alle diese Vertreter sind nicht eben einladend, ihrer Toleranz sich anzuvertrauen, indem man deutlich genug merkt, wie leicht sie ins Gegentheil umschlagen könnte, wie verächtlich wenig man bei ihnen gelten würde, wenn man etwa wirklichen Glauben mitbrächte, der dann doch auch mindestens Toleranz verdient."

„Als ein Beweis für Armuth und Manier des Dialogs mag hier angeführt werden, daß das Stück über 1000 Fragezeichen und wohl noch mehr Ausrufungszeichen enthält, die Worte, die der eine spricht, wiederholt der andere in Fragen, z. B.: „Recha war bei einem Haar mit verbrannt." — „Verbrannt? Wer? Meine Recha?" — Von poetischer Sprache kann gar keine Rede sein."

Ein ganz entsetzlicher Mensch, dieser Bone! Wie man nur so pöbelhaft gegen die Aufklärung des 19. Jahrhunderts, gegen die approbirte öffentliche Meinung sich versündigen kann!

Naumann (wo ist der Taufschein?) lamentirt:

„Das Buch soll in vielen österreichischen Schulen, sogar in Staatsgymnasien Eingang gefunden haben. Solche Speise also wird dort der deutschen Jugend geboten. Das sind die Gesichtspunkte, von denen aus man sie unsere deutschen Dichterheroen auffassen, dies ist der Maßstab, nach welchen man sie dieselben beurtheilen lehrt."

Entsetzlich! Sogar an Staatsgymnasien! Solche Speise der deutschen Jugend! Warum beruft man nicht die Naumänner, die Goldschmiede u. Comp. nach Oesterreich? Die Crucifixe hat man auf Andrängen der löblichen Judenschaft schon aus den Schulen entfernt; das ist nur ein Anfang, eine Abschlagszahlung! Lessing-Statuen oder mindestens-Büsten in jeder Schule, statt des dummen Katechismus — „Nathan" auswendig lernen. Dann wird Oesterreich floriren. In Polen und Ungarn ist schon der höchste Flor erreicht. Ein wohlhabender Bauernstand, die Arbeiter sehr gut gehalten und bezahlt, ein unverschuldeter Adel — Alles in der Blüthe. Die weisen Nathane beherrschen die öffentliche Meinung u. s. w.

124. Wie ein Dr. Köpke den „Nathan" nicht für eine Lectüre an Obergymnasien empfiehlt, und ein sehr liberaler Herr Dr. Mayer die verlogene Toleranz des Nathan nachweist, und Dr. Hengstenberg den „Nathan" direkt gegen den zweiten Glaubensartikel gerichtet erklärt.

Da kommt nun schon wieder ein so entsetzlicher Professor Dr. Köpke und bringt in S. Mützels „Zeitschrift für das Gymnasialwesen", 10. Jahrg., Band 1, 1856, S. 181—189, einen Artikel, der den großen Diesterweg sehr erbittert, ob Lessings „Nathan" eine passende Lektüre für die Oberklasse eines Gymnasiums abgeben könne? — Der schreckliche Mann sagt nein; denn

„Nathans künstlicher und literarhistorischer Werth entzieht sich dem Verständniß der Schüler auf allen Stufen seiner Bedeutung, läßt die Jugend besten Falles kalt und seine Schönheit erwärmt keinen unserer Schüler." („Ein schönes Zeugniß für ein Gym-

nasium!" ruft der immer erhitzte Diesterweg hierüber aus.) „Fragt man die Jugend nach ihrer Theilnahme am Nathan, so hat sie keine sittliche Erhebung, die ihr belebend nachwirken könnte, gewonnen." („Bedauernswerthe Jugend!" ruft Diesterweg, der Hohepriester der Schul-Aufklärung.) „Das Drama ist auf einer Polemik basirt, die geradezu gegen das ankämpft, was der Jugend am meisten Noth thut und was die Aufgabe der höhern Lehranstalten nicht ist zu untergraben, den Glauben." — —

Herr Diesterweg ist natürlich voll des Hohnes über diese Anschauung und Kritik, er war ja sein ganzes Leben lang eifriger Untergraber.

Auch die „Evangelische Kirchenzeitung" von Hengstenberg hat sich wiederholt enschieden gegen den „Nathan" ausgesprochen, zuletzt im Jahre 1864, Nr. 64—66.

Auch Wilhelm Meyer: „Lessing und der Begriff der Toleranz" (im „Freihafen", 1841, Augustheft, S. 159 u. 189) spricht sich gegen „Nathan" aus und kommt zu einem Resultat, dessen erste Zeilen wir hier bringen:

„Wir sehen nach allem diesem, daß Lessing im Irrthum ist, wenn er die Idee der wahren Humanität und die damit verwandte Idee der Toleranz, die im Christenthum ihre Wurzeln haben und die er selber dem Christenthum entlehnt hat, in der sogenannten natürlichen Religion, welche nichts anderes ist, als das farblose Schattenbild des Christenthums, nachzuweisen oder daraus herleiten zu können glaubt. Als Religionsphilosoph, als Theolog hat er geirrt, als Dichter hat er einen ästhetischen Mißgriff gethan." „So ist es geschehen, daß das Drama, welches er vorzugsweise der Beförderung der Humanität und Toleranz gewidmet hat, weder philosophisch noch ästhetisch befriedigen kann. Sein Nathan, wir mögen ihn nehmen, wie wir wollen, hat keine objective Wahrheit. Denken wir uns ihn als wirklichen Juden, was er nicht ist und auch nicht sein sollte, so ist es unmöglich, daß er uns christliche Toleranz lehren kann. Nehmen wir ihn als Freidenker, als Deisten, so ist das jüdische Gewand eine falsche Verkleidung, und was er uns lehrt, sind dem innersten Kerne nach christliche Wahrheiten, die aber theils durch leere Abstraktion verwässert sind, theils durch einseitige und schiefe Auffassung ein falsches Gepräge erhalten haben. Die abstrakte Toleranz, die uns Lessing empfiehlt, ist nur die einseitige und oberflächliche Toleranz des Verstandes, der von den Unterschieden der Religionen und Denkweisen abstrahirt oder dieselben von vornherein als identisch hinsetzt, nicht aber die Toleranz der Vernunft, welche die Unterschiede und Verschiedenheiten nur so lange duldet, als sie dieselben noch nicht in der Einheit des Geistes zusammenfassen kann, kurz, sie ist wie der Deismus nur das leere Schattenbild der wahren, der christlichen Toleranz."

Dr. Hengstenbergs „Evangelische Kirchenzeitung“ bringt 1863, Nr. 42, S. 499—504, einen Artikel gegen Dr. Strauß bezugs des „Nathan“, und schließt:

„Es ist ja offenbar, daß der versteckte Angriff des aus dem „weisen“ Juden redenden Christen gegen das Christenthum als die allein wahre, göttliche Heilsoffenbarung, insbesondere gegen den zweiten Artikel des apostolischen Glaubensbekenntnisses (Ich glaube an Jesum Christum seinen eingebornen Sohn) gerichtet ist.“

Es ist der talmudische Haß gegen Christus, der den Juden im „Nathan“ so wohl behagt, und um dessen willen sie den „Nathan“ als das größte Meisterwerk der deutschen Poesie ausposaunen. Würde ein anderer Dichter in einem Drama mit Shakespeares Genie den Gott- und Menschensohn bekannt und verherrlicht haben, so würden die Juden dieses Drama entweder als mittelalterliche Bestrebung verschimpft oder nach Umständen ignorirt haben. Nicht die dürftige Poesie hat dem „Nathan“ zu seinem Rufe verholfen, sondern die specifisch jüdisch-antichristliche Tendenz. Es heißt weiter:

„Denn Lessing war ein negativer Verehrer der Wahrheit, das heißt, er faßte den Irrthum in ungenügende, falsche Beweise, aber positive Liebe zur Wahrheit konnte er auf religiösem Gebiete nicht haben, weil diese Wahrheit ihm fremd war.“

„Was aber Nathan betrifft, so stehen drei Punkte fest:

1. Es sind die Fundamente des Christenthums selbst, welche das Gleichniß von den drei Ringen untergräbt.

2. Die Charaktere, welche dazu verwendet worden, deuten ganz richtig an, in welcher unseligen Sphäre die Unfähigkeit zum Glauben an die Wahrheit der christlichen Offenbarung ihr Nest hat und ihre Kinder ausbrütet.

3. Insofern ist dieses Drama für den, der es gründlich studirt, höchst lehrreich, während es den oberflächlichen Leser, der nur einzelne Aussprüche herausfischt, irre macht.“

125. Wie der Rebb Gabriel Risser den „Nathan“, Lessing und Mendelssohn verherrlicht und ein H. Spielhagen ein Te Deum an Lessing erschallen läßt.

Dr. Gabriel Risser (Jude) sagt in: „Einige Worte über Lessings Denkmal, an die Israeliten Deutschlands gerichtet“, Frankfurt, Schmerler, 1838, mit der unbefangensten, schlau lächelnden Miene Folgendes:

„Im Gebiete der Spekulation war Lessing nicht Christ, Mendelssohn nicht Jude, aber im Leben blieb einer wie der andere der ihm angewiesenen Stellung treu, da strebte jeder redlich, die Keime des Guten, die in dem angeerbten Glauben lagen, zu pflegen und zu entwickeln, den Uebelständen, die sich zu dem überlieferten Glauben anzusetzen pflegen, kräftig entgegen zu wirken. Jeder freute sich an der heilbringenden Wirksamkeit des andern auf dem ihm zugetheilten Boden."

Wir können uns getrost auf die von uns gebrachten Thatsachen und Aussprüche von Lessing und Mendelssohn berufen, welche den eklatanten Beweis liefern, daß sich Risser hier eines total erlogenen Beschönigungs- und Verkleisterungs-Unsinnes schuldig gemacht hat.

Mendelssohn hat sich auf eine Interpellation von Juden hin als einen festen Talmudjuden bekannt, er hat sich nie und nirgends gegen die Uebelstände (besser Niederträchtigkeiten und den ingrimmigsten Haß) des Talmud erklärt, und Lessing hat keine Uebelstände des christlichen Glaubens beseitigen, sondern denselben, so weit es in seiner Macht stand, total vernichten wollen. Das hat Lessing selber in dürren Worten ausgesprochen. Es ist somit eine sehr abgeschmackte Entstellung und Verdrehung der Thatsachen, die der Herr Risser, um den Kern der Judenfrage und Christenfrage zu verschleiern, in obigen Sätzen versucht hat.

Ein Herr Spielhagen hielt 1867 im Saale des Berliner Handwerkervereins am 13. December 1866 einen Vortrag über „Faust" und „Nathan" (gedruckt Berlin, Duncker, 1867), in dem er dem Nathan den Irisbogen, der sich — ein Zeichen troſtreicher Verheißung — leuchtend über den Abgrund spannt, nennt.

Wenn einer über einen Abgrund schreiten wollte, weil ober ihm ein Regenbogen ausgespannt ist, der würde schön ankommen. Irisbogen sind eben keine Brücken, sondern Tropfen- und Luftgebilde, und mit dem „Nathan" kommt die Gesellschaft über den socialen Abgrund nicht hinaus, ebensowenig, als ein Mensch über einen Regenbogen wandeln kann.

Spielhagen (ganz Poesie) schließt mit einer Anrede an Lessing:

„Großer, herrlicher Mann! Wandeltest Du unter Palmen, während der Wintersturm durch die engen Gassen heulte und Dir

die Schneeflocken gegen Dein niedriges Fenster trieb? und ließest Du Deinen Al Hafi nach dem Ganges pilgern, weil Du selbst gefangen warst? Und ließest Du Saladins Mameluken so viel Geldsäcke herbeischleppen, weil Du Dir, um Dein Gedicht nur überhaupt schreiben zu können, von einer mitleidigen Seele ein paar erbärmliche hundert Thaler hattest borgen müssen (von einem Juden)? Und waren Deine Verse so sonnig, weil es um Dich her so dunkel? Und ist Dein Nathan so edel, so groß, so mild, so gütig, weil Du selbst so tief unglücklich warst? Gewiß, gewiß. Denn um die höchste Seligkeit zu schildern, muß der Dichter das tiefste Weh erfahren haben."

Wenn man diese Ekstase vom Wintersturm und vom niedrigen Fenster und von den Mameluken, und von den erbärmlichen hundert Thalern dem Pfefferküchler in Breslau, bei dem Lessing wohnte und Nachts vom Spiele nach Hause kam, oder der prosaischen Magd, welche in Wolfenbüttel in der letzten Zeit seines Lebens bei ihm war, vorgelesen hätte? — Wir haben auch das thatsächliche Verhältniß Lessings zum Herzog von Braunschweig gebracht und gefunden, daß obiges Lamento über das Elend und Weh des Dichters nicht allein dem — breiten Rücken des Schicksals aufgeladen werden konnte. Declamationen sind bisweilen sehr schön, aber Thatsachen lassen sich damit nicht wegdeclamiren.

126. Wie Stirm, Markgraff und Vilmar (Protestanten) sich gegen „Nathan" erklären, und ein Jude in Kassel den Herrn Markgraff als einen Ehrenbeleidiger des ganzen Judenthums proklamirt. Jetzt kann's angehen!

Christian Stirm: „Apologie des Christenthums", 2. Auflage, Stuttgart, Schweizerbarth, 1856, S. 410, erklärt wie Wackernagel,

„daß mit der weiter empor gestiegenen Anschauung der Dinge die Anschauung, die Nathan dem Weisen zu Grunde liegt, nicht mehr kann vereinigt werden, denn das Christenthum steht nicht mit der Geltung des gleichen Werthes oder Unwerthes neben dem mosaischen Glauben, sondern mit dem höhern Werthe eines geschichtlichen Fortschrittes über demselben geordnet, der Islam aber ist als gänzlich unberechtigt bei Seite zu lassen u. s. w."

In der „Protestantischen Kirchenzeitung“ von Krause, Berlin 1863, Nr. 13, kommt der Prediger an der Nicolaikirche, Thomas (Plotz) zu dem Resultat, daß Lessing die von ihm vorgebrachten Grundsätze nicht dem Mosaismus, sondern Christo und dem Evangelium zu danken hat.

Hermann Markgraff hat bei Gelegenheit einer Besprechung der Gottschall'schen Literaturgeschichte („Blätter für lit. Unterhaltung“, 1855, N. 35) gesagt:

„Wer wie Nathan denkt und handelt, ist kein Jude mehr, sondern ein Christ in der echten Bedeutung des Wortes.“

Dagegen schrieb ein Jude aus Kassel einen Schreibebrief; er fand darin eine, wenn auch nicht absichtliche, doch eine Ehrenbeleidigung des Judenthums!

Der kleine Rabbi aus Kassel
Macht ein entsetzliches Gerassel
Und stellt sich so schlau und auch so dumm, als kennte er nicht das Buch,
Was jeder Jude kennen muß, den Schulchan aruch,
In welchem der Haß und Ingrimm gegen die Goyim wird gelehrt,
Und wo zu ersehen, daß die Liebe des Nathan keinen Schuß Pulver werth.

Es wäre, nachdem schon so viel über den „Nathan“ geschrieben worden ist, doch auch die Frage zu erörtern: Woher denn der Nathan sein Geld gehabt, und wie er dazu gekommen ist? In Städten, in welchen die Inundation der Judenschaft darüber Aufschlüsse geben kann, dürfte von christlichen Schülern diese Preisfrage historisch behandelt werden.

Vilmar: „Geschichte der deutschen Nationalliteratur“, 5. Auflage, 2. Bd., Marburg, Elwert, 1852, bezeichnet „Nathan“ als

„ein absichtlich polemisches Stück, in welchem der Stoff als solcher wirken sollte, auch in der That gewirkt hat, und schon dieser Umstand setzt seinen Kunstwerth gegen die beiden andern Stücke Lessings in tiefen Schatten.“

Dieser Vilmar (er war protestantischer Geistlicher) wird von Oberlehrer Naumann sehr getadelt, weil er in seiner Schrift (für Schulen) den „Nathan“, mit zwölf Zeilen abfertigt.

127. Wie der formgewandte, aber geist-bettelarme, logikbedürftige Platen auch seinen Unsinn über „Nathan" proklamirt, und Gervinus behauptet, über Lessing darf Niemand urtheilen, als Lessing selbst. Was er sagt, der Herr Gervinus, ist mitunter gar zu minus.

August v. Platen („Werke", Stuttgart 1852, 2. Bd., S. 275) sagt sehr präcise über den „Nathan":

„Deutsche Tragödien hab' ich die Masse gelesen, die beste
Schien mir diese, wiewohl ohne Gespenster und Spuk;
Hier ist Alles Charakter und Geist, und der edelsten Menschheit
Bild, und die Götter vergeh'n vor dem alleinigen Gott."

Wenn man diese vier Zeilen in Prosa auflöst, so erscheinen sie vor dem Richterstuhl der Logik als completer Blödsinn! Denn erstens ist ja nicht Alles im Nathan Charakter und Geist, der edelsten Menschheit Bild, und es ist darin auch kein Kampf des alleinigen Gottes mit Göttern, sondern nur eine Verherrlichung der Juden auf Kosten der ganzen Christenheit, und gerade der alleinige Gott (Lessings und Platens) erscheint als ein wahrer Stümper, der unter seinen Geschöpfen nicht einmal eine wahre, ihm wohlgefällige Religion zu Stande gebracht hat. Uebrigens ist ja aber auch Platen — das Silbenmaß und den reinen Wohlklang der Sprache abgerechnet — was Gedanken und schon gar metaphysische Gedanken anbelangt, ein wahrer Bettler, der sich in hochtrabenden Worten das Armuthszeugniß selber ausgestellt hat. Wenn er sich hier als Theaterkenner einführt, so ist zu bemerken, daß ihn seine entschieden faden und abgeschmackten dramatischen Arbeiten zu keinem Urtheil berechtigen. Als Dramendichter ist er faktisch weit unter Null geblieben.

Gervinus macht es eigentlich am besten, er ruft geradewegs Allen, die sich erfrechen wollen, über den „Nathan" zu reden, zu: sie sollen das Maul halten, über Lessing hat Niemand zu urtheilen, als Lessing selbst, und was er gesagt hat, das haben Alle als einen unbestreitbaren Lehrsatz anzunehmen. Er ruft: „Daß doch niemals ein Aesthetiker oder Literarhistoriker über Lessings Dichtungen mit eigenen Worten abspreche, und niemals anders darüber rede, als mit Lessings eigenen Worten!"

Kostbarer Einfall! Dann darf man am Ende logischer Weise auch über Gervinus kein Urtheil fällen und niemals anders über Gervinus reden, als wie Gervinus selber über sich geredet hat. Das heißt man Toleranz — die spielt im Sonnenglanz! Die Herren wollen gleich Jedem das Wort „vorm Maul" abschneiden. Ein wahres Glück, daß man im Angesicht von derlei tyrannischen Kraftsentenzen noch die Frage stellen darf: Wer lacht mit? ohne wegen dieser Frage guillotinirt zu werden.

Wenn trotz Zittern und trotz Zagen
Wir es aber dennoch wagen,
Ueber „Nathan" was zu sagen,
Sagt, was kann uns denn geschehen?
Nun, wir werden es schon sehen.
Es kommt nicht zum Halsumdrehen,
Denn Gervinus ist ein Schwätzer
Und ein Hohle-Reden-Setzer,
Doch kein Criminalverletzer.

128. Wie auch Wackernagel so kühn ist, die Verlogenheit der Nathantoleranz zu proklamiren.

Wackernagel hat eingängig über „Nathan" geschrieben, kommt aber am Ende zu dem Schluß:

„Insofern das Gedicht die Glaubensgleichgültigkeit lehrt und die Glaubensgleichgültigkeit in einem Verfahren beobachtet, das der Duldung ähnlich sieht, mag man wohl auch sagen, daß hier Duldung gelehrt werde. — Aber es steht bedenklich um die Toleranz der deistischen Gleichgültigkeit. — Die vom Christenthum abgefallenen Deisten können sich mit Jugendlichkeit für die Götter Griechenlands begeistern, sie empfinden Schauer der Ehrfurcht vor der egyptischen Priesterweisheit. Das Christenthum ist ihnen nur eine Anstalt freudeloser Verdumpfung, ein Gewebe der Pfaffen, betrogener Betrüger. — Und dieser Haß, zum mindesten doch ein Vorurtheil gegen den Christenglauben, er geht als bitterer Geschmack auch durch den ganzen Nathan, und falls das Gedicht auch Duldsamkeit gegen Juden und Mohamedaner lehrte, gegen das Christenthum zeigt und lehrt es nur Unduldsamkeit."

„Ueberblicken wir nun die Reihe der Personen, gegenüber welchen neben den idealisch edlen Vertretern des Judenthums und des Islams die Christenheit vertreten wird. Da ist schlecht bis

zur Schurkerei der Patriarch; gutmüthig, aber voll Aberglaubens, beschränkt und aus Beschränktheit wohl auch des Schlechten fähig Daja, „die gute Haut", sodann „die fromme Einfalt", wie er heißt, der Klosterbruder, in welchem sich aber, damit er so redlich gut sein könne, neben all der einfältigen Frömmigkeit schon etwas von der höhern Weisheit Nathans regt. Endlich die einzigen unter den Christen, die zugleich edel sind von Gemüth und hoch stehen an Geist, der Tempelherr und Recha, Ersterer zwar im Christenthum erzogen und mit dem Schwert ein Verfechter desselben, aber er gibt es mit Geringschätzung, ja mit Hohn an die allgemeinere Menschlichkeit dahin; Recha, zwar getauft, aber was sie vom Christenthum weiß, das weiß sie allein durch die boshaft gutmüthige Schwätzerin Daja, erzogen ist sie in einem menschlich verklärten Judenthum, und zuletzt gehören beide gar nicht zur Christenheit, ihr Blut und ihr Geist und ihre Tugenden sind das Erbtheil eines türkischen Vaters." „Dieser so beflissenen Zurücksetzung des eigenen ihm angebornen, anerzogenen Glaubens gegenüber hat Lessing mit desto größerer Vorliebe das Judenthum behandelt; der beste, der weiseste, der wirklich feinste unter Allen, die das Drama zeigt, ist ein Jude, ist Nathan." „Nathan der Weise selbst, wenn man ihn lediglich von dem künstlerischen Standpunkt aus betrachtet, bietet keineswegs die volle Befriedigung dar, eben wie es tiefer im Gemüth unbefriedigt läßt, daß all den edel gestimmten Menschen auf der Bühne zuletzt so gar nichts bleibt, als ihre guten Werke und deren Bewußtsein, und dem Zuschauer, dem Leser nichts als eine Verneinung."

Der arme Wackernagel! Wie kann er sich erlauben, so keck abzusprechen über ein Werk des größten Dichters aller Zeiten, in dem gesammelt ist, wie in einem Brennpunkt, alle Religion, Philosophie, Völkerkunde, Psychologie, Toleranz und alle freien Künste und Wissenschaften zusammengenommen!!

129. Warum hat Wackernagel nicht gelesen Auerbach, Goldschmidt, Kayserling, Wolffsohn, Mendelssohn und andere Söhne und Rabbiner und Schornalisten und Logensklaven? Auch die „Fliegenden Blätter" (protest. Zeitschrift) gegen „Nathan".

Warum hat Wackernagel nicht gelesen, was die neuen Propheten des alten Bundes: Auerbach, Goldschmidt, (Rabbiner) Kayserling, Wolffsohn, Mendelssohn, Lehmann und alle Schornalisten aus Israel, und der Chor der Freimaurer, welche an der Judenleine mitrennen, so schön geschrieben haben über den „Nathan", der da ist das größte Werk,

was je ein Menschengeist componirt hat, das Werk der Zukunft, das wird und muß gespielt werden auf allen Theatern und muß gelesen und erklärt werden in allen Schulen, das den Religionsunterricht ganz wird überflüssig machen (d. h. den christlichen), wodurch sehen wird die ganze dumme Menschheit, wie für sie das einzige Heil und Glück nur kann kommen, wenn die weisen Nathane werden gebracht haben an sich das ganze Geld und Gut der Goyim, und wenn diese Goyim als Lastthiere werden arbeiten für die weisen Nathane. Und diese Zeit, sie wird und muß kommen, wie es der große Apostel Börne so schön hat gesagt voraus, wo Jeder, der gegen einen Juden sich nur ein Wort erlaubt, wird eingesperrt werden in einen Narrenthurm (verschwarzen soll er, der verfluchte Goy!). Und siehe, da mitten in die Begeisterung hinein platzt in Berlin, in der Stadt der Intelligenz, eine Bombe, geworfen vom Dühring (Gassenbubengeschrei nannte die Bombe ein großes Rabbinerblatt), und es geht seitdem los in der Stadt der Intelligenz eine fluchwürdige Bewegung gegen die weisen Nathane, die sich nimmer läßt niederdämpfen. Und was soll denn geschehen bei anderen von uns als dumm und roh verschrieenen und ausgebeuteten Nationen, wenn Berlin, der Lichtheerd der Intelligenz, vorgeht mit einem so bösen Beispiel? Verwirrung über Verwirrung!

Das ist so der Tenor, wenn sie untereinander sind im stillen Familienkreise und immer noch nicht begreifen wollen, daß der zu stark gespannte Bogen brechen muß, und daß dafür gesorgt ist, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen und daß die Geduld der dummsten Goyim reißen wird.

Die „Fliegenden Blätter“ aus dem Rauhen Hause (ebenfalls eine protestantische Zeitschrift) bringen über den „Nathan“ eine lange Besprechung; am Ende wird hervorgehoben der höhnische Ton, mit dem Nathan über das Christenthum abspricht; ein Umstand, der bezeugt, wie es mit der Nathantoleranz außerordentlich schlecht bestellt ist, und wie die Toleranz des Nathan nur ein Transparent ist, um die dummen Goyim zu täuschen. Die Abhandlung schließt:

„Lessings Nathan steht tief unter dem Niveau des Christenthums Christi und der Apostel, unter der „wirklichen Religion Christi“, auf die Lessing so gern sich zu berufen pflegt, weil

seine Liebe tief unter ihrer Liebe steht, vor allem auch seine Liebe zu Gott und zur göttlichen Wahrheit, um deren willen allein die Menschen gründlich zu lieben sind."

Ueber Jene, welche ihren Glauben an Christus mit einem auf Lessing oder Herder, Goethe oder Schiller sich stützenden Autoritätsunglauben vertauschen, heißt es daselbst:

„Solchen Leuten aber wird im Namen dessen, den doch auch sie nebenbei noch zu bekennen meinen, zugerufen werden dürfen: wer Lessing oder Herder, wer Goethe oder Schiller mehr glaubt, denn mir, der ist meiner nicht werth."

130. Hören wir den Schmid aller Schmide,
Was der singt in seinem Hohen Liede,
Um neben der Weisheit Nathan des Weisen
Auch die eigene Weisheit zu preisen.

Es hat eine Zeit gegeben, in der jeder Unweisheitskopf durch das Loben und Preisen Nathan des Weisen als ein genialer Kopf gelten wollte. Ein Herr Karl Schmid ließ auf dem Lehrertag in Mannheim seine Synagogentrompete erschallen, wie folgt[1]:

„Das Christenthum der Humanität ist die Religion des deutschen Volkes, die Religion, wie sie der germanische Geist mit seinem Blute besiegelt hat. Nicht einen exklusiven, konfessionellen Religionsunterricht soll die Schule geben, der an die Stelle der christlichen Liebe oftmals Haß säet und die deutsche Nation sogleich bei seinem Auftreten in zwei sich bekämpfende Parteien scheidet, sondern einen Religionsunterricht, der Christum, die persönlich erscheinende Liebe verkündet, fern von trennenden theologischen Lehren u. s. w."

Man muß ähnliche Ergüsse hochliberaler Weisheitsspender mit angehört und angesehen haben.

Der Redner wirft im Gefühle seines wissensschweren Kopfes diesen zurück — die sichere Erwartung auf den unausbleiblichen Erfolg blitzt aus seinen Augen, und das momentane Bewußtsein des Redners liegt in der Frage concentrirt: Was, bin ich doch ein blitzgescheidter Kerl!

---

[1] „Allgemeine deutsche Lehrerzeitung." 1863. Nr. 27.

Wenn man diesem Schmid aller Schmiede mit der Frage an den Leib gekommen wäre: Sagen Sie mir einmal, wann und wo hat denn der germanische Geist das Christenthum der Humanität mit seinem Blute besiegelt?

Der geistesarme Germane wäre auch blutleer geworden. Sicher ist, daß dieser Herr Schmid als angeblich germanischer Geistbesitzer für das Christenthum der Humanität noch nicht so viel Blut hergegeben hat, als erforderlich ist, eine solide Bluntze (Blutwurst) damit zu füllen.

Aber donnernder Applaus ist ihm dennoch von der Gesellschaft dieser Musikfreunde zu Theil geworden. — Moral: Man kann mit den billigsten Blutmitteln (Blutleere) und den billigsten Geistmitteln (Geistleere), wenn man ein liberaler Weisheitskopf ist, sich von einer Menge anderer liberaler Weisheitsköpfe bewundern lassen.

131. Wie derselbige Schulrath Schmid „die Majestät der Dummheit" vom Throne herabstürzt, um sich (versteht sich als Majestät der Weisheit) auf denselbigen Thron majestätisch niederzulassen. Tableau!

Bei derselben Gelegenheit spricht dieser große Schmid wie folgt:

„Neben Fichte und Schiller dürfen wir den Mann nicht vergessen, der mit Recht ein Erzieher der deutschen Nation genannt wird, der, als Deutschland seine Nationalliteratur verloren zu haben schien, nach allen Seiten hin die Majestät der Dummheit entthronte, und dafür das hohe Lied der Toleranz in seinem Nathan anstimmte, das Lied der allgemeinen Menschenliebe, das Lessing einst — ein Mann, an dem jeder Zoll ein König war — von seiner alten Kanzel dem Theater herab verkündete und das heute von den Dächern gepredigt werden muß."

Und dieser böse Dühring (doch noch weitaus liberaler und radikaler, als dieser Schulrath) bedauert wieder jene Herren, die sich von den Juden durch den Krakehl über den „Nathan" beschummeln lassen und ein Zeugniß ablegen, daß sie selber von derselben **majestätischen Macht** (d. h. der Dummheit) beherrscht werden. Wie sich die Zeiten ändern!

Wie heißt er, der Minister,
Der diesen Aufklärungspriester
Gefüllt von Phrasenschwefel,
Zu der Erziehung Frevel
Den starken Geistesriesen
Zum Schulrath hat erkiesen?
Die Weisheitsmajestäten,
Sie waren schlecht vertreten,
Als sie zu Mannheim tagten
Und vielen Unsinn sagten.

Dieser unglückliche Dummheitsbezwinger und Jugenderzieher hat mit der Anpreisung des „Nathan" den Ausziehern der deutschen Nation in die Hände gearbeitet. Die statistischen Ausweise über die Verarmung des Bauern- und Arbeiterstandes predigen heute ganz was Anderes von den Dächern, als das, was der weise Salomon Schmid gepredigt hat — als dieser unglückliche Repräsentant der Majestät der Weisheit die Majestät der Dummheit todtschlagen wollte, sich selber aber unvorsichtiger Weise dabei eine tödtliche Wunde beigebracht hat. Die hunderttausend Bauern, die jetzt von den weisen Nathanen um Haus und Hof gebracht sind, rufen: O allgemeine Menschenliebe, wo bist du, o hohes Lied, wer singt es? O Majestät der Dummheit, hat dich der Schulrath wirklich todtgeschlagen, oder bist du gar am Ende seine Meisterin geworden?

Als die Herren Publikümer nach dieser Kraftrede den Saal verließen, wie muß da auf jeder erhabenen Stirne der Siegerstolz über die „Majestät der Dummheit" sichtbar geworden sein!

Wie erhebend ist aber auch ein solches Wort, wenn eine Versammlung von weisen Männern tagt, die ihrer Weisheit froh werden und sich im Glauben an dieselbe befestigen wollen!

O Majestät der Dummheit, du, Deutschlands Weh und Plage,
Der Schulrath schlug dich todt beim Mannheimer Lehrertage.
Doch nur die Majestät allein hat er todtgeschlagen,
Die Dummheit lebt noch fort, trotz allen Lehrertagen.
Und Jene, die über die Dummheit am meisten sich erhitzen,
Die kommen in den Verdacht, daß sie sie selbst besitzen.

„Die Majestät der Dummheit“, das Wort, von Herrn Schmid erfunden,
Das hat als wie ein Funke ein Pulverfaß entzunden.
Die Könige der Weisheit, sie klatschen froh in die Hände,
Und so ging die wahre Dummheit mit Jubel und Trubel zu Ende.“

Ein Redner muß es nur verstehen, seinem Publikum die höchste Werthschätzung durch Schmähung über Nacht, Finsterniß und Dummheit beizubringen und dasselbe Publikum zu versichern, daß es im Besitze von Licht, Freiheit, Aufklärung und sämmtlicher anderen Errungenschaften des 19. Jahrhunderts sich befinde, daran glaubt ein lobdürstiges Publikum fester als an das Evangelium. Die Verkündigung dieses Glaubens ist ja eben das Evangelium der Neuzeit.

Dem Manne, der das Schlagwort von der Majestät der Dummheit erfunden, gebührt folgende Grabschrift:

Hier liegt er nun in Stummheit,
Der in sich tief empfunden
Das Wort, was er erfunden:
Die Majestät der Dummheit.

132. Berthold Auerbach als Barometermacher. Was die deutsche Nation dem Nathan und den Juden für großen Dank schuldig ist.

Hören wir den Juden Auerbach in nur einigen seiner Fleißzettel, die er dem Lessing und Nathan ausgestellt:

„In der Geschichte seines Dramas „Nathan der Weise“, in der Art und Weise, wie es zu verschiedenen Zeitpunkten angesehen worden, spiegelt sich die Geschichte der Humanität in Deutschland seit dem Erscheinen der Dichtung. Die wärmere oder kühlere Aufnahme des Stückes ist ein Barometer der Humanität.“

In „Deutsche Blätter“, 1863, Nr. 32, „sagt derselbe als Kenner und Freund des Volkes“:

„Bald wird Schiller und bald werden alle längst dahingegangenen und doch in Ewigkeit lebenden Geister in Wahrheit Nationaleigenthum des deutschen Volkes werden.[1] Dann wird es

[1] Das wird sehr gut sein, denn wenn dem deutschen Volke sein sonstiges Eigenthum von einem nichtdeutschen Volke abgeschwindelt worden ist, so kann es sich dann mit diesem Nationaleigenthum trösten.

kein Dorf mehr geben, ein Schulhaus gewiß nicht, in dem nicht Schillers „Tell“ und „Wallenstein“, Goethes „Hermann und Dorothea“, Lessings „Nathan“ zu finden sind — und der Wandersmann, der aus seiner Stube hinauszieht auf die Berge und in die Thäler des Vaterlandes[1], weiß, daß er überall seine besten Freunde findet und aus der unsichtbaren Kirche tönt ein Glockenton durch die Lüfte,[2] so weit sich der Himmel über die deutsche Erde wölbt, und unser Vaterland ist eine Geistesheimath, wie keine außer ihr.“

Der schlaue Auerbach läßt Goethe und Schiller so als Elephanten mitlaufen, ihm ist es nur um den Lessing zu thun, der den deutschen Wandersmann über den Edelmuth und die vorzüglichen Eigenschaften seiner Stammesgenossen belehren soll. „Nathan“ ist in den Schulen das Religionshandbuch der Zukunft, versteht sich nur in den christlichen Schulen, für die Goyimjungen; in den Schulen der Nathane bleibt der Schulchan aruch mit allen seinen liebenswürdigen Toleranzvorschriften gegenüber den Goyim. Der „Nathan“ ist nur für die Simpel und Gimpel!

Auch Rabbi Goldschmidt ruft begeistert aus:

„Der Nathan ist und bleibt eine der kostbarsten Perlen der deutschen Literatur, ein historisches Ereigniß, eine geschichtliche That. Durch ihn hat Lessing nicht nur die deutsche Literatur mit einer ihrer schönsten Zierden beschenkt, er hat eine ganze numerisch nicht unbedeutende Klasse — die Juden Deutschlands — mit dem deutschen Vaterlande beschenkt.[3] Lessing, der Mann der Denk- und Glaubensfreiheit, war der rechte Mann, um bei einem Volksstamm Sympathien zu wecken, dem trotz des vielhundertjährigen politischen Drucks, der auf ihm lastete, Denk- und Glaubensfreiheit als der unveräußerlichste, theuerste Besitz galt. Darum erstreckt sich der Einfluß Lessings auf die Juden weit über die Grenzen Deutschlands hinaus. Darum hat im Nathan den Weisen sich und die deutsche Nation verewigt G. E. Lessing.“

Also dem „Nathan“ hat die deutsche Nation ihre Verewigung zu danken! Wenn man nur weiß, bei wem man

---

[1] Wenn ihn der Wucherer, wie dies seit 40 Jahren zu tausend Malen vorkommt, um Haus und Hof gebracht hat.

[2] Zur unsichtbaren Kirche gehört ein unhörbarer Glockenton.

[3] Gar nicht übel; Lessing schenkt den Juden das ganze deutsche Vaterland, und die Juden sind so gefällig, es anzunehmen. Die Deutschen können eine Freude haben. Was sich so ein frecher Mauschel Alles erlauben darf!

sich zu bedanken hat. Die arme deutsche Nation, sie wäre längst untergegangen und vergessen, wenn sie der Nathan mit seinem Kaftan nicht über dem Wasser gehalten hätte. Die Abfassung des „Nathan" haben nur die Juden ermöglicht durch Einlösung der Wechsel Lessings, und somit hat ganz Deutschland eigentlich sein Glück, seine Erhaltung, seinen Fortbestand, seinen Ruhm den Juden zu verdanken! Und das wollen diese deutschen Dummköpfe durchaus nicht einsehen. Seit einigen Jahren verbreitet sich unter ihnen eine Pest — der Antisemitismus; aber wir werden sie niederdämpfen und nicht eher ruhen, bis das Wort Cremieux' in Erfüllung gegangen und der Sieg über die Goyim auf allen Linien unser ist

133. Wie der Jude Kayserling über den „Nathan" philosophirt und dabei auf die Dummheit der Goyim spekulirt.

Der Jude Kayserling in seinem „Leben Mendelssohns" (S. 329):

„Toleranz ist die Grundidee dieser erhabenen Dichtung, jene echte Toleranz, welche nach allen Seiten hin volle Duldung übt, die nichts weiß vom Bekehren und Verdammen Andersdenkender und Andersglaubender,[1] weil sie auf der Ueberzeugung beruht, daß der ausschließliche Besitz der Wahrheit, daß die absolute Wahrheit, als Besitz irgend eines Menschen gedacht, eine Unmöglichkeit sei. Diese Toleranz, welche sich auf dem uralten biblischen Spruch der Liebe gründet, diese Duldung, zu welcher die echte, werkthätige Religiösität hinführt, in ihrem Gegensatze zu zeigen zu der Intoleranz des auf seinen Alleinbesitz pochenden religiösen Fanatismus, das ist die Aufgabe, deren Lösung sich Lessings Nathan stellt, das ist das Thema, welches dieser Dichtung ihren welthistorischen Charakter verleiht."

Wie ist dieser Kayserling doch schlecht unterrichtet; er kennt nicht den Talmud, er kennt nicht das obligatorische Handbuch der Juden, den Schulchan aruch, sonst hätte er obigen Toleranzexcurs nicht geschrieben. Wir setzen rühmend zur Ehre

---

[1] Es gibt aber eine Toleranz, die sehr viel weiß vom Recht, ja, von der Pflicht, den Andersglaubenden zu beschummeln, seines Vermögens sich durch die schändlichsten Mittel zu bemächtigen, ihn nach Umständen zu tödten, aber Alles muß geschehen sehr klug und sehr fein, „daß der Name Gottes nicht entheiligt werde".

Kayserlings voraus, daß er weder Talmud, noch Schulchan aruch kennt, denn würde er diese Bücher kennen, so hätte er sich durch die oben citirte Toleranzpredigt einer colossalen Unverschämtheit und Niedertracht schuldig gemacht. Oder setzt er die Unwissenheit der Goyim voraus? — Lese doch Jeder die 100 heute noch bei Juden im Verkehr mit Christen geltenden Gesetze im „Judenspiegel" von Dr. Jacob Egger, 2. Auflage, Paderborn, Bonifaciusdr., 1884, und Daab: Der Talmud in Vorträgen, Leipzig, Böhme, 1883, und jeder Christ, der die Lessing- und Nathanverhimmelung von Seite anderer Christen liest, der wird erfahren, was er von den Kenntnissen oder vom Charakter dieser Lobspender zu halten hat.

134. Wie der kleine Börne selbstverständlich über Nathan gerührt ist — ganz unendlich, und wie Börne-Sohn und Börne-Vater wie zwei stechende Hummeln einen Bürger von Halle um 174 Thaler beschummeln.

Daß Börne vom Nathan gerührt ist, versteht sich von selbst, er behauptet sogar (II, 4): „Vielleicht ist Lessing der Einzige, von dem man bestimmt behaupten kann: er hat Styl." Es ist sehr bescheiden und schlau von Börne, daß er sagt: vielleicht, denn Börne muß dem Lessing jedenfalls gehen voran; und Goethe hat gar keinen Styl, hat „er doch 50 Jahre lang nachgeahmt die Handschrift des Genies und ist unentdeckt geblieben." Man sieht ihn ordentlich, den kleinen Börne, mit seinem Grinsen, nachdem er das Genie Goethes hat abgestritten so gründlich. Wie kann ein solcher Goy ein Genie haben, wenn ich da bin, der Börne, der Sohn Baruchs aus Frankfurt?

Goethe und Schiller, das sind nur ein paar Triller,
Aber ich bin ein Tonstück — in der höchsten Musik.
Mit dem „dickschnauzigen" Goethe
Hab' ich getrieben mein Gespötte,
Nur ein dummer Goy ist bescheiden.
Ich stehe hoch über diesen Beiden;

Und ich hab' den deutschen Dummköpfen gezeigt,
Wie man die erste Violine geigt!
Ich bin das erste Genie im 19. Jahrhundert,
Ganz Deutschland hat mich — trotz seiner Dummheit — bewundert,
Und bin ich auch gesessen wie ein feiger Bube,
Wenn in Paris ein Krakehl losging, in meiner kleinen Stube,
So hab' ich doch immer muthig mit der Feder gefochten,
Und mir aus Federn den Lorbeerkranz geflochten.
Daß sie mir in meinen „Paß" haben „Jud" geschrieben,
Das ist von mir nicht ungerächt geblieben.
Ich habe damals den Goyim Rache geschworen
Und den Schwur nicht aus meinem Gedächtniß verloren.
Ich hab' diese Schuld mit Zinsen ihnen gezahlt
Und hab' mit dieser Bezahlung mich auch noch geprahlt!
Aber ich und mein Herr Vater, wir waren zu gescheidt,
Um zu zahlen die Schulden aus meiner Studentenzeit;
Erst das Stadtgericht zu Frankfurt hat uns zum Zahlen gezwungen,
Und da ist den verfluchten Goyim ihre Gewaltthat gelungen.
Es hat sich um 174 Thaler gehandelt,
Und die Philister von Halle sind zum Gericht gewandelt.
Sechs Jahre lang hat der alte Baruch herumprocessirt,
Bis ihm die Goyim die Thaler herausjustificirt. —
Im Archiv zu Frankfurt ist es noch zu lesen,
Was wir sind für tapfere Makkabäer gewesen.
Man kann sich die Verzweiflung des Tate malen:
Die Zinsen für sechs Jahre mußt' er auch noch bezahlen.[1]

Dieses sechsjährige Verweigern und Processiren zeigt uns aber eben die tiefe Religiösität des alten Baruch und seines jungen Herrn Sohnes, der ganz der Ansicht seines freigebigen

[1] Durchwegs Thatsachen, zu lesen in Reinganum (Semit auch noch dazu): „Leben Börnes." Der Proceß dauerte von 1807 bis 20. Juli 1813. Selbst Reinganum sagt über den Urtheilsspruch: „Die Gefühle des Vaters aber kann man sich ausmalen!" Der junge Baruch (L. Börne) hat seinen edlen Vater sogar der Großmuth beschuldigt: „er war gewohnt, dem Postillon gute Trinkgelder zu geben!" Hast du gesehn!!

Herrn Vaters gewesen, denn es steht geschrieben im Talmud Baba Bathra, p. 54: „Denn das Geld der Akum (Christen) ist herrenloses Gut, und Jeder, der zuerst kommt, hat den Vortheil.“ (Egger: „Judenspiegel“, S. 49.)

Wir werden die Affaire ausführlich und mit Akten belegt bringen in der Schrift über Börne und Heine. Die Akten liegen (nach dem Geständniß des Semiten Reinganum) im Stadtarchiv zu Frankfurt.

135. Herr Rebb Lehmann belehrt uns: Die Christen sind schäbig und niederträchtig, aber die Juden sind edel und prächtig, und die Goyim haben ohne Unterlaß die Juden verfolgt nur aus Glaubenshaß, — aber Lehmann predigt nur tauben Ohren, wenn er versucht, weißzuwaschen seine Mohren. Lessing ist Israels Engel, — wer's nicht glaubt, ist ein Goy und ein Bengel!

Hören wir nun Emil Lehmann[1], einen der neuesten Lobredner Lessings. Lehmann ist Rechtsanwalt in Dresden und, wie es die Schrift beweist, selber Jude. Er belehrt uns (wie man sich's schon denken kann, ehe man einen Blick in die Schrift gethan hat), daß Lessing der größte Mann seines und aller nachfolgenden Jahrhunderte ist, daß die Juden die edelste Menschenrace sind, daß sie immer nur aus Glaubenshaß und Fanatismus von den Christen verfolgt worden sind, und citirt zum Beweise für seine Lobpreisungen aus dem Lustspiel „Die Juden“, welches Lessing in seiner Jugend verfaßte, acht volle Seiten. Dieser Komödienjude Lessings trieft förmlich von Edelmuth den ganz schäbigen und niederträchtigen Christen gegenüber, die sich als Räuber, Diebe und Lumpe um den edlen Theaterjuden herumdrehen.

In dieser Komödie kommt die von den Juden schon sehr oft als Beweis für ihre Tugend gegenüber den Christen citirte Stelle vor, die wir schon Nr. 15 bis 19 gebracht.

---

[1] „Lessing in seiner Bedeutung für die Juden.“ Vortrag am 21. Januar 1879 auf Anlaß des Mendelssohn-Vereins zu Dresden gehalten von Rechtsanwalt Emil Lehmann. Dresden, Salomon, 1879.

Wir haben schon früher die den Lessing als Liebhaber der Wahrheit zermalmende Kritik Dührings über dieses Judenstück und besonders über die obige Stelle angeführt. Diese Stelle kann von Christen nicht oft genug gelesen und studirt werden; wenn irgendwo (wie es wenigstens geplant ist) auf ein Monument für Lessing gesammelt werden sollte, so wäre es sehr anzurathen, obige Stelle allen jenen gutmüthigen Goyim mitzutheilen, welche um Beiträge dazu angegangen werden. Ein Christ, der sich in der Welt — also auch in der jüdischen Welt — umgeschaut hat und obige Stelle in Ruhe hinunterwürgen und vertragen kann, der verdient es, von Lehmann und Compagnie, von der ganzen orthodoxen und aufgeklärten Judenschaft als vorurtheilsfrei, geistreich, gerecht, scharfsichtig und auch noch genial dazu öffentlich gelobt, aber im engeren Familienkreise als Dummkopf ausgelacht zu werden.

Daß Lessing in Bedrängnissen diese Stelle 1749 niedergeschrieben hat, nun, dafür bietet sein Leben sehr triftige Erklärungen, wie aber ein Jude 1879 diese Stelle als ein Beweismaterial den Goyim wieder unter die Nase zu legen, die Unvorsichtigkeit an den Tag legen kann, das verdient Beachtung.

Lehmann nennt selbstverständlich Lessing „Deutschlands edelsten Dichter, Sachsens größten Sohn, der Humanität eifrigsten Förderer, unerschrockenen Verkünder der Wahrheit, gotterfüllten Propheten der Menschenwürde", der zwei Jahre nach Veröffentlichung seines unsterblichen „Nathan" starb.

„Aber er ist auferstanden und wird fortleben in uns und für uns, so lange Menschen menschlich fühlen, so lange Deutsche deutsch denken, so lange Juden ihr Judenthum hochhalten." [1]

„Er (Lessing) war der Engel, von dem Israel sagen konnte: „der Engel, der mich erlöst von allem Uebel" und er war und wird allezeit sein der Ephraim, mit dem ganz Israel, mit dem alle Völker sich segnen: ein Quell des Heils für die Menschheit."

„Lessing war ein großer Mann, noch mehr ein edler Mensch, kein Mittelgut. Auch Mendelssohn, obschon in anderer Weise und in anderer Richtung, war als Mensch wie als Schriftsteller

---

[1] Gott, wie schlau: Die Taitschen, die taitsch denken, sind sehr fein als Vorspann benutzt, um den nachfolgenden „Juden" aus der Patsche herauszuhelfen.

bedeutend, dem Deutschen jüdischen Glaubens stehen beide gleich groß, gleich bedeutungsvoll da: ein Dioskurenpaar, das ihnen den Eintritt in das gelobte Land der Gleichberechtigung eröffnete."

In diesen „gelobten Ländern der Gleichberechtigung" finden wir ein sehr beglücktes Volk, so z. B. in Polen und Ungarn, wo die Polen und Ungarn das Recht haben, auszuwandern, und die Juden das Recht, einzuwandern; wo der Bauernstand und der Bürgerstand zum Bettlerstand herabgesunken ist, und die Gleichberechtigten das Geld und die Macht in Händen haben, ohne gleiche Pflichten zu erfüllen, wo die einen Gleichberechtigten sich dem Kriegsdienst und der Handarbeit entziehen und den anderen Gleichberechtigten es überlassen, den Blutcontingent zu stellen und die schweren Arbeiten zu verrichten.

136. Wie der arme Goethe in seiner Jugend kühl den Juden gegenüberstand und sich nie für dieselben begeistert hat, weil der Haß sich desselben bemeistert hat! Lessing ist der Größte in der Dichtertrias, sagt Rebb Lehmann. Die Goyim müssen schweigen und thun sich verbeugen.

Dem Goethe wird es von Lehmann (S. 26) sehr zur Last gelegt, daß er (siehe „Wahrheit und Dichtung") den Juden in seiner Jugend kühl gegenüberstand! Der arme Goethe! Er war am Ende gar kein Dichter, es mangelte ihm die rechte Phantasie, sonst hätte er sich schon in seiner Jugend für die Juden begeistern müssen. Goethe hat auch noch das Verbrechen begangen, als Grundsatz die Ideal-Colonie aufzustellen; er sprach die sehr verbrecherische Ansicht aus:

„Wir dulden keinen Juden unter uns, denn nie sollen wir ihm den Antheil an der höchsten Cultur vergönnen, deren Ursprung und Herkommen er verleugnete."

Lehmann erwidert:

„Goethe erschien im jüdischen Wesen Energie als der Grund von allem, unmittelbarer Zweck. Keiner, auch nur der kleinste, geringste Jude, der nicht entschiedenes Streben verriethe, und zwar ein irdisches, jetziges, augenblickliches. Der jüdischen Religion haftet nach Goethe starrer Eigensinn, aber auch Klugsinn und lebendige Thätigkeit an. Kein Wunder, wenn Goethe bei so

schiefer Auffassung den edelsten der Juden, Moses Mendelssohn, nur als einen pfiffigen Juden bezeichnete. Und Schiller, der — fast ein Menschenalter — 30 Jahre jünger war als Lessing, schrieb im Jahre 1789 — 60 Jahre nach Lessings Geburt, 10 Jahre nach dem Nathan — die „Sendung Mosis", in der „von Unwürdigkeit und Verworfenheit der jüdischen Nation" die Rede! Um gerecht zu sein, Lessings Nathan haben beide Dichterheroen, Schiller und Goethe, ihre Sympathien zugewendet. Weit von der Anmaßung entfernt, die Dichtergröße, ja auch nur den Menschenwerth dieser Dichterfürsten herabsetzen zu wollen, wage ich doch die Behauptung, daß vom Standpunkt der Humanität aus Lessing der größte in der Dichtertrias: Lessing, Schiller, Goethe, ist. Und das für alle Zeiten leuchtende Zeugniß dieses Dichteradels ist Lessings Nathan." — —

Recht hat er, der Rabbi Lehmann; wer in der Welt hat ein Recht, zu verbieten eine Behauptung? Wir gehen noch ein Stück weiter und sagen: Das für alle Juden leuchtende Zeugniß der Dummheit und Gemeinheit Shakespeares ist dessen „Kaufmann von Venedig". Wie kann ein Mensch, der nur hat einen Funken von Adel der Gesinnung einen Shylok auf die Bühne bringen oder anschauen, ohne wüthend zu werden?

Der „Kaufmann von Venedig" ist als Stück ganz infam,
Und Lessings „Nathan" ist dafür ein großer Schwamm;
Mit diesem Schwamm wird der Shylok von der Tafel gewischt
Und dafür darauf der weise Nathan aufgetischt.
Und jeder Goy, der nicht an den weisen Nathan glaubt,
Dem hat Dummheit und Fanatismus seine Sinne geraubt.
Und Lessing ist der größte Mann auf der Welt gewesen,
So ist es bei Rabbi Lehmann gedruckt zu lesen.
Warum soll man nicht was zu behaupten wagen,
Um die blöden Goyim damit niederzuschlagen?
Der Goethe und der Schiller, holen soll sie der Satan,
Dann steht der Lessing allein da mit seinem weisen Nathan.

137. Wie Lessing selber die Zerstörung des Christenthums als das Ziel seines „Nathan" trocken ausspricht. Wo der wahre Grund des Judenjubels zu suchen ist.

Wer es weiß und erfahren hat, wie Tausende und Tausende von Menschen in traurigen Lebenslagen ihren einzigen Trost und einzige Stütze im Gebet, in der Hoffnung auf einen gerechten

Richter im Jenseits finden und gefunden haben, dem muß die von Lessing ausgesprochene Tendenz seines „Nathan" — wir wollen nicht sagen teuflisch, aber mehr noch ganz infam und niederträchtig erscheinen. Man kann nicht genug auf die wahrhaft schändliche Stelle im Briefe vom 18. April 1779 an seinen Bruder aufmerksam machen:

„Es kann wohl sein, daß mein „Nathan" im Ganzen wenig Wirkung thun würde, wenn er auf das Theater käme, welches wohl nie geschehen wird. Genug, wenn er sich mit Interesse nur lieset, und wenn unter tausend Lesern nur Einer an der Evidenz und Allgemeinheit seiner Religion zweifeln lernt."

Daß der ganze Anprall des „Nathan" gegen das positive Christenthum gerichtet ist, hat Lessing selber eingestanden; und was hat er selbst dafür gegeben, und was konnte er somit auch Jenen geben, denen er den zuversichtlichen Glauben erschüttert oder weggenommen hat? Die Seelenwanderung, an welche er allen Ernstes zu glauben vorgab, wie seine Freunde und Verehrer auch ganz ernsthaft berichteten. Hier sehen wir Lessing auf der letzten Poststation auf dem Wege des Unglaubens angelangt — beim vollendeten Blödsinn!

Der Spinozismus war ihm nicht mehr genügend; als die Todesfurcht über ihn kam, da warf er sich der „Seelenwanderung" in die Arme.

Lehmann erzählt sehr schlau die Geschichte mit den 300 Thalern, die Lessing vom Kaufmann Wessely zur Zeit der Abfassung des „Nathan" borgte. Zum Druck, sagt Lehmann, zum Wechselschuldenbezahlen aber war das Anlehen. Und sehr unbefangen setzt Lehmann hinzu:

„Dieser Moses Wessely, selbst kein reicher Mann — sie waren es alle nicht, die sich Lessing und Mendelssohn anschlossen — hatte Briefe über Lessings Emilia Galotti geschrieben."

Als ob es nie Kassen gegeben hätte für gemeinsame Auslagen zur Förderung der jüdischen Angelegenheiten! Lehmann scheint von diesen Kassen nichts — wissen zu wollen.

„Und wo ward „Nathan" zum ersten Male gelesen, gefeiert und gepriesen? Es ist charakteristisch für „Nathan" und für Lessing. In der Loge zu Aschersleben las Gleim — so erzählt Matthison — in der Pfingstwoche 1779 einige Scenen aus

„Nathan". Lessing selbst war 1771 in der Loge zu den 3 goldenen Rosen in Hamburg in den Bund der Freimaurer getreten. Und in der Loge zuerst ist er aufgegangen, der herrliche Keim, den Lessing im „Nathan" gelegt."

Die Juden benutzen bekanntlich seither die Loge zu ihren Zwecken. In Frankreich ist schon oft die Klage laut geworden, daß die Juden, welche der Loge angehören, nach jeder allgemeinen Sitzung eine Privatsitzung halten, in welcher erst die specifisch jüdischen Interessen behandelt werden, von denen die getauften Maurer nichts hören dürfen, daß sie nicht stutzig werden. Die getauften Maurer werden daher, wie es schon oft bemerkt wurde, von den Juden als die Cretins behandelt, denen die Ehre zu Theil wird, für die Juden die Kastanien aus dem Feuer zu holen. — In Ungarn fangen die getauften Maurer auch schon an, ein wenig stutzig zu werden.

Lehmann beklagt es, daß schon zu Zeiten Lessings Viele nicht über den „Nathan" dachten, wie Mendelssohn, der den „Nathan" ein herrliches Lobgedicht auf die Vorsehung genannt hat. Er setzt hinzu:

„Und auch viele, viele der Späteren, ja der Heutlebenden denken nicht so.[1] Blickt man sich um in der massenhaft angeschwollnen Literatur über Lessings „Nathan", man erschrickt[2] über die Menge derer, die noch heute, nach einem Jahrhundert, die Gesinnung des Patriarchen, freilich im modernen Kostüm, zur Schau tragen."

Also Dühring und so viele Andere haben die Gesinnung des Patriarchen! Allerschlauest ausgedacht — nur gar zu fain, fain, fain. Das christliche Volk ist im Angesicht der fürchterlichen Thatsachen klüger geworden, es steht nicht mehr auf jener niederen Stufe, wie Ende des vorigen, Anfang des jetzigen Jahrhunderts.

---

[1] Sehr begreiflich. Mit Zunahme der Herrschaft und Arroganz der Juden ist der fromme Lessing-Nathan-Glaube im Abnehmen begriffen, bis er endlich in den vollsten — Unglauben ausartet.

[2] Wer erschrickt? Rabbi Lehmann und Compagnie.

138. Der Toleranzspeck ist schon ranzig, und die Goyim wittern Unrath. Was Auerbach vor seinem Tode bedauert! Rebb Gottlober übersetzt den „Nathan" ins Hebräische.

Der Toleranzspeck stinkt schon so arg, daß sich die Goyim (mit der Zeit bekommt man ja auch einen feineren Geruch) mittelst desselben nicht mehr in die Falle locken lassen. Der Nathanschwindel geht seinem Ende zu, die Juden im Ganzen und Großen haben selber den „Nathan" lächerlich gemacht.

Lehmann ruft am Ende aus:

„So dringt allmählich in alle Fernen das Licht, das du entzündet, herrlicher, unsterblicher Gotthold Ephraim Lessing! Die Menschheit ehrt in dir einen ihrer erhabensten Geister, Deutschland einen seiner größten Männer, die Juden ihren edelsten Wohlthäter."

Wie sich die Juden dieses ihres edelsten Wohlthäters würdig gezeigt haben, das fangen sämmtliche Christen immer mehr und mehr zu verspüren an. Die christlichen Rosse verweigern es sehr obstinat, immer mehr und mehr, am Triumphwagen des edelsten Wohlthäters der Juden anzuziehen. Der Wind schlägt um, es ist ein anderes Wetter im Anzuge.

Mag sich auch die Maurerloge
Einen mit der Synagoge[1],
Der Rabbi selbst bedauert sehr:
Das Volk wacht auf, es schläft nicht mehr.
Es sagt der Lehmann weiter: Ja, man erschrickt,
Wenn man jetzt, nach 100 Jahren, viele Leute erblickt,
Die den „Nathan" nicht so loben,
Wie ihn der Mendelssohn hat erhoben,
Die nach Art des Lessing-Patriarchen
Im Schlaf der Dummheit und des Fanatismus schnarchen.
Und Lehmann ruft aus unwirsch und verwundert:
Das Alles geschieht noch heut, nach einem Jahrhundert!

---

[1] Es wird um Erlaubniß gebeten, hier Synagoge um des Reimes willen als Synagosche auszusprechen.

Auch der Jude und Freimaurer Auerbach lamentirte vor seinem Tode, daß so viele Schriften herauskommen, welche den traurigen Beweis liefern, daß eine total anti-Nathanische Strömung im Anzuge ist. Es war doch Alles so schön eingeleitet, um die Weltherrschaft der Auserwählten immer höher aufwärts zu bringen, und jetzt fängt der ganze Pyramidenbau unten in seinen Grundfesten zu wackeln an! Wo soll das hinführen? Man hat leider die Goyim noch für viel dümmer gehalten, als sie wirklich sind.

Lehmann stellt den Christen selbst die ästhetischen Türken als Muster vor:

„Nicht bloß in den Kulturstaaten, selbst in Konstantinopel ist Nathan als „der weise Judengreis“ über die Bühne gegangen. Ins Hebräische übersetzt hat ihn 1874 der jüdische Gelehrte Abraham Gottlober in Petersburg als Noson hechodom. Auf dem Titel steht in hebräischer Sprache: „Verfaßt von dem Weisen, der unter den Völkern bekannt ist zum ewigen Ruhme, dem deutschen Anwalt, dem Vater der Dichter, Gotthold Ephraim Lessing!“

Wenn der hochbegeisterte Rebb Gottlober den Lessing nur den Vater der Dichter nennt, das geht noch an; es wäre von diesem Gottlober zu erwarten gewesen, daß er ihn auch gleich Gott Vater genannt hätte! Wenn es einer diesen Herren nur nach ihrem Kopf, d. h. zu ihrem Vortheil macht, dann wird er ein weiser Daniel, — aber wehe dem, der ihnen entgegentritt, der so frech ist, ihre Anmaßungen lächerlich zu finden, dem wird das ganze reiche Fluch- und Schimpfmaterial über den Kopf geschüttet. Nur, wenn es recht stark kommt, wie beim Dühring, dann — allgemeines Schweigen!

139. Lessing am Ende seines Lebens mit den Maurern in Conflikt.

Wie Lessing gegen Ende seines Lebens mit anderen Freimaurern in Conflikt gerathen, erzählt in einer jüngst erschienenen Schrift Edgar Bauer[1], selber Maurer:

„Die Streitschrift Lessings, „Das Testament Johannis“, ist meiner Ansicht nach die Erwiderung auf Hamanns Angriff.

---

[1] „Zwei Ordensskizzen“, von Br. Edgar Bauer. I. Die Old-Fellows in England und Amerika. II. G. E. Lessing als Ordensbruder. Leipzig, Grimm, 1881. S. 51.

Hamann war Ordensbruder, er gehörte der Loge zu den drei Kronen in Königsberg an. Seine Lieblosigkeit, womit er am Schlusse seiner Schrift, wenn auch in dunkler Anspielung, Lessingen ermahnt, sich künftig besser von geistigem Ungeziefer zu reinigen, mag unsern Helden (Lessing) gegen die maurerische Bruderschaft erbittert haben. Lessing verweist auf gewisse Leute, welche sich das Salz der Erde nennen, und auf das Evangelium Johannis schwören. Dieses Salz der Erde sei ein wenig dumpf geworden. Er seinerseits bleibe bei dem Testament Johannis, welches lautete: „Kinderchen, liebet Euch". Er habe zwischen Lehrglauben und Liebe das Schwerere erwählt, nämlich die christliche Liebe auszuüben."

„Das „Testament Johannis" darf der Schwanengesang der Kritik Lessings genannt werden. Er will lieben und bettelt um Liebe, bei denen, die freilich belesen sind in der Schrift „wie der Teufel". Seine Bitte blieb ungehört. Er starb einsam: Fieber, nur durch Schlafsucht gemildert, rafften ihn dahin; an seinem Bette stand nicht Ehefrau, nicht Bruder: ein Fremdling, ein junger Jude, drückte ihm die Augen zu."

„Der Aermste! Die sanfte duldsame Liebe, nach der seine Seele durstete, war ein Wahn. Denn noch die Liebe hegt Flammen in der Brust, welche zerstören wollen, ehe sie beseligt. Auch die Liebe beginnt ihr Reich mit einem Weherufe. Auch sie schreit: „Wirf weg, wirf weg, wirf Alles weg, was dich an dein eigenwilliges Selbst erinnert". Sie weissagt die Greuel der Verwüstung, den Untergang der alten selbstsüchtigen Welt, bevor die neue heraufsteige."

„Das 18. Jahrhundert mit seiner Freimaurerei wollte die allgemeine Menschenliebe verwirklichen. Es erfüllte das Gebot des Wegwerfens. Es opferte Vorurtheile, Verfassungen, Ueberlieferungen. Es stürzte sich in die Greuel der Verwüstung. Das Werkzeug seiner Liebe war die Guillotine, Robespierre fand die Melodie für die Nachtigallen, welche den Völkerfrühling kündeten."

„Seitdem ist die Freimaurerei in zahllosen Schriften für die Schrecken der Revolution verantwortlich gemacht worden. In unserm Jahrhundert hat das Maurerthum sich bemüht,[1] diesen Vorwurf zu widerlegen. Unter dem Schutzdach des Baumeisters aller Welten sammelt es den aus dem Schiffbruch geretteten Hausrath einer gescheiterten Welt. Das junge Old-Fellowthum Deutschlands hat sich kräftige Irrthümer noch nicht vorzuwerfen. Da es nicht schwärmt, kann es die Täuschung abwehren. Aber Eine Mahnung wird es nicht vergessen: Wirf weg, wirf weg, die Selbstsucht und die Einbildung."

---

[1] Hier hat der Dr. Bauer das Wort „vergeblich" vergessen.

Die obigen Geständnisse eines Maurers der neuesten Façon sind sehr merkwürdig. Er hofft auf eine bessere Reconstruction der Maurerei, wenn diese Selbstsucht und Einbildung weggeworfen hat; hat sie aber diese beiden Eigenschaften weggeworfen, was bleibt dann noch übrig? Beim jüngsten Sturz des Maurerministeriums in Belgien haben es die Logenbrüder in der höchsten Erbitterung und Confusion offen ausgesprochen, daß der Sturz des positiven Christenthums das wahre Ziel der Logenarbeit ist. Darum sind auch die Juden, von talmudischen Impulsen getrieben, die Bundesgenossen der Maurer!

140. Lessings Tendenz und seine Ehrenhaftigkeit in der Polemik.

Einige Beiträge zu diesem Kapitel finden wir in Danzel-Guhrauer („Lessing", II, 136) vor. Da heißt es:

„Ein Schriftsteller, welcher in diesen Jahren schon jung eine eigenthümliche Stellung in der deutschen Literatur gewinnt und der schon durch sein damaliges so enges Verhältniß zu Goethe diesen Uebergang rechtfertigen mag, ist Joh. Kaspar Lavater. Ich (Danzel) brauche ihn nur zu nennen, um anzudeuten, daß zwischen zwei so entgegengesetzten Naturen wie Lavater und Lessing eine nähere Berührung nie stattfinden konnte. Vielmehr fand Lessing sich vielleicht von keinem so abgestoßen, durch keinen bei der ersten Gelegenheit in seinen **heiligsten Grundsätzen sich so verletzt,** als eben durch Lavater, und darum muß seiner hier gedacht werden. Nicht ihn selbst betraf es, sondern seinen ältesten ehrwürdigsten Freund Moses Mendelssohn, welcher seit dem Erscheinen seines Phädon 1767 als Denker und Schriftsteller seinen Ruhm über Deutschland, ja über die Grenzen Deutschlands ausgebreitet sah! Lavater, ein junger Diakonus zu Zürich (geb. 1741), hatte schon früher auf einer längeren Reise in Deutschland, die er in Gesellschaft zweier Landsleute und Freunde unternahm (Felix Heß und Heinrich Füßli), in Berlin die Bekanntschaft Mendelssohns gemacht; dieser empfing die Reisenden freundlich und sprach in der Unterredung mit Hochachtung, wenn auch unter gewissen Einschränkungen (!), von dem Stifter der christlichen Religion. Lavaters leicht entzündliche Einbildungskraft wurde dadurch zu Hoffnungen gesteigert, die nur auf einen Anlaß zu warten scheinen, um auszubrechen. Dieser bot sich endlich dar. Er gab im Herbste 1769 eine Uebersetzung von Bonnets Beweisen von der Wahrheit der christlichen Offenbarung heraus und widmete seine Uebersetzung Mendelssohn mit der deutlich ausgesprochenen Herausforderung, diese Beweise

zu widerlegen oder zu handeln, wie Sokrates gehandelt haben würde, wenn er sich von der Wahrheit der Beweise für das Christenthum überzeugt hätte. Dies geschah aber, wie Nikolai versichert,[1] mit der bestimmten Erwartung, Moses werde nicht widerlegen, sondern gleich ein Christ werden. Er zweifelte vermuthlich nicht, meint Nicolai,[2] daß alle Juden dem Beispiele Mendelssohns nachfolgen, daß das tausendjährige Reich, wofür er glühte, herbeikommen, und er das Verdienst haben würde, dasselbe herbeigeführt zu haben."

Es wird hier Lavater, auf die Vermuthungen und Meinungen Nicolais hin, als ein alberner Einfaltspinsel dargestellt; es muß nämlich Alles vor dem Helden des Buches (das ist so moderne literarhistorische Marotte) auf den Bauch geworfen werden, Alles muß als Folie dienen, um den eben bearbeiteten Helden im vollen Glanze erscheinen zu lassen. Wenn Lavater (damals 26 Jahre alt und mit Juden sehr wenig zusammengekommen) wirklich gemeint hätte, der Mendelssohn werde sich geschwind bekehren, so würde das allerdings eine sanguinische Hoffnung genannt werden müssen; Lavater kannte eben den Judencharakter gar nicht. Mendelssohn stellte sich allen jenen Christen gegenüber, die das Christenthum verleugneten, außerordentlich tolerant, er benutzte die Toleranz der Christen, während er an seinem Judenthum mit aller Zähigkeit festhielt. Seine Beschwichtigung, jenen Talmudjuden ertheilt, die ihn wegen seines Reformjudenthums interpellirten, und denen er sagte, daß er ein Talmudjude sei, ist aber nicht nur für ihn, sondern für das ganze Reformjudenthum charakteristisch und maßgebend. Nur erst die Toleranz den dummen Goyim vorschwindeln, ihre Toleranz ausbeuten und hinter'm Berg Talmudjude bleiben! Das ist der Mendelssohn'sche Reformgedanke.

Zum Schlusse können wir den Danzel-Boxberger-Passus von den „heiligsten Grundsätzen", in denen Lessing sich durch Lavater verletzt fühlte, nicht unbeachtet vorübergleiten

[1] Wenn Danzel keinen anderen Versicherer, als diesen alten Schwätzer aufzutreiben im Stande war, mit diesem hätte er zu Hause bleiben können.

[2] Hier meint schon Nicolai: „Er zweifelte vermuthlich nicht." Was ist das doch für eine vermeintlich vermuthungsreiche Geschichtschreibung?

lassen. Es ist ja doch eine unverantwortliche Unverschämtheit, wenn Autoren ihre Leser als pure Cretins behandeln. Lessing wollte, wie wir es mit seinen eigenen Worten nachgewiesen, das Christenthum in seinem infernalen Haß und als Knecht der Judenknechtschaft von der Erde vertilgen. War das ein heiligster Grundsatz? Lessing hat aus Furcht vor dem Verlust seiner Anstellung sich an Eidesstatt schriftlich für einen Bekenner der lutherischen Orthodoxie ausgegeben. War das ein heiligster Grundsatz? Lessing hat schändlich gelogen, als er die Fragmente für ein Eigenthum der fürstlichen Bibliothek ausgab, um den Druck derselben censurfrei durchzubringen. War das ein heiligster Grundsatz? Lessing hat in einem Briefe an seinen Bruder eingestanden, daß das Geld einen Einfluß auf die Materie seiner Schriftstellerei ausübe, was man im gewöhnlichen Leben ohne Umschweife Käuflichkeit nennt. War das ein heiligster Grundsatz? Lessing hat sich schuldbewußt in Schweigen gehüllt und verkrochen, als ihm der Judaslohn von Seite der Amsterdamer Juden (1000 Dukaten) für die Herausgabe der Christum schändenden Fragmente vorgeworfen wurde. War das ein heiligster Grundsatz? Daß Lessing uneigennützig als Secretär Tauenziens die Falsche-Groschen-Fabrik des Veitl Ephraim überwacht hat, darf nach den Ausführungen seiner Verehrer schon deswegen nicht angefochten werden, „weil sich keine Quittung darüber vorfindet“. Den Herren Danzel-Boxberger aber wäre anzurathen, sie mögen mit der taxfreien Titelverleihung: „heiligste Grundsätze“ nicht so verschwenderisch zu Werke gehen und uns nicht zürnen, weil wir ihnen die Freude gemacht haben, zur Gründung einer Sparkasse für heiligste Grundsätze einen kleinen Beitrag zu liefern.

141. Noch ein moderner Nachzügler von der Enthusiastenarmee.

Wir haben mit den Commandoworten Gruppes begonnen, der den strengen Befehl ertheilt, den Namen Lessing nicht ohne die höchste Achtung auszusprechen (1867), und wollen mit einem von Zeller 1870 dem Gruppe nachgebeteten Commando schließen.

Es scheint geradewegs bei sämmtlichen der Lessingiasis ergebenen, in Literaturgeschichte machenden Autoren ein Bedürfniß geworden zu sein, ihre Abhandlungen über Lessing mit einem Deklamationskrakehl zu beginnen, und jedes Bedenken, jede Einwendung, jedes gegentheilige Urtheil gleich im Anfang mit Prügeln niederzuschlagen, es im Keime zu ersticken.

Freilich, seit der furchtbaren Kanonade Dührings gegen den aus Pappenstiel und Kleister zusammengefügten Lessingtempel ist eine Panik unter dem Priesterthum Lessings ausgebrochen; sie thun so, als ob sie den Namen Dühring gar nie gehört hätten, er darf von ihren Schülern und Anhängern nicht genannt und soll ihnen nicht bekannt werden.

Außerordentlich deklamatorisch beginnt Herr E. Zeller seinen Artikel „Lessing als Theologe“[1]:

„Wer kennt ihn nicht, den unerreichten Kritiker, den furchtlosen, unermüdeten Vorkämpfer für die Freiheit des Geistes, den Mann, welcher unter den Schöpfern des deutschen Schauspiels, der deutschen Prosa, der heutigen Kunstlehre und Aesthetik eine der ersten Stellen einnimmt, den Verfasser des „Laokoon“ und der Hamburgischen Dramaturgie, der „Emilia Gallotti“ und der „Minna von Barnhelm“, des „Nathan“ und der „Erziehung des Menschengeschlechts“? Und dennoch: wer dürfte es bereuen, wenn er seine Schriften immer wieder zur Hand nimmt, wenn er selbst das längst Bekannte und Unvergessene in seiner ursprünglichen Frische neu auf sich wirken läßt oder das, was er früher mehr zerstreut und vereinzelt in sich aufgenommen hat, zu einem vollständigen Bilde zusammenfaßt?“

Nach dieser Declamation ganz à la Gruppe gibt Zeller die Quellen an, aus denen er sein „Lessing als Theologe“ geschöpft. Er sagt: „Für die nachstehende Darstellung wurden neben Lessings eigenen Schriften und neben den bekannten biographischen Werken namentlich die zwei mit gründlichem Verständniß in alles Einzelne sorgfältig eingehenden Monographien benutzt: „G. E. Lessing als Theologe“ von Karl Schwarz, Halle 1854, und „Lessingstudien“ von C. Hebler, Bern 1862, und Strauß: „Lessings Nathan“, Berlin 1864, K. Fischer: „Lessings Nathan“, 1869.

[1] „Historische Zeitschrift“ von Sybel. 23. Bd. (1870). S. 343.

Wir haben des Herrn Schwarz gründliches Verständniß und seine sorgfältige, in alles Einzelne eingehende Monographie kennen gelernt als einen Beweis für sorgfältiges Verständniß und ausgiebige Benutzung des deutschen Schimpflexikons, aus dem er allen alten Kohl und alle gefaulten Aepfel sorgfältig zusammengelesen, um mit diesen Geschossen aus dem Zeughause der Gemüse- und Obstmärkte die Gegner Lessings, besonders den Pastor Goeze zu bemakeln und zu betakeln.

142. Das Resultat der Lessingtheologie. Die „uneigennützige", nicht durch Aussicht auf Belohnung „verunreinigte" Tugend. An diese Tugend soll man blindlings glauben, — sie zu prüfen darf man sich nicht erlauben.

Statt der langweiligen, aus besagten Schriften zusammengelesenen Artikel möge gleich auf der letzten Seite (382) das Resultat der Lessingtheologie, der erklärte Nihilismus, die vollendete Verleugnung der positiven Religion, mitgetheilt werden:

„Für die gewöhnliche Aufklärung jener Zeit ist kaum ein anderer Zug so bezeichnend, als der ganz außerordentliche Werth, welchen sie dem Unsterblichkeitsglauben beilegte. Nicht weniger war fast ihre ganze Dogmatik in diesen einen Artikel zusammengeschrumpft. Seinen Gott und seinen Christus hätte man sich eher nehmen lassen, als das persönliche Fortleben nach dem Tode. Nachdem das Ich alle andern Götter als Götzen zerschlagen hatte, behauptete es nun um so zäher seine eigene Unendlichkeit. Selbst die sittliche Verpflichtung wußte man nur durch die Aussicht auf eine künftige Vergeltung zu empfehlen. Gegen diese „Eigennützigkeit des menschlichen Herzens" sträubte sich Lessings reine, sittlich-gesunde Natur.[1] Er hegte nicht den geringsten Zweifel an dem Fortleben nach dem Tode, wenn er sich auch dasselbe in der Form einer Seelenwanderung zu denken geneigt war. Aber er wollte nicht, daß der Glaube an dieses Fortleben zum moralischen Motiv gemacht,

---

[1] Wenn man diesen Passus von der reinen, sittlichen, gesunden Natur dem Pfefferküchler, Lebzelter und Nürnbergerkuchenbäcker in Breslau mitgetheilt hätte, der den Lessing wegen späten und Frühmorgens-Nachhausekommens und dadurch verursachter Ruhestörung aus seinem Hause hinausgebeten hat!! Höchstens die gesunde Natur würde er zugegeben haben, die den angestrengten Nachtdienst aushalten konnte, ohne zu erliegen.

daß die uneigennützige Freude am Guten durch die Rücksicht auf Belohnung oder Strafe verunreinigt werde.[1] Die Zeit des ewigen Evangeliums ist für ihn erst dann gekommen, das Menschengeschlecht ist der Leitung durch eine positive Religion erst dann wirklich entwachsen, es hat erst dann seine völlige Aufklärung erlangt, wenn es die Reinigkeit des Herzens gewonnen hat, die es fähig macht, die Tugend um ihrer selbst willen zu lieben."

Das sind sonderbare Herren, alle miteinander.

1. Sie erklären zuerst die lehrende Kirche, dann den in die Menschheit eingegangenen Logos, und weiter den persönlichen transcendenten Gott aus der Welt hinaus.

2. Nachdem nun der Aufklärungsrausch ausgeschlafen ist, wird ihnen um ihr kostbares Ich außerordentlich bange. Es ist doch sehr unerquicklich, wenn sich der Mensch denkt, er soll wie ein Thier verenden, oder wie es der Volksmund derber sagt: wie ein Vieh krepieren, und da erfinden sie sich einen Grund für die eigene Fortdauer.

3. Goethe sagt: „Die Natur ist mir eine Fortdauer schuldig", und Lessing verläßt sich auf die Seelenwanderschaft. Schade, daß er nicht die Hotels bezeichnet hat, in welchen sich die Wanderseele ihre Herberge nach einander zu suchen hat.

4. Die Natur Lessings ist so rein und sittlich gesund, daß er nur eine uneigennützige Freude am Guten haben will, — ebenso uneigennützig, wie die edelmüthigen Juden, die dem Lessing in seinen permanenten Geldnöthen geholfen haben, und wie Herr Zeller behauptet.

5. Lessing hegte nicht den geringsten Zweifel an der Fortdauer des Menschen nach dem Tode, nur war er geneigt, sich diese Fortdauer in der Form der Seelenwanderung zu denken. Der große Seelenkundige und Seelendurchschauer Zeller sagt mit Bestimmtheit, daß Lessing nicht den geringsten Zweifel bezüglich der Fortdauer gehabt hat, nur in der Form kamen ihm einige Skrupel, und er neigte sich der Seelenwanderung zu.

[1] In der Regel muß man mit den Freunden dieser Reinlichkeit und dieses vielgelobten Enthusiasmus für die uneigennützige Freude am Guten sehr vorsichtig umgehen, sie klettern auf ein sehr hohes Tugendgebäude, auf einen wahren Eiffelthurm aller menschlichen Vollkommenheit hinauf, ringsum Präcepisse, unvermeidlicher Schwindel und unausbleibliches Hinunterfallen.

6. Der, welcher von sich sagen konnte: „Ich bin das Licht der Welt, ich bin Weg, Wahrheit und Leben“, der wird zu einer mythischen Figur gemacht, und der Pfefferkuchen-Götze und zugleich Anti-Goeze, den der Pfefferkuchenkrämer in Breslau vor seiner Bude zur Verehrung ausgestellt hat, der soll an der Stelle des Erlösers als Apostel der Seelenwanderung uns das Leben trostreich und erträglich machen.

7. Erfaßt den Menschen im Elend, in der Todesnoth, in allen harten Bedrängnissen des Lebens die Verzweiflung, so soll er nach Dr. Strauß statt des Evangeliums ein paar Löffel voll „Hermann und Dorothea“ oder „Nathan der Weise“ einnehmen, und es wird in seiner Seele lichter und lichter werden; und alle Bedrängnisse werden verschwinden, wenn er aus der ästhetischen Apotheke ein paar Pulver oder Pillen verschlungen hat.

8. Das Menschengeschlecht wird seine „völlige Aufklärung“ erst dann erlangen, und der Leitung durch eine positive Religion erst dann entwachsen sein, wenn es die „Reinigkeit des Herzens“ gewonnen hat, die es fähig macht, die Tugend um ihrer selbst willen zu lieben.

9. Nun sind aber consequenter Weise nach der atheistischen Philosophie Tugend und Laster nur verschiedene Erscheinungsformen im Leben des Menschen, und ebensowenig als der Lasterhafte das Laster übt um des Lasters willen, ebensowenig kann der Tugendhafte die Tugend lieben um der Tugend willen; er wird die Tugend nur dann lieben, wenn sie ihm bequemer ist als das Laster, und wenn er sie brauchen kann, um sich vor seinen Mitmenschen einige Achtung zu verschaffen. Opfer wird der Tugend um der Tugend willen, die nur eine Erscheinungsform ist, kein Mensch bringen.

10. Die Statistik, ein unerbittliches, bitterböses Weib, weist gründlich nach, daß in allen jenen Lebenskreisen, in denen das positive Christenthum schwindet, es mit der Tugend um der Tugend willen sehr jämmerlich bestellt ist; die Gefangenhäuser überfüllen sich in dem Maße, in welchem die Kirchen sich leeren.

11. Wenn sich Jeder seine Religion selber machen kann, so kann sich consequenter Weise Jeder auch sein Sittengesetz selber machen, er macht sich Beides nach Hausbedarf, er

macht sich auch seine Tugend selber. Die Männer der Schreckensherrschaft haben auch ihre Tugenden gehabt, ihnen war's eine Tugend, den König und Alle, die ihnen zuwider schienen, zu guillotiniren; das erforderte die damalige Republik, und die Befolgung und Ausführung des Staatsgesetzes galt damals als die höchste Tugend.

12. Freilich, Herr Zeller schenkt dem großen Propheten Lessing blinden Glauben. Er sagt:

„In demselben Maße aber, wie Lessing über den Standpunkt seiner Zeit hinausgeht, bahnt er den der Folgezeit an. Der Denker ist so zugleich ein Prophet; und wenn wir zweifelhaft sein können, ob die Zeit jemals kommen wird, die er in weiter Ferne geschaut hat, die Zeit, wo das Menschengeschlecht im Ganzen weit genug ist, um keines Autoritätsglaubens mehr zu bedürfen, so können wir um so weniger über die Bedeutung im Zweifel sein, welche seine allgemeinen Gedanken über die Religion schon für die nächste Zukunft gehabt haben. In der Erziehung des Menschengeschlechts liegt als ihr innerster Kern der Grundgedanke der Hegel'schen Religionsphilosophie und in dem Evangelium der reinen Moral liegt der Grundgedanke der Kant'schen Sittenlehre."

13. Jetzt führt Zeller am Schlusse Hegel und Kant herein, die mit ihren Systemen dem Denker Lessing, der zugleich Prophet ist, zu Hülfe kommen sollen.

14. Lessing verwirft jeden Autoritätsglauben, er aber selbst „hegt nicht den geringsten Zweifel (d. h. er hat den festesten Glauben) an dem Fortleben nach dem Tode in der Form einer Seelenwanderung".

15. Also der Lessing hat das Recht, einen Autoritätsglauben anzunehmen und aufzustellen, ohne zu sagen, auf wessen Autorität hin er diesen Glauben in sich aufgenommen hat.

16. Da nun Lessing Denker und Prophet ist und die Zeit geschaut hat, in welcher das Menschengeschlecht keines Autoritätsglaubens mehr bedarf, sollen wir doch ihm, dem prophetischen Verkünder der Seelenwanderung, diese auf seine, die Lessing-Autorität, hin glauben!

Und das Alles zusammen ist kein Unsinn! denn der große Philosoph Zeller, der beiwörterreiche Lobredner Lessings, hat es in der Sybel'schen Zeitschrift niedergelegt. Ach, wenn man nur erfahren könnte, aus welchem Kopf, aus welcher

männlichen Sybille Zelters Seele ausgewandert ist, warum sie sich gerade den Kopf Zellers zum Wohnsitze auserlesen hat und in welchen Kopf sie wieder hineinfahren wird, wenn ihr das gegenwärtige Logis mit der alten Beinhülse zuwider geworden, — denn wie es den Thieren und den Menschen nicht in jeder Behausung behaglich erscheint, so auch den Seelen, die handwerksburschenartig die Erde umkreisen. Bei unseren modernen Philosophen ergeht es Einem oft, wie in einem Narrenthurm: da redet Einer eine halbe Stunde ganz klar, gescheidt und vernünftig — auf einmal packt ihn seine Krankheit, und er gibt seine „fixe Idee" zum Besten. Da läßt man ihn eben reden, denkt sich seinen Theil und geht weiter.

143. Wie Lessing selber seinen „Nathan" noch vor der Abfassung desselben, ohne es zu wollen, aber dafür sehr gründlich verurtheilt.

In seiner Hamburgischen Dramaturgie (30. Stück, 11. August 1767. Ausgabe Göschen, Leipzig 1856, S. 177) sagt Lessing über das Stück „Kleopatra":

„Eine Frau, der das Herrschen bloß des Herrschens wegen gefällt, bei der alle Neigungen dem Ehrzeige untergeordnet sind, die keine andere Glückseligkeit kennt, als zu gebieten, zu tyrannisiren und ihren Fuß ganzen Völkern auf den Nacken zu setzen, so eine Frau kann wohl als einmal, auch mehr als einmal wirklich gewesen sein, aber sie ist demohngeachtet eine Ausnahme und wer eine Ausnahme schildert, schildert ohnstreitig das minder Natürliche."

Lessing hat mit dem obigen Ausspruch seinem „Nathan" noch vor der Abfassung desselben das gründlichste Urtheil gesprochen, welches auch der spitzfindigste talmudische Schwindel nicht mehr zu annulliren im Stande ist, denn „so ein Jude kann wohl als einmal, auch mehr als einmal wirklich gewesen sein, aber er ist demohngeachtet eine Ausnahme, und wer eine Ausnahme schildert, schildert ohnstreitig das minder Natürliche". —

Wie die Juden selber laut ebenso unumstößlichen und unleugbaren, als unangenehmen statistischen Enthüllungen, die Tag für Tag durch enorme Ausbeutung des Volkes, Wucher- und Betrugsprocesse, Bankerotte und Ausgleichverfahren — immer

zum Schaden der Christen — am meisten dazu beigetragen haben, die Begeisterung für das Truggebilde des „Nathan" zu verflüchtigen, das finden wir in einem neuesten, im Ganzen sehr liberal gehaltenen Organ kurz und treffend dargestellt. Da heißt es unter der Rubrik „Judenfrage"[1]:

„Die innere Stellung eines jedenfalls sehr großen Theils der Deutschen zu den Juden ist in Folge der Agitation[2] eine grundsätzlich andere geworden, das heißt, sie hat alle Naivetät[3] eingebüßt, die sie unter dem Einfluß Lessing'scher Anschauungen etwa noch besaß."

144. Herr Erich Schmidt, der neueste Ritter für Lessing, „ergrimmt, wenn ihm Jemand seinen Lessing antastet!" — fürchterlich! Jetzt kann's angehen!

Der neueste Cultvorstand im Lessingtempel ist Erich Schmidt. Einige Jahre in Wien als Professor angestellt, wurde er nach Weimar als Redakteur der Goethe-Literatur und Herausgeber der noch aufzufindenden Geistesreliquien des großen Dichters berufen.

Anerkennenswerth ist gleich anfangs (Vorwort IV) das Geständniß, daß der Leser in seinem Werke nichts Neues und Unbekanntes vernehmen wird. Sein Verdienst bleibt somit nur, daß er altes und bekanntes Gebäcke mit der feinsten Zuckermelasse seiner süßen Schreibart übergossen, aber dabei nicht außer Acht gelassen hat, alle jene Leser, die seine Aussprüche und Ausbrüche nicht nach ihrem Geschmacke finden, mit „Ingrimm" des Unverstandes zu beschuldigen. Das ist die gewöhnliche Art, durch welche literarische Genies ihre eventuellen Gegner schon im voraus als dummköpfig zu brandmarken versuchen, um dieselben einzuschüchtern und gar nicht zum Wort kommen zu lassen.

---

[1] „Illustrirtes Conversationslexikon für das Volk." 10. Bd. Des Ergänzungswerkes 2. Bd., G—Z. Leipzig und Berlin, Spamer, 1882. S. 495.

[2] „Gegen das Treiben der Juden" sollte beigefügt sein.

[3] Sehr zart für: alle Dummheit!

Erich gesteht:

„Meine Quellen sind die bekannten; überraschende, schriftliche Aufschlüsse dürfen wir nach der letzten Ernte in der Hempelschen Ausgabe kaum mehr für Lessing erwarten. Die vertrauten Citate, die sich von Buch zu Buch unentbehrlich (?) forterben, wird man auch in meinem Versuch wieder begrüßen,[1] da bloß eine falsche Vornehmheit sich derselben entschlagen möchte."[2]

Wir nehmen uns die Freiheit, die „vertrauten Citate" als ein „unentbehrliches Erbe" nicht in Empfang zu nehmen, dafür haben wir mit Quellen aufgewartet, die man den blinden Verehrern Lessings mit fortererbter andächtiger Schonung vorenthalten hat, eine Handlungsweise, die zwar nicht historisch ist, aber von einer tüchtigen, echt deutschen Gesinnung und von einer kräftigen Begeisterung Kunde gibt, die sich durch kein historisches thatsächliches Hinderniß im „Fortschritt" beirren läßt.

Schon im ersten Buche vernehmen wir das bodenerschütternde Gerassel eines Blitzzuges, da heißt es nur früher so geschwind als möglich über die Schienen setzen, wenn man nicht zermalmt und zerfetzt sein will.

„Niemand kann ihn leicht nehmen, denn er fordert, was er selbst mit voller Hand gegeben, ehrliche Liebe oder ehrlichen Haß, und die Mannhaftigkeit seines offenen Wesens hat auch die Gegner seiner Weltanschauung und seiner Dichtung zu Bewunderern des großen freien Styls gemacht, in welchem seine Wanderjahre verliefen."

Frage: Was kann uns denn geschehen, wenn wir ihm weder ehrliche Liebe, noch ehrlichen Haß entgegenbringen, wenn wir uns weder von der positiven, noch negativen Ekstase fortreißen lassen; wenn wir mit aller Ruhe gewichtige Thatsachen anführen und statt einer Bewunderung des großen Styls uns hinzugeben, den verzwickten bombastischen Styl der Lessing-Enthusiasten auf seinen Gehalt und Werth zu prüfen uns erlauben.

---

[1] Z. B. so: Gehorsamer Diener, ich habe die Ehre, Sie schon sehr oft gesehen zu haben und Sie lange her zu kennen. Der Herr Professor Erich hätte sich die Mühe ersparen können, Sie mir aufs Neue vorzustellen.

[2] Das ist ja doch sicher keine „falsche Vornehmheit", wenn einem Leser die Aufforderung zuwider wird, er solle einen alten, schon hundertmal breitgetretenen Quark aufs Neue bewundern.

Vorerst ein kleines, aber gewichtiges Beispiel, wie Erich mit echten Kathederkniffen arbeitet und eventuelle Gegner mit Declamationsraketen zu Boden schmettert:

„Wo eine radikale Polemik verlautet, stellen sich wohlmeinende Apologeten ungerufen und meist unberufen ein, denn der Deutsche ergrimmt, wenn ihm Jemand seinen Lessing antastet!!"

Da Erich selber gesteht, daß er nichts Neues bringt, so mag der Leser die Ekstasen über Lessing mit einiger Abänderung an verschiedenen Orten finden, obige z. B. in Hettner: „Dem Deutschen geht das Herz auf, wenn er von Lessing redet."

Wenn man's gar zu kräftig macht, wird man immer ausgelacht. Erich spricht hier (dem Hettner gleich) wie ein Hermann der Cheruskerfürst im Namen von beiläufig 60 Millionen zeitgenössischen Deutschredenden. Fragen wir, wie viele von diesen 60 Millionen ergrimmen, wenn Lessing angetastet wird. Was sagen die Millionen ausgewucherten, um Haus und Hof, um Gewerbe und ehrlichen Verdienst gebrachten, begaunerten Deutschen, wenn ihnen einer den Lessing und seinen „Nathan" als Erlöser von dem Uebel vorpredigt? Nun, die werden auch ergrimmen über diesen Deutschen, und es könnte dieser Deutsche von den anderen Deutschen auf die schönste Manier durchgewalkt werden. Uns ist außerordentlich leid, daß Erich uns seinen Musterdeutschen gleich in der Einleitung als einen ebenso fanatischen, als blöden Tölpel hinstellt, der sich sogleich zum Grimme hinreißen läßt, wenn er eine gegentheilige Bemerkung anhören soll. Der Deutsche, wie wir uns denselben zu seiner Ehre vorstellen, widerlegt mit Ruhe, er bringt Thatsachen und logisch begründete Beweise, er kommt nicht aus der Fassung und läßt sich nicht zu einem cretinartigen Ingrimm hinreißen.

Dem Menschen in seinem Grimme
Versagt am End' die Stimme,
Wenn er nichts widerlegen kann,
Fängt er zu bellen und schnappen an.
Verhält der Deutsche ruhig sich,
So macht er sich nicht lächerlich,
Wer grimmig wird in seinem Streite,
Bei dem geht der Verstand auch pleite.

Der deutsche Bär, in einer Falle,
Wird grimmig und speit Gift und Galle,
Doch niemals macht ein Attentat
Der Deutsche, wenn er Bildung hat.
Willst du den Lessing beten an,
So kräht am End' darnach kein Hahn.
Jedoch wird es dir nicht gelingen,
Die Welt zum gleichen Cult zu zwingen.
Hast du die Freiheit proklamirt,
So laß auch Andre ungenirt,
Und lauf nicht grimmig hin und her,
Sonst bist du ein Fanatiker!
Man muß nicht gar zu stark tendenzen,
Es hat der Blödsinn seine Grenzen;
Wenn Einer aufgedunsen meint,
Ganz Deutschland sei mit ihm vereint,
Er sei in Deutschland Commandant,
So ist dem Mann das Hirn verbrannt.
Denn fängt die Ruhe an zu weichen,
So ist der Grimm der Dummheit Zeichen!
Wir wollen nicht parteiisch scheinen
Und sagen das im Allgemeinen
Für Hunderte, die in Ekstasen
Statt zu belehren, wüthig rasen.
Darum nur ruhig, nicht ergrimmt,
Denn sonst wird man herabgestimmt.

Das vage Wort Freiheit, mit welchem Erich sehr viel arbeitet, zündet sehr oft in Köpfen, die mit Brennmaterialien aus gedörrten Pflanzenstoffen gefüllt sind. Erich deklamirt:

„Auf Lessings Vermächtniß weisen die besten Männer und Gelehrten mit gehobener Hand."

Erich trommelt ein ganzes Regiment der besten Männer und gelehrtesten Köpfe zusammen, dieselben haben alle (nach Erichs Phantasie) die Hände erhoben und rufen aus: Da schaut her, in dem Lessing hat sich alle Güte des Menschengeschlechts concentrirt, in ihm hat der Born aller Weisheit sich aufgeschlossen.

Was für ein kühnes Selbstvertrauen, was für eine höchste Selbstwerthschätzung enthält dieser Aufruf; das heißt doch deutsch, jedem Leser, der nicht mit Erich einverstanden ist, zurufen: Du bist nicht weise, sondern dumm, nicht gut, sondern schlecht, nicht gelehrt, sondern unwissend, wenn du es wagst, mir zu widersprechen, denn du wirst doch einsehen, daß auch ich zu den weisesten, besten und gelehrtesten Köpfen gehöre. Wir bedauern von Herzen, daß wir aus den Reihen der besten Männer und der Gelehrten durch den gelehrten und besten Herkules Erich hinausgeworfen worden sind. Wir befinden uns eben nicht in der glücklichen Lage, auf Lessings Vermächtniß mit gehobener Hand hinweisen zu können, wir sind sogar der frevelhaften Ansicht, daß eine sehr traurige Zeit kommen wird, daß die verblendeten Deutschen, welche das Verständniß für die Tugenden des Komödien-Nathan verloren haben, mit gehobener Hand auf Shylok statt auf Nathan nicht nur hindeuten, sondern u. s. w., und daß diese Deutschen dann das Lessing-Vermächtniß der Judenverhimmelung nicht höher achten, als das ganze verschuldete Gerümpel, welches sich in dem Ameublement Lessings nach seinem Tode vorgefunden hat.

Das „Deutsche Volksblatt" in Wien bringt in der Nummer vom 11. Januar 1890 über Erich Schmidt wörtlich folgenden Artikel:

„Man merkt die Absicht! Erich Schmidt, der Berliner Literatur-Papst, derselbe, der vor Kurzem durch seine pietätlosen, bissigen Bemerkungen über Hamerling (in der jüdischen Zeitschrift „Deutschland") ziemlich viel Staub aufgewirbelt, veröffentlicht nunmehr in der Jänner-Nummer der „Westermann'schen Monatshefte" einen Aufsatz „Die drei Ringe". Die Maske der streng wissenschaftlichen Untersuchung vor dem Antlitz, erspäht er, indem er harmlos der literarhistorischen Entwickelung dieses Stoffes nachzugehen scheint, die günstige Gelegenheit, um für „Toleranz" und „Weltbürgerthum" in judenliberalem Sinne Stimmung zu machen. Erich Schmidt war schon seinerzeit in Wien und ist jetzt in Berlin ein hochgeschätzter „Renommirchrist" in allen jüdischen Salons, wo auch in Literatur „gemacht" wird. Ein Weihrauch ist des anderen werth, denkt sich Erich Schmidt und legt seinerseits eine Lanze für das Judenthum ein. Wann hat man aber je gehört, daß dieser deutsche Professor einmal für seine christlichen Stammesgenossen sich irgendwie eingesetzt hätte? Bei Christen dinirt und soupirt man eben nicht so „fain"!"

Das „Deutsche Volksblatt“ kann mit dem gewöhnlichen, sehr beliebten Schlagwort: „ultramontan“ nicht abgethan werden. Wir aber meinen, es sei dem Herrn Professor Schmidt mit obigem Anwurf einiges Unrecht zugefügt worden, denn für einige „faine Diners“ wird sich dieser Herr sicher nicht zu einer Judenanwaltschaft herleihen; hier müssen offenbar höhere Rücksichten und tiefere Gründe aufgesucht werden. Erich, der bei jeder Gelegenheit für die edle Uneigennützigkeit Lessings eine Lanze einlegt, der Allen, die mit ihm nicht eines Sinnes sich aussprechen, mit dem „Ingrimm“ der ganzen deutschen Nation drohend entgegentritt, hat sich auch zu diesem Kampf für eine gewisse Klasse von Staatsbürgern sicher nur von den edelsten, uneigennützigsten Motiven bestimmen lassen.

Uebrigens ist auch der von Erich angedrohte Ingrimm nicht so wörtlich zu nehmen; Erich ist ja doch zu gutmüthig und zu klug, als daß er sich gegen Leute zu Gewaltthaten hinreißen ließe, welche sich den Lessingcultus weder von Juden, noch von Judengenossen hinaufdisputiren lassen.

Wenn Einer auch in sich geschlossen
Den Zorn vom ganzen deutschen Lande
Und alle Schmach und alle Schande
Auf seine Gegner ausgegossen,

So dürfen wir es dennoch wagen,
Vor seinem Zorne nicht zu beben.
Ein starker Trost wird uns erheben,
Denn dieser Grimm ist zu ertragen.

Wir lassen Jedem seine Schrullen
Und fürchten keine Stentorstimmen,
Kein Droh'n und Zeter-Mordio-Grimmen
Und keine aufgeblas'nen Nullen.

145. Wie Erichs Lobgesänge angesichts der historischen Thatsachen diesem Heren in seiner Kehle ersticken werden.

Erich, an dem die sich immer mehr und mehr enthüllende Maskerade unbeachtet vorübergeht, fährt fort in seinem ekstatischen Lobgesange:

„So ist er uns nach mehr als hundert Jahren oft wie ein Gegenwärtiger, den man um seine Meinung befragen möchte,

während gedankenlose Gründlinge seine Autorität mißbrauchen,[1] da ein Todter solche Gefolgsleute nicht abschütteln kann. Ruhelos, ritterlich wie Hutten,[2] in nationaler Wehr, unzünftig, ohne feiges Wägen, mit besonnener Kühnheit[3] wagend, erweckt er Freiheit in jeder Brust, denn durch die drei Perioden seiner auf den ersten Blick unübersichtlichen, an verschränkten Bestrebungen, durcheinander gewürfelten Arbeiten, fragmentarischen Plänen reichen Entwicklung schallt in vielen Tonarten der sehnsüchtige Ruf nach Freiheit."

Wir sind gezwungen, durch leidige Declamationsstücke veranlaßt, wiederholt zu bemerken, daß dieser ebenfalls oft wiederholte Schwindel, die Leser als unwissende Gründlinge, als Cretins zu behandeln, geradewegs zum Lächeln über den Hochmuth derartiger Sprachverdreher auffordert. Was heißt nationale Wehr, was erweckte Freiheit? Was verlangt der sehnsüchtige, in vielen Tonarten erschallende Ruf nach Freiheit? War Lessings Stellung als Freiheitsheld im Dienste des Generals Tauenzien, als Ueberwacher (wer lacht nicht?) des Juden Ephraim bei der Falsche-Groschen-Fabrik, wobei historisch erwiesen nicht nur das arme Volk, sondern auch die Staatskasse schändlich beschummelt worden ist, war da seine Stellung eine würdige? Weiß Erich nichts von jenem ganz niederträchtigen Diebstahl Lessings, als er dem Voltaire die gedruckten Bogen von „Siècle de Louis XIV." entwendete? Diese Niederträchtigkeit hat auch Dühring constatirt[4], und auch wir haben dieselbe historisch dargestellt[5].

---

[1] Wer und wo sind diese gedankenlosen Gründlinge? Worin besteht die Autorität Lessings? Wir bitten um eine Antwort ohne Deklamation.

[2] Wolfgang Menzel, nach Erichs nasenschnaubendem, weisheitsköpfischem Bewußtsein auch ein gedankenloser Gründling, hat den Hutten nach reiflicher Ueberlegung in Rücksicht auf die Räubereien, Betrügereien, Brandschatzungen und Niederträchtigkeiten verschiedener Art mit dem zentnerschweren Hauptwort **Lump** signalisirt. Das klingt zwar nicht ritterlich, aber für die Lobhudler Huttens desto mehr bitterlich, denn nach dieser Bezeichnung Menzels sollte es oben über Lessing heißen statt ritterlich wie Hutten: ritterlich wie ein Lump.

[3] So? Aber als es sich um den Verlust seiner Stelle handelte, legte er in aller Eile das Glaubensbekenntniß auf den lutherischen Katechismus ab. Da war's auf einmal aus mit der besonnenen Kühnheit.

[4] Dühring: „Die Ueberschätzung Lessings." Carlsruhe 1881.

[5] „Die vier Großmeister der Aufklärungstheologie", von S. Brunner. Paderborn, Schöningh, 1888. Seite 569—574.

Wir bedauern, daß es noch immer so gedankenlose Gründlinge gibt, welche an constatirten Thatsachen nicht stille vorüberschleichen und die nicht den Muth haben, dieselben todtzuschweigen, oder noch den Uebermuth, dieselben abzuleugnen! — Lessing sprach in einem Briefe die Absicht aus, das positive Christenthum zu vernichten, und spielte heuchlerisch den Gläubigen, wie wir früher nachgewiesen. Auf die Wechselauszahlung durch die Judenkasse während der Abfassung des „Nathan“ haben wir schon hingewiesen, ebenso auf den Umstand, daß Lessing selber gestand, er habe den „Nathan“ auch aus Rache angefertigt. Wir weisen auf die aktenmäßigen Belege dieser Ehrengeschichte hin, welche durch den Phrasennebel nicht mehr aus der Welt geschafft werden kann.

Auf den eventuellen Vorwurf, daß wir unsere Anklagen wiederholen, können wir erwidern, daß ja auch das Lob- und Preisgedudel, wenn auch durch und durch erlogen, doch auch zu hundert Malen immer wiederholt wird. Wenn die Herren ihren alten Kohl immer und immer aufwärmen, so müssen sie sich auch gefaßt machen, wenn der üble Geruch und die Ungenießbarkeit desselben auch immer aufs Neue nachgewiesen wird.

Nun noch ein Wort bezugs des heuchlerischen Lobgedudels über den notorischen „Lumpen“ Hutten. Der Professor Herzog verstieg sich so in seiner Begeisterung, den Hutten zu einer moralischen Größe zu machen. Daß diese Gattung Lobhudler doch nur heuchelt, ist sehr leicht zu beweisen.

Wenn der Hutten, wie er die letzten zehn Jahre seines glorreichen Lebens gewesen ist, bei einem dieser Lobhudler ein Logis nur über eine Nacht beansprucht hätte, was dann? In diesem Falle wäre die wahre und echte Stimmung über Huttens moralische Größe eklatant offenbar geworden.

146. Verschwendung von Firniß und Flittergold, um die Ereignisse im Leben Lessings zu verschönern. Jacob Böhme, Schuldramen und allerhand Beiwerk wird in die Biographie hineingestopft.

Aus den unbedeutendsten, nichtssagendsten Eigenschaften im Leben Lessings wird süßes Lob herausdestillirt. So:

„Aus enger Gebundenheit sollte er sich den Weg ins freie Feld erkämpfen, und dem Flüchtling hat kein Heimweh nach dem ärmlichen Pfarrhaus der Eltern und den Mauern seines kleinen Geburtsortes das Herz beklemmt. Die meisten Menschen scheinen, wie fromme Pilger eine Hand voll heiliger Erde, ein Stückchen Heimath überall hin zu tragen. Das ist Lessings Fall nicht. Minder tief als Goethe im fränkischen, Schiller im schwäbischen Boden, wurzelt Lessing im lausitzischen. Dennoch wird eine Untersuchung dieses Erdreichs der Mühe lohnen."

Als wenn es ein großes Verdienst, eine opfermuthige Entsagung gewesen wäre, wenn Lessing nach der Oede, Armuth und Einsamkeit seines Geburtsortes kein Verlangen in sich getragen hat, dem der Verkehr in geräuschvollen Städten mit ebenso lärm- und spektakelreichen Menschenklassen, wie Soldaten, Schauspieler, Studenten und Hazardspielern zu einer Lebensgewohnheit geworden war! Lessing war weder ein frommer Pilger, noch hielt er seinen Geburtsort für eine Handvoll heilige Erde und fühlte somit auch kein Bedürfniß, „ein Stückchen Heimath mit sich herumzutragen", aber „dennoch wird eine Untersuchung dieses Erdreichs der Mühe lohnen". — Das hat den Anschein, als ob erst Erich sich dieser Mühe unterzogen hätte, nun aber haben sich diese Mühe schon längst Andere gegeben. Danzel-Guhrauer und andere Biographen Lessings haben schon so viel über die Geburtsstätte Lessings gebracht, daß der Leser nach Erichs eigenem Geständniß: „Kleine Wiederholungen sind beabsichtigt" ebensogut auf jene „Autoren" hätte verweisen können, deren Untersuchungen er hier ohne Quellenangabe wiederholt hat.

So heißt es über Jacob Böhme (S. 3):

„In der Görlitzer Schusterwerkstatt stammelte Jacob Böhme einsam seine tiefsinnige theosophische Weisheit und schaute, während die Mitlebenden grausend den blutigen Kriegskometen anstarrten, verzückt in den ahnungsvollen Glanz der göttlichen Aurora."

Böhme war 1575 geboren, gab 1612 sein: „Aurora oder die Morgenröthe im Aufgang“ heraus, eine mystisch-pantheistische Abhandlung, mit Astrologie und Chemie damaliger Zeit verquickt. Drei Aerzte, Walther, Weißner und Kober, halfen ihm dabei, indem sie sein lateinisches Kauderwelsch verbesserten. Er stammelte somit nicht in der Schusterwerkstätte, sondern schrieb beim Schreibtisch und ließ sich durch allerhand Gelehrte seines Schlages die Arbeit ausbessern. Böhme führte ein sittliches Leben, meinte es sehr gut, hat aber in seinen vielen theologischen Schriften weder etwas Neues, noch etwas Haltbares gebracht. Erich hat den mystischen Schuster zu einem Declamationsstück zusammengestammelt.

Ebendaselbst:

„Nirgens fast hat das Schuldrama, dies von der Pädagogik der Reformationszeit gepflanzte, allgemach verdorrende Reis, eine üppigere Nachblüthe gefeiert, als in der Lausitz.“

Wer einige bibliographische Kenntniß bezugs der Schuldramen des 17. und 18. Jahrhunderts besitzt, dem müssen hunderte von Schuldramen in der Literatur der Jesuiten vorgekommen sein. Wir lassen die Frage über den Werth dieser Schuldramen ganz aus dem Spiele, der Quantität nach aber können mit den Jesuiten die Pädagogen der Reformationszeit den Kampf unmöglich aufnehmen. Aber nicht nur die Jesuiten, auch andere bedeutende Orden, die sich mit Unterricht befaßten, haben gerade in diesem Fache massenhaft gearbeitet. Wir haben in der Melker Bibliothek ganze Bündel mit Schuldramen aus dem 17. und 18. Jahrhundert im Manuskript gefunden, in deutscher und lateinischer Sprache. Die Jahresprüfungen wurden gewöhnlich mit einer dramatischen Aufführung beschlossen.

Erich sagt bezüglich dieses Themas weiter:

„Nicht unbeholfene Stubenmenschen, sondern „politische“ Weltleute heranzubilden, war der ausgesprochene Vorsatz dieser Schulleiter und Schuldichter.“

Schulleiter! Diese total moderne Bezeichnung für Schullehrer nimmt sich, in das verlaufene Jahrhundert zurückgeworfen, sonderbar aus.

147. Erich, „das kahle Dogma", „elephantenmäßige Angriffe der Orthodoxen" und ausgesuchte Höflichkeit der Aufklärer. Lessings Stück „Die Juden" auch noch glorificirt. Die Aufführung dieses Stückes wäre gegenwärtig — zum allgemeinen Gelächter.

An Seitenhieben darf es bei den Schilderungen nie fehlen. S. 4:

„Nicht nur in Marienthal, auch nächst Kamenz beteten fromme Cisterzienserinnen zur Mutter Gottes." „Herrenhut wurde 1722 in der Oberlausitz gegründet gleich der Brüdergemeinde Niesky, über welche die Erinnerung an Schleiermachers Jugend unvergänglichen Glanz breitet.[1] In der Zeitschrift endlich, wo die Prediger der Landschaft eine maßvolle Aufklärung im Geiste der Leibnitz-Wolffschen Schule vertraten, im „Oberlausitzischen Beytrag zur Gelahrtheit" durfte auch der gräfliche Vorkämpfer eines vom kahlen Dogma abgewandten Christenthums der werkthätigen Liebe seine Stimme gegen den „elefantenmäßigen" Angriff eines Orthodoxen erheben und predigen: es muß kein Evangelium sein, das der Fromme bis zum Ausspucken gekauet hat in seinem Leben."

Wenn es nur gegen Kirche und positives Christenthum losgeht, da ist Erich immer mit seiner sehr schmähsüchtigen Laune bereit, mitzuhelfen. Wir wollen nicht in Abrede stellen, daß es von Seite der Orthodoxen mitunter „elephantenmäßige" Angriffe gegeben hat; wir bitten aber, ebenso zu bedenken, daß auch unwissende, blöde Rationalisten und Nihilisten ihre Gelehrsamkeit oft nur durch ein affenartiges Kratzen, Beißen und Grimassenschneiden zu beweisen suchen, und wenn sie die reine Sittlichkeit dem „kahlen Dogma" (als einem für die Sittlichkeit höchst entbehrlichen Apparat) gegenüberstellen, so könnte man auch ebenso dieselbe als eine sehr abgeschabte, „kahle Sittlichkeit" bezeichnen.

Ferner:

„Lessing verkündet in „Nathan dem Weisen" „das Evangelium vorurtheilsloser Menschenliebe"."

Nun eine Frage: Gibt es unter den Herren und Damen, welche den „Nathan" zu ihrem Evangelium der Menschenliebe

---

[1] Wir haben uns erlaubt, in der Schrift: „Die vier Großmeister der Aufklärungstheologie" diesen unvergänglichen Glanz mit einem Apparat von Thatsachen wie mit einem Löschpulver ein wenig niederzudämpfen.

machen, auch Barmherzige Brüder und Schwestern, die, in ein kirchliches Institut vereinigt, mit Aufopferung ihrer Jugend und ihres ganzen Lebens Kranke jeden Bekenntnisses pflegen, vor keiner ansteckenden, tödtlichen Krankheit zurückscheuchen, in Hoffnung und Hinblick auf ein jenseitiges Leben das diesseitige zum Opfer bringen? Da laufen sie, was sie können, diese Toleranzschwätzer, Männlein und Weiblein; sie wollen in Opfer fordernder, werkthätiger Liebe ebensowenig etwas thun, als sie dem „kahlen Dogma“ gegenüber etwas glauben wollen.

Der „Nathan“ hat die naive Bewunderung, welche ihm die blöden Goyim durch ein Jahrhundert gezollt haben, bereits eingebüßt, dafür hat die Vermehrung, ja die Inundation, mittelst welcher die weisen Nathane Mitteleuropa überschwemmen, so sehr gesorgt, daß die zelotischen Verkündiger der Nathantoleranz jetzt schon der Lächerlichkeit anheimgefallen sind.

Ueber Lessings „Die Juden“ heißt es S. 134:

„Eine frühere Etappe auf der Straße, die zum „Nathan“ hinanführt, ist die dramatische Rettung: „Die Juden“. Unsere Achtung für die Vorurtheilslosigkeit des jungen Literaten steigt bei der Erwägung, daß diese Schutzrede nicht erst eine Frucht des Bundes mit Moses Mendelssohn, sondern mehrere Jahre früher entworfen worden ist.“

Es ist hier aber die Erwägung vergessen worden, daß Lessing lange vor der Bekanntschaft mit Mendelssohn vielfach in Geldangelegenheiten mit Juden zu thun gehabt hat.

Lessings Entschuldigung bezugs dieses Stückes in einer späteren Vorrede dazu ist von psychologischem Interesse. Erich führt dieselbe an (S. 134):

„Es war das Resultat einer sehr ernsthaften Betrachtung über die schimpfliche Unterdrückung, in welcher ein Volk seufzen muß, das ein Christ, sollte ich meinen, nicht ohne eine Art von Ehrerbietung betrachten kann. Aus ihm, dachte ich, sind ehedem so viele Helden und Propheten aufgestanden, und jetzo zweifelt man, ob ein ehrlicher Mann unter ihnen anzutreffen sei. Meine Lust zum Theater war damals so groß, daß sich alles, was mir in den Kopf kam, in eine Komödie verwandelte. Ich bekam also gar bald den Einfall, zu versuchen, was es für eine Wirkung auf der Bühne haben werde, wenn man dem Volke die Tugend da zeigte, wo es sie ganz und gar nicht vermuthete.“

Dieses Vorführen der Gründe, welche den Dichter bewogen haben, dem Volke die Tugend da zu zeigen, wo es sie gar nicht vermuthete, verdient besondere Beachtung. Das Volk kannte und kennt eben die Praktiken der Juden den Christen gegenüber, welche Praktiken sich nach den Lehren des Talmud immer gleich bleiben; auch Lessings scharfem Blick konnten diese Praktiken im häufigen Verkehr mit den Juden nicht entgangen sein, er kam aber so ungefähr auf den Einfall, diese Tugenden als ein Lorbeerreis, des edlen Stammes seiner Helden und Propheten eingedenk, auf den talmudischen Zweig hinaufzupfropfen. Das Stück ist thatsächlich so albern und gegen alle Erfahrung zusammengeschweißt, daß eine Aufführung jetzt in unserer Zeit — nach den tausendfachen Erfahrungen der jungen Welt — ohne allgemeines Gelächter über den jüdischen Tugendbold vor einem nicht bornirten Publikum die reine Unmöglichkeit wäre.

148. Der Professor, ein mit österreichischem Colophonium geschmierter Fiedelbogen, bearbeitet die Baßgeige für Friedrich den Großen, der geradewegs verhimmelt wird. Historische Bedenken gewichtigster Art.

Erich widmet Friedrich dem Großen ein ganzes Kapitel, ein Lob Friedrichs des Großen, welches sich wie eine riesenhafte Baßgeige im Vergleich mit sämmtlichen offiziellen vorhundertjährigen Gleimliedern an den großen Friedrich ausnimmt. Erich hat die Leier Gleims noch tief unter eine ganz ordinäre Maultrommel herabgewürdigt; besonders, wenn es über die katholische Kirche losgeht, da ist Erich in seinem Fahrwasser, da sammelt er Alles, was sich an Gift und Galle, an Schimpf und Unglimpf bei seinen „Toleranzgenossen" vorfindet, er wärmt alle alten Lügen, auch Vorurtheile, die er in seiner Jugend vernommen, mit Wonne auf und gibt selbe seinem Publikum zu genießen. Da heißt es S. 144:

„Er war zum Herrscher und Kämpfer geboren. Nach Niederwerfung der politischen Feinde wehrte er sich gegen die finstern Ränke der Frömmler, die päpstliche Hydra, die tollen Fabeln

des Wahns, die abscheulichen Dogmen, bis sein und Voltaires Schlachtruf Ecrasez l'infame resignirt verklingt: „Bei meiner Geburt fand ich die Welt in den Fesseln des Wahns, bei meinem Tode werde ich sie ebenso verlassen."

Kurioser Herr, dieser Erich; man könnte ihn fragen, wie es denn gekommen, daß derselbige auf Subordination sehr verbitterte Herr, nachdem er jahrelang im Verein mit seinen aus Frankreich importirten Genossen nach dem von dem großen Erich so wohlgefällig producirten Axiom Ecrasez l'infame gearbeitet, am Ende seiner Regierung sehr über die Erfolge seines Aufklärungsbestrebens enttäuscht ausrufen konnte: Schafft mir wieder Religion ins Land!

Den großen Politiker Erich wollen wir auch noch aufmerksam machen, daß dem Blitz Ecrasez immer ein Gewitter nachzufolgen pflegt, welches schon oft das morsche Gebälke von Königsthronen in tausend Splitter zerfetzt, während diese Blitzstrahlen am Felsen der Kirche abgeglitten und ins Meer gefahren sind.

Die neueste Zeit hat in Brasilien wieder den Lehrstuhl bestiegen und die Lehre gegeben, was die Ecrasez-Männer (denen sich Professoren jubelnd zugesellten) für verläßliche Stützen der Königsthrone sind. Wir sprechen es voll Anerkennung aus, daß der jüngste Herrscher im Lande Friedrichs II. sich von der Ecrasez-Manie feierlichst losgesagt hat.

Jetzt noch eine kleine Betrachtung über den großen Erich. Dieser Herr hat mehrere Jahre lang das Gehalt an der Wiener Universität ohne Bedenken eingesackt, da doch diese Stiftung ihre Fonds katholischen Fürsten und den Päpsten verdankt. Ein Frömmler (Herzog Rudolph der Stifter) und mit ihm die „päpstliche Hydra" haben diese Universität gestiftet, und Erich nimmt die silbernen Schuppen von dieser Hydra undankbar in Empfang und schimpft über die „tollen Fabeln" des Wahns, denen eben diese weltlichen und geistlichen Stifter gehuldigt haben. Die Universität wurde zur Verbreitung und zum Schutz des katholischen Glaubens gegründet, und jetzt werden diese Fonds zur Schmähung und Ausrottung der Religion und des Glaubens dieser Stifter verwendet. Doch was kümmert sich der Liberalismus und die Aufklärung um Stiftbriefe, um den letzten Willen

Verstorbener, um das Seelenheil (Wortlaut des Stiftbriefes) der verstorbenen Fürsten oder um das Gedeihen der lebenden? Gegen den Altar arbeitet der Liberalismus offen, das ist nicht gefährlich, gegen den Thron im Stillen und geheim. So hat es der Liberalismus in Frankreich gemacht, so macht er es überall, wo man ihn — zu seinem segensreichen Wirken einladet und die Hände reicht, oder wo man so blind ist, ihn zur Herrschaft kommen zu lassen. Wir fragen: Wer hat diesen, wenn auch nur mit wüthendem Haß gegen die katholische Kirche und das positive Christenthum begabten Krakehler Oesterreich zum Geschenke gemacht? Es kommt eine historische Zeit, in welcher die Corpsführer, welche erfolgreich am Untergang Oesterreichs mitgewirkt haben, in einem **Ehrenbuch namentlich** verzeichnet werden müssen.

149. Friedrich II. als Dichter, als Freund Voltaires, als Ausrotter der Kirche immerfort mit Lob übergossen. Erich arbeitet freundlich mit Ecrasez.

S. 144—151 läßt Erich eine wahre Janitscharenmusik von Lobeshymnen über Friedrich II. erschallen. Unsinnige Phrasen durchwirbeln die Luft, so z. B.:

„Mit dem Hohn gegen Orthodoxe und Herrenhuter paart sich die Freude über das Schwinden des Hexenwahns und religiösen Haders!"

Wer ist denn zuerst gegen das Hexenverbrennen aufgetreten? Der Jesuit Spee! Und wo sind am meisten Hexen in Deutschland verbrannt worden? Gerade in Nördlingen, wo es gar keine orthodoxen Katholiken gegeben hat. Wo haben je Herrnhuter Hexen verbrannt oder verbrennen wollen? Was soll demnach obige Zusammenwürfelung von Hexenwahn, religiösem Hader, Orthodoxen und Herrnhutern? Ist das hohlköpfige Declamation, oder ist es das Resultat logischen Denkens, oder historisches Urtheil, oder ist es reiner Unsinn, in einer Wuth vorgebracht, die schon völlig den Verstand verloren hat.

S. 147 wird Friedrich als Dichter verhimmelt:

„Der Dichter Friedrich wandelt in den Fußstapfen des Horaz und Voltaires. Seine Form ist nachlässiger, aber die kunstlosere

Ode wirkt tiefer, weil sie eine großartige Persönlichkeit abspiegelt. Oft plätschert er nur im leichten Gekräusel der Verse, oft entdeckt er uns die Tiefen seiner Seele. Er pflückt mit Gresset, den er gern nach Berlin ziehen wollte, Rosen im Garten Anakreons[1] und mischt liebenswürdige Plauderbriefe aus Prosa und Reimen." „Auch ihn peinigt im jugendlichen Poem die Frage nach dem Ursprung des Uebels." „Er geht von dem veralteten Todtengespräche über zur mimischen Satyre auf die orthodoxe Schriftauslegung, zur Voltairischen Facetie. Sein Eifer für die Aufklärung malt sich parabolisch in der Vision vom Sturmlaufe gegen l'Infame: Erasmus kann die Burg nicht berennen, auch Galiläi, auch Bayle und Genossen müssen zurückweichen, bis endlich Voltaire obsiegt."

Wir fragen wiederholt: Wer hat diesen Sturmläufer gegen l'Infame nach Wien berufen? Das Geheimniß sollte enthüllt werden.

Der Sturm gegen l'Infame macht dem Erich immer eine absonderliche Freude, der gilt ihm als der Stempel der Aufklärung. — Voltaire hat gesiegt — sonderbar, aber doch sehr verfrüht! Daß Friedrich den Voltaire einen Schuft genannt, und zwar nach Beweisen, die den alten Dichter dieses Titels vollkommen fähig machten, ist sehr fatal. Es gibt keinen Menschen, der mit Friedrich wegen dieser taxfreien Titularverleihung einen Streit anfangen möchte, außer er wollte denselben Titel selber beanspruchen.

Mitunter werden kostbare Geständnisse über Friedrichs Aufklärung und Liberalismus laut. So S. 150:

„Die guten und unangenehmen Seiten des Berlinerthums begannen damals merklicher hervorzutreten: der rasche Witz, die kühle Kritik, die geistige Regsamkeit, das Sichnichtverblüffenlassen, aber auch das superkluge Besserwissen und politische Kannegießern, das freilich sehr auf der Hut sein mußte. Dafür durfte jeder über Religionssachen nach seiner Façon reden."

Religion und Kirche, das war freigegeben, der König und seine Tafelrunde aber gingen im Sturm gegen die Religion voran: Ecrasez l'Infame. Aber wehe jedem Racker, der sich erlaubt, über die Regierung zu schimpfen! Da hörte der Spaß auf, da gab es eben nur die Façon, zu pariren und das Maul zu halten.

[1] Herr Erich spielt den Unwissenden. Der ekelhafte Voltaire hätte ihm über die duftigen Rosen im Garten Anakreons etwas auftischen können.

150. Wenn Friedrich das Jahr 1793 erlebt hätte.

Friedrich II. hätte sicher seine Ansichten über die Religion sehr umgestimmt, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, das Jahr 1793 und die Folgen des Ecrasez in Frankreich zu erleben. Wenn der sonst kluge Mann gesehen hätte, wie die Balken des Thrones auseinandergerissen und aus denselben das Königsschaffot gezimmert worden ist! Daß er doch schon eine Ahnung von der abschüssigen Bahn in sich aufkeimen spürte, gibt sein nothgedrungener Ausspruch am Ende seines Lebens kund: „Schafft mir wieder Religion ins Land!“

Dieser Ruf um Religion ist aber leider bei manchen, auch neueren Königreichen und Kaiserreichen, obwohl sehr aufrichtig, aber auch zu spät vernehmbar geworden. Dieser Ruf ist der Anfang einer Sühne für den frevelhaften Uebermuth: Ecrasez l'Infame[1]. Es ist gar kein Zweifel, daß es viel Infamie in der Welt gibt, aber den begeisterten Ecrasez-Männern wäre anzurathen, daß sie sich vorerst um die richtige Adresse umschauen, wo denn eigentlich die wahre, echte und unverfälschte Infamie zu finden ist.

Bei Lucas XX. 17. 18 heißt es noch immer:

> „Der Stein, den die Bauleute verworfen haben, ist zum Eckstein geworden. Ein Jeder, der auf diesen Stein fällt, wird zerschmettert werden, und auf wen er fällt, den wird er zermalmen.“

Es kommt eine Zeit, in welcher allen Ecrasez-Männern (auch denen, die auf morschen Schulsesseln in ihrem Größenwahn vermeinen, sie säßen als Geisterkönige auf einem Geisteskönigsthron) das blöde Grinsen der Hoffart in ihren Gesichtern vergehen wird, wenn sie zu ihrem Entsetzen das Medusenhaupt jener Macht anstarren wird, die sie in ihrem tollen Uebermuth heraufbeschworen haben.

---

[1] Bei Erich, der nur immer als literarhistorisches Orakel herumlärmt, und der sich gegenüber dem Lehrstuhl der pragmatischen Geschichte die Ohren verstopft, muß man es nicht so genau nehmen; bei diesem Herrn ist auch sein Uebermuth immer mehr schwefelhaft, als frevelhaft.

151. Doch immer heller Jubel und Freude, wenn es über die Kirche von den Ecrasez-Männern recht losgeht.

Von Erich wird S. 167 die „allerfreieste" Uebersetzung Voltaires, welche er dem Hamletmonologe angedeihen läßt, besprochen, wo Voltaire, wie Erich so verständnißinnig sagt, sich zur kecken Paraphrase versteigt, und, um den Shakespeare noch zu übertrumpfen, den Schluß übersetzt:

„Faut-il vieillir courbé sous la main, qui m'outrage
Supporter ou finir mon malheur, et mon sort?
Et d'un héros guerrier fait un chrétien timide."

Mylius übersetzt:

„Wie soll ich mit Geduld, ins Joch gebückt, veralten?
Wie soll ich meine Noth mit meinem Schicksal enden,
Und macht den kühnsten Held zum feigen, blöden Christen."

Mylius macht hier den furchtsamen Christen (chrétien timide) zum feigen, blöden Christen. — Diese Herren Literarhistoriker sind nicht nur schlechte Christen, sondern auch miserable Juristen! Mit demselben Rechte könnte man die schonende Bemerkung über den Lessingfreund Mylius, er sei „ein leichtsinniger Mensch" gewesen, auch etwas drastischer so übersetzen: „Mylius ist ein herabgekommener, verlotterter Lump gewesen."

Die Logik ist eben die schwächste Partie dieser Lessing-und-Comp.-Verhimmeler; die logische Umkehrung des Spießes auf ihre eigenen Helden kommt ihnen sehr ungelegen.

Offenbar ist diese Uebersetzung der Worte Voltaires von Seite dieses „leichtsinnigen Menschen" noch weitaus niederträchtiger, als das Original.

Es ist hier die Wuth durch den „leichtsinnigen" Mylius noch in einer Weise gesteigert und verwerthet worden, daß dieselbe sich des vollsten Beifalls sämmtlicher Talmudbocher erfreuen kann.

S. 168 heißt es:

„Voltaire faßt endlich sein vorsichtiges Urtheil in einem dann bis J. Möser oft wiederholten und variirten Bilde zusammen."

„Es scheint, als ob die Engländer bis jetzt nur unregelmäßige Schönheiten hätten hervorbringen sollen. Die glänzenden Ungeheuer Shakspeares gefallen tausendmal mehr als die neue Regelmäßigkeit. Der poetische Baum gleicht bis jetzo einem dichten Baume, den die Mutter Natur selbst gepflanzt und unzählige

Aeste treibt und mit Gewalt ohne alle Gleichheit wächst, der aber eingeht, so bald man seine Natur zwingen und ihn als einen Baum in den Gärten zu Marli beschneiden will.""

Wir sehen hier den bis zum Wahnsinn gesteigerten Neid Voltaires, der sich in seiner blöden Beschimpfung Shakespeares manifestirte, auch nach Deutschland herüberwirken. Voltaires Urtheile waren eben Ende des 18. Jahrhunderts autoritative Machtsprüche. „Die glänzenden Ungeheuer" Shakespeares gefallen tausendmal mehr, als „die neue Regelmäßigkeit"!! Voltaire fühlte zu tief die zermalmende Macht des britischen Genius — er wußte für seine Wuth keinen anderen Ausweg, als hinaufzubellen auf das erzgegossene Monument, und den Steinsockel unten — nach Maßgabe seines Giftes — zu besudeln! Und da kommen noch kleine, erbärmliche Nachkläffer dazu und helfen mit zu rebellen gegen die Ungeheuer und sich zu erhitzen für „die neue Regelmäßigkeit".

152. Neue Lobeshymnen auf Friedrich II. Der aufgeklärte Despotismus. Ein Abbé und Gleim. Gedächtnißschwäche Erichs.

S. 172 schließt Erich eine Lobeshymne auf den großen Friedrich und erzählt mit einer kindlichen Unbefangenheit, wie großmüthig dieser König den Zeitungen gestattet, für „Wahrheit und Freiheit" einzustehen; freilich mußten diese Gazetten auch immer dazusetzen: „Mit königlicher Freiheit." Ein Spruch, den diese Kämpfer für Wahrheit und Freiheit niemals vergessen durften.

Erich lobsingt dem großen Friedrich:

„Einer seiner ersten Befehle richtete sich gegen das Geriren der Gazetten, darum sollte die Censur durch einen vernünftigen Mann maßvoll und ohne bei jeder Kleinigkeit Lärm zu schlagen, geübt werden. Die belletristischen Recensionen nahmen einen munteren Ton an, das religiöse Gebiet wurde durch den Philosophen von Sanssouci **jeder Kritik geöffnet,** nur in politischen Dingen duldete der aufgeklärte Despotismus des Königs keinerlei Dareinreden. Diese strenge Bevormundung machte alle den Staatshändeln gewidmeten Artikel so unfruchtbar als nichtssagend, daß Lessing seinem Vater mit scharfer Begründung bloß die sogenannten gelehrten Zeitungen zugehen ließ."

Der „aufgeklärte Despotismus“ duldete „kein Dareinreden“. Das ist eben die Freiheit des „Liberalismus“, eben so kurz als drastisch gezeichnet. Schimpft über Religion oder Pfaffen, selbst über unsern Herrgott nach Belieben, Jeder nach seiner Façon; aber wehe euch, ihr Canaillen, wenn ihr politisch anders schreiben wollt, als nach der erlaubten Façon!

Die ganze liberale Tyrannei des 18. Jahrhunderts lautet in einer Vierzeile:

„Seufzt in meinen Sklavenbanden,
Denn da wird kein Spaß verstanden.
Das Genick werd' ich zerbrechen
Dem, der wagt zu widersprechen.“

Dieses Schönfärben der liberalen Tyrannei mit der Bezeichnung „aufgeklärter Despotismus“ ist eine Erfindung der modernen Literaturschwefler. Wir haben darüber schon früher Enthüllungen gebracht.[1] Mit dem Zucker der „Aufklärung“ bestreut, soll das dumme Volk die abscheuliche Pille „Despotismus“ hinunterwürgen.

S. 178 berichtet Erich voll der Wonne über Lessings Wirken in Berlin:

„Köstlich wird der renommistische Styl eines Abbés verhöhnt, der seine Schilderungen französischen Heldenmuths mit einem durchgehenden Wir aufgetischt hatte. Kurz, das französische Wort wir läßt in dem Munde eines Schriftstellers, der vielleicht nicht das Herz hat, einen Hund todt zu machen, vortrefflich tapfer.“

Sonderbar! Greisenhafte Gedächtnißschwäche dieses jugendlichen Erich! Warum geht Lessing und Erich gar nach Frankreich, um an einem armen Abbé seinen Muth zu offenbaren, der doch nur bei Schilderung des französischen Heldenmuthes mit „wir“ arbeitet? In nächster Nähe lebte Gleim, der dies Prahlen doch noch viel unverschämter getrieben, der außer diesem wir sich auch noch einen preußischen Grenadier genannt und bei Eroberungen und Heldenthaten des preußischen Militärs auch noch höchst tapfer mit wir geschwindelt hat!

Lessing hat diesem alten, feigen Schwindler noch extra eine sehr lobende Vorrede zu dessen „Kriegsliedern“ geschrieben, wofür er freilich vom in dieser Richtung generösen

---

[1] „Der Himmel voller Geigen zu Weimar“, von Sebastian Brunner. Wien 1885.

Gleim durch „Anlehen" entlohnt worden ist. Das Alles weiß der schwache Erich nicht, es waren für Lessing eben beide Helden sehr brauchbar: der Abbé, um ihn mit Hohn zu überschütten, und der Gleim — nun, der Gleim war der allgemeine Nothhelfer in den Geldverlegenheiten seiner Lobredner!!

153. Die Literaturheroen des achtzehnten Jahrhunderts vergessen im neunzehnten die Folgen für das zwanzigste Jahrhundert.

S. 179 sagt Erich:

„Ueberschlägt man Lessings Kritik der schönen Literatur Deutschlands in Bausch und Bogen, so werden Wielands erste und widernatürliche Anfänge ziemlich kühl als Proben von Talent erkannt, Kästner triumphirt als ein seltenes Genie auch im Lehrgedicht und Epigramm, Uz, Zachariä, Gleim sind die Meister der Lyrik und Epopöe, Hagedorn ist unser Horaz, aber der höchste Rang gebührt Haller und Klopstock."

Ein Jahrhundert genügte, um diese sämmtlichen Heroen vom Parnaß wie durch einen anhaltenden Regenguß herunterzuspülen. Der verfrühte Triumph Kästner (wer liest ihn noch?), Uz, Zachariä, Gleim als Muster der Lyrik und Epopöe, Hagedorn unser Horaz! — Und wie wird das künftige Jahrhundert über die Heroenmacherei der Gegenwart urtheilen? Wer wagt etwas dagegen zu sagen, wenn man die Thatsache ausspricht, daß alle diese Lobhudeleien total unbedeutender Zeitgenossen von Seite Lessings aus gegenseitiger Ueberschätzung dieser Herren hervorgegangen sind. War es wirklich dem Lessing Ernst mit seinem Lobe Gleims, oder hat er den Gleim mit derselben Begeisterung gelobt, welche ihm zur Verherrlichung des „Nathan" geholfen?

154. Lessing habe niemals im eigentlichen Verstand für Geld geschrieben; leider bekennt Lessing selber das, was seine Anbeter abstreiten wollen.

S. 182 meint Erich:

„Weitaus die meisten seiner (Lessings) Uebersetzungen stehen in engem Zusammenhang mit seinen jeweiligen Studien, und wenn er auch nebenher, allein oder nur flüchtig theilnehmend, seichte Moralschriften, ein Andachtsbuch der Engländer, wenn er Richardsons illustrirte Fabeln für Kinder einführte und Banniers

Mythologie aus merkantilen Gründen widerstrebend an J. A. Schlegel abtrat, so bleibt doch im Ganzen seine Versicherung von 1773 zu Recht bestehen, er habe auch in elender Lebenslage nie im eigentlichen Verstand um Brot geschrieben."

Da kann er also noch immer im „eigentlichen Unverstand" oder im „uneigentlichen Verstand" — um Brod geschrieben haben. Erich versucht dieses im eigentlichen Verstand nie um Brod geschrieben haben darauf zu begründen:

„Er lehnte daher 1750 den vortheilhaften Antrag eines freundlichen Edelmanns ab, gegen freie Station und ein leibliches Honorar eine gelehrte Publikation zu leiten, und verwahrte sich bei anderer Gelegenheit lebhaft gegen den Verdacht, als übersetze er nur, um zu übersetzen."

Dieser vortheilhafte Antrag mit dem leiblichen Honorar und der freien Station ist in der That keine starke Versuchung gewesen. Zu einer derartigen Sklavenarbeit hat sich der kluger Weise immer nach eigenem Willen leben wollende Dichter schon 1750 nicht herbeigelassen.

Sonderbar, daß der Herr Erich bei seiner Behauptung: „Lessing habe nie im eigentlichen Verstand um Brod geschrieben", das Geständniß Lessings (siehe Motto) nicht gekannt hat!

Mit derselben schlauen Satz- und Wortwendung hat ein Zeitungsbocher, der vor 1848 in Wien einige Ohrfeigen und Fußtritte bekam und bei der Thür eines Caffeehauses mit Eklat ins Freie hinausgefeuert worden ist, darnach behauptet, „daß er im eigentlichen Verstand nicht geprügelt worden ist".

Es ist bei einer Vertheidigung ein sehr verdächtiger Umstand, wenn sich der Advokat schon zu so fein gedrechselten Distinktionen in gewundener Sprachform genöthigt sieht, um seinen Clienten herauszuputzen.

Wir haben in unserer Schrift über Gleim[1], Seite 77—87, eklatant mit Lessings eigenen Bekenntnissen nachgewiesen, daß

[1] „Vater Gleim, der Seher Gottes", von S. Brunner. Wien, Wörl, 1888. Mit dem Motto:

„War das noch eine wohlfeile Zeit;
Für ein paar lumpige Pfennig-Talente
Kaufte man sich eine Ruhmesrente
Auf ein Jahrhundert — Unsterblichkeit."

er für Honorar in die „Vossische Zeitung“ hinein Königsoden an einigen Neujahrstagen fabricirte. Wir rathen dem Herrn Erich, die daselbst vorkommenden zwei Kapitel zu lesen. Hier folgen die Inhaltsüberschriften:

„31. Wie auch Lessing durch Gleim zur Friedrichspoesie sich begeistern läßt und durch vier Neujahre in Berlin Friedrich den Großen offiziell gegen Gehalt anoden muß.“ „32. Wie Lessing selber über seine Friedrichsbegeisterung Witze macht.“

Das gestehen, wenn auch ungern und verschämt, doch noch immer mit einem Anflug von Ehrenhaftigkeit die vier Lessing-Evangelisten Danzel, Guhrauer 2c. in 2. Auflage, 1. Bd., S. 126, mit den Worten:

„Lessing hat bekanntlich auch einige Oden geschrieben. „„Ich gebe ihnen mit Zittern diesen Namen““, heißt es in der Vorrede der Schriften, „„und wer kann zweifeln, daß dies das Feld nicht war, auf dem er groß werden konnte. **Es wird zu seiner Pflicht** (!!) als Verfasser des gelehrten Artikels in der Vossischen Zeitung **gehört haben, den Jahresanfang und den Geburtstag des Königs zu besingen,** und daran haben sich noch einige Versuche der Art angeschlossen. In der That macht er sich bald selber darüber lustig; er schreibt an Gleim (XII. 82. M. 99 H. XX. I. 109): „„„**Sie verlangen von mir eine Ode an Ihren König.** Ich bin auf Ihr Anrathen bei Halberstadt den alten Junker hinangeklettert und habe ihm den steinernen Bart gestreichelt, **obgleich ich mir meines Schwindels nur allzu bewußt war.** Warum sollte ich mich auf Ihr Wort nicht noch höher versteigen?““

So Lessing selbst. Es ist anerkennenswerth, daß er sich seines Schwindels bewußt war; das könnten sich seine Anbeter zum Muster nehmen, denn diese Herren wollen **auf ihren Schwindel** durchaus nicht aufmerksam gemacht werden.

155. Lessings Biographie dient Erich als Koffer, um sämmtlichen Schimpf gegen die katholische Kirche darin weiterzuspediren. Die Heuchelei und Verlogenheit der Maurer.

Mit mehr als entschiedener Uebereinstimmung, mit einem unverhohlenen Gaudium berichtet Erich über die Atheisten und Religionsstürmer des 18. Jahrhunderts. Lessings Biographie ist eigentlich nur der Koffer, in welchem sämmtlicher Spott und Hohn über die katholische

Kirche und das positive Christenthum mittelst Post weiterbefördert wird.

Ueber Bayle heißt es S. 194:

„Durch konfessionelle Wirren war Bayle zu einer einsamen, allem Sekten und Parteiwesen fernen Höhe kritischer Freiheit emporgeklommen, von der er mit scharfem Auge die Machinationen des Aberglaubens verfolgte, jeden Augenblick bereit, den theologischen Erbfeind, zuvörderst seine Freunde, die Jesuiten, mit den spitzen Pfeilen der Neckerei zu beschießen, oder hinabstürmend, Mann gegen Mann, Bayle gegen Jurieu, zu kämpfen. Der stete Streit mit den katholischen Theologen erfrischte ihn wie ein Stahlbad. Nicht immer war es ihm erlaubt, das lästige Visir zu lüften und ohne jede Deckung sein Bekenntniß abzulegen; aber auch da, wo er eine fromme Miene aufsteckt oder wenigstens die unzweideutige Wahrheit verschleiert, fällt er weder in die muthlose Reserve eines Erasmus, noch in die diabolische Verschlagenheit Voltaires."

Unter den „Machinationen des Aberglaubens", welche Bayle „mit scharfem Auge verfolgte", ist eben nichts Anderes, als die Apologie des Christenthums zu verstehen. Die Apologeten haben hinwieder auch die Aufgabe, die Machinationen der Loge, welche in Lügen und Verleumdungen ihren Ausdruck finden, zu verfolgen. Der „Streit mit den katholischen Theologen erfrischte ihn wie ein Stahlbad" — er hat die Jesuiten mit den spitzen Pfeilen der Neckerei beschossen.

Wenn aber den Logenbrüdern ihre Lügen, Verleumdungen, ihre Gaunereien, Infamien, ihre Königsmorde und am Ende ihr Blödsinn, in welchem sie der Meinung leben, nach Zerstörung der Kirche werde die Erde zu einem Eldorado der Freiheit, der Humanität und aller Tugenden werden, und verschiedene andere mißliebige Eigenschaften nachgewiesen werden, da fühlen sich dieselben nicht wie durch ein Stahlbad erquickt; wenn der Strom der socialen Bewegung die maurerischen Industriellen mitsammt ihren Fabriksburgen fortschwemmt (was wir, wie jede gewaltsame Umwälzung, nicht gutheißen können), oder wenn sich die Faktoren der Gesetzgebung ermannen, um den Arbeiter aus der Sklaverei, aus dem nothgezwungenen Ausbeutungscontract auf legalem Wege zu befreien (was wir wünschen und alle ehrlichen Freunde des Volkes anstreben), dann werden

die besitzenden Logenbrüder zur Einsicht gelangen, daß ihnen ihr Vorhaben, das Volk mit Phrasen zu füttern, und das Mandeln- und Cibebenfutter für sich zu behalten, total mißlungen ist.

Wir sehen bei Erich, wie er es sehr in Ordnung und nichts weniger als niederträchtig, oder mindestens tadelnswerth, sondern eher lobenswerth findet, wenn Bayle „eine fromme Miene aufgesteckt oder wenigstens die unzweideutige Wahrheit verschleiert". Ein sonderbarer Herr das! Einige Zeilen früher wettert er „gegen die Machinationen des Aberglaubens", und hier approbirt er die Machinationen der maurerischen Weltbeglückungstheorie und wettert gleich darnach gegen „die diabolische Verschlagenheit Voltaires".

156. Das verhaßteste Dogma. Hohn- und Spottgespeie gegen die Kirche ohne Unterlaß. Der Schwindel mit Freiheit und Toleranz.

In der weiteren Apologie Bayles heißt es S. 159:

„Hat die christliche Religion nicht blutige Bürgerkriege heraufbeschworen? Hätte ein atheistischer Hof eine Bartholomäusnacht gefeiert? Dabei blieb Bayle nicht stehen, sondern gegen verhaßte Dogmen, wie die Lehre vom Sündenfall, führte er eine geschlossene Schaar von Thesen ins Feld, deren Kette auch Leibnitz nicht zerreißen konnte."

Sünde und Sündenfall — das verhaßteste Dogma. Für dieses, wenn auch nicht reumüthige, doch sehr bedeutungsvolle Geständniß können wir nur danken. Daß Leibnitz die Kettenthese des Bayle nicht zerreißen konnte, das sollte von Erich nachgewiesen, nicht Anderen nachgebetet werden. Der Kampf Bayles gegen die Kirche ist ein Kampf, in welchem er, wo es ihm an logischer Entwicklung und historischen Thatsachen mangelt, zum Spott, zur Perfidie und zur Frivolität seine Zuflucht nimmt. Das bestätigt Erich selber (S. 196):

„Bayles Witz ist trocken. Oft liegt die Satyre in der nüchternen Anreihung; er erzählt z. B., Muhameds Tochter Fatime sei nach mehreren Mutterfreuden als allerreinste Jungfrau gen Himmel gefahren, und bemerkt gelassen: „„Die Römische Kirche ist also nicht die einzige, welche eine jungfräuliche Himmelfahrt

verehrt. Es wird sich zeigen, daß die unbefleckte Empfängniß und die Jungferschaft einer Mutter zwei Dogmen des Muhamedanismus zu sein scheinen.""

Das ist doch nur purer Hohn, aber kein Witz. Diese Verquickung des unsinnigen und sittenlosen Koran mit den Berichten der Evangelisten nennt Erich bewundernd: lapidar:

„Solche lapidare Sätze ziehen auch den modernen Leser wieder zu dem Buche zurück, das ihm, abgesehen von uninteressanten Biographien zur Gelehrtengeschichte, durch die zusammengestoppelten Artikel über Helena und Penelope, über Götter und Göttinnen verleidet wird." „Seine Fackel, die vieles erhellt und so manchem heimgeleuchtet hat, wirft auf die Sekten, diese Trägerinnen des religiösen Bedürfnisses, fast unterschiedslos dasselbe unfreundliche Licht, das sie über die Klöster breitet. Hier liegt die Intoleranz der Bayle'schen Toleranz, die sich doch in den polemischen Briefen zur Geschichte des Calvinismus und sonst hochragende Ehrensäulen errichtet."

Also hat sich Bayle durch seine Geschichte des Calvinismus hochragende Ehrensäulen errichtet, weil er in dieser Geschichte gegen die katholische Kirche losgezogen ist; nachdem er aber auch gegen die Sekten loszugehen anfängt, so ist das die Intoleranz der Bayle'schen Toleranz! — Diese Intoleranz der Toleranz ist ja auch ein Charakterzeichen des Herrn Erich. Wenn es nur gegen die Kirche losgeht, da können die Feinde der Kirche machen, was sie wollen, und schmähen, wie sie wollen, das gehört zur Toleranz; wie man aber die Gegner der Kirche im mindesten angreift, sich gegen dieselben vertheidigt — das heißt dann Intoleranz!

Mit den Worten Freiheit und Toleranz ist im neunzehnten Jahrhundert der größte Schwindel getrieben worden; die ganze europäische Welt ist noch im Gährungsproceß begriffen. Freiheit und Toleranz für uns, Knechtschaft und Intoleranz für die Anderen, das ist der Schlachtruf der aufgeklärten Besitzer gegenüber dem Volke. — Das Jahrhundert wird noch vor Beendigung desselben eine Klärung bringen, und zwar eine Klärung, die der bisher privilegirten „Aufklärung" und ihrem blutsaugerischen Anhang außerordentlich zuwider sein wird.

157. Eine Erpressung Lessings herauszuputzen gesucht.

Seite 215. Zum Verständniß des folgenden Berichtes von Erich muß vorausgesandt werden, daß ein Leipziger C. G. Jöcher 1750—1751 ein „Allgemeines Gelehrten-Lexikon" in vier Quartanten herausgab. Erich nennt ihn einen „Polyhistor alten Schlages", das soll heißen: er war noch nicht von Bayle und den Encyklopädisten ins atheistische Schlepptau genommen. Erich sagt:

„Diese Mahlzeit (die Lektüre obigen Werkes) konnte einem Kostgänger Bayles (dem Lessing) nicht munden."

Lessing wollte eben, daß auch hier jede Gelegenheit ergriffen werde, um gegen das positive Christenthum loszuschlagen. Nun kommt der folgende hochinteressante Bericht:

„Sein (des Lessing) Vorhaben, das Gelehrtenlexikon des Leipziger Bibliothekars (Jöcher) Baylisch (will sagen im Baylischen Sprit) auszubessern, scheint er(!) in einem jugendlichen auffallenden(!!) Brief dem Verleger Jöchers angezeigt zu haben, etwa mit der Bemerkung(!!), Gleditsch möge nur mit den verheißenen Ergänzungsbänden zu Hause bleiben, denn hier kämen Lessing'sche Supplemente, die dem ganzen Jöcher den Garaus machten.(!!!) Eine unüberlegte(!!) Herausforderung, die das Gerücht erzeugte, Lessing habe von Gleditsch unter Androhung(!!) einer vernichtenden Kritik und unter Beischluß eines Pröbchens von drei Bogen eine gewisse Summe erpressen wollen.(!) Das Geld spielte in diesem übereilten(!!) und nicht ganz (sic?) aufgeklärten Handel allerdings eine Rolle(!!), aber ohne Lessings Zuthun (!!!)."

Den Beweis, daß hier das Geld allerdings eine Rolle spielte, aber ohne Lessings Zuthun (d. h. das Geld ganz allein, eigenwillig, selbstbewußt!) liefert Erich sehr schlagend, wie folgt (S. 215):

„Jöcher nämlich schrieb am 1. October 1752 einen recht wackern(!) Brief an seinen hitzigen Gegner (Lessing). Warum dieser sich nicht direkt ausgesprochen? Er lasse sich gern belehren im Bewußtsein vieler Fehler, deren ihm die Lessing'schen (wider Willen der Jöcher günstigen Wittenberger Censur gedruckten) Bogen manche nachgewiesen. Daher werde er Lessings Sammlungen gern zur Verbesserung ankaufen(!!) und in den Supplementen mit gebührendem Dank verwerthen(!!). An die berechtigte Mahnung „dieses aber wollte ich wünschen, daß Ew. Hochedelgeboren(!!) sich manchmal weniger heftig beißend und anzüglich ausgedrückt" knüpft er eine friedfertige Bemerkung und

bezeigt dem Talent und der Gelehrsamkeit des Gegners allen Respekt. Lessing sah ein, daß er es mit einem redlichen Mann zu thun habe,[1] ließ schon in der zweiten Hälfte October seinen großen Plan fallen und veröffentlichte den ganzen Inhalt oder wenigstens den größten Theil der drei Bogen, deren Druckkosten Jöcher sich nochmals zu erstatten anbot, am Schluß der Briefe versichernd, Dr. Jöcher, mit diesem Verfahren einverstanden, werde das gesammelte Material in den übrigens nie erschienenen Ergänzungen ausnützen. Aber trotzdem leidet Jöcher, unter Lessings Absicht, der erwähnten Verleumdung den Mund zu stopfen."

Wie unangenehm das Gerücht, welches sich über diesen Vorgang verbreitete, gewesen, zeigt Lessing in einer Note bei der Biographie von Donat Acciajoli:

„Wann wird man aufhören, einen ehrlichen Mann der Nachwelt mit einem Schandfleck abzumalen, den ihm die Gelehrten längst abgewischt haben? Doch was pflanzt man lieber fort als Beschuldigungen?"

158. Warum Lessing einen Revolverbrief nicht schreiben konnte. Wie Lessing den Winkler, seinen Brodherrn, behandelt.

Erichs Wiederholung der Versicherung Lessings (S. 182), „er (Lessing) habe auch in elender Lebenslage nie im eigentlichen Verstand um Brod geschrieben", könnte hier nochmals wiederholt und auch noch dazugesetzt werden, daß dieser Brief an Jöcher „im eigentlichen Verstand" schon deshalb kein Revolverbrief genannt werden kann, weil es glücklicher Weise im Jahre 1751 noch gar keine Revolver gegeben hat.

Erich fügt noch bei:

„Lessing hat nie davon abgelassen, in handschriftlichen Collektaneen „Zur Gelehrtengeschichte" die Irrthümer der älteren Lexikographen zu widerlegen und ihre Lücken auszufüllen, aber daß er sich mit einem Schein (!!) von Großmuth aus der mühseligen Verpflichtung, das ganze Jöcher'sche Alphabet in einer allgemeinen Kritik zu säubern, herauswickelte, mußte ihm um so willkommener sein, als neue Pläne dies weitschauende Vorhaben zurückdrängten."

---

[1] Wie aus dem ganzen Berichte hervorgeht, hat Jöcher doch auch sicherlich eingesehen, daß er es bezugs Lessing ebenfalls „mit einem redlichen Mann" zu thun habe!!

S. 304 spricht Erich vom „jungen, christelnden Wieland“. Dies schöne Wort: christeln ist eine Erfindung der jüdischen Börneschule. S. 308 heißt es über Lessing in Leipzig 1755:

„Gelegentlich sprach er bei Gellert vor und suchte aus dieser nie recht warmen Verbindung Vortheil für journalistische Pläne zu ziehen, aber während der siechende Moralphilosoph sein mattes Auge auf irgend einem christlichen Tröster ruhen ließ, sah sich Lessing mit neuerwachter Liebe im Leipziger Theater um.“

Erich hat die schöne Eigenschaft, sich in seinem hohen Logensitze immer über dieses blöde Christenthum hoch erhaben zu fühlen und dieses Hochgefühl bei jeder Gelegenheit auszusprechen. Im Gegensatz zu dem von Erich herabgerissenen Gellert müßte man vom selbstbewußten Erich sagen: Während der kerngesunde Contramoralphilosoph sein feuriges Auge auf irgend einem antichristlichen Talmudisten ruhen ließ u. s. w.

Interessant und den Charakter Lessings in ein helles Licht setzend ist ein Bericht Erichs über das Benehmen Lessings gegenüber Winkler, der den Lessing in seine Dienste genommen und ihm ein anständiges Honorar dafür aussetzte (S. 311):

„Gegen Ende September (1756) wollten sie (Winkler und sein bezahlter Reisegenosse Lessing) nach England aufbrechen. Da traf die Nachricht von dem plötzlichen Ausbruch des preußischen Krieges und der Ueberrumpelung Leipzigs durch den Feind ein. So ist Lessing weder jetzt noch später nach England und Frankreich gekommen. Schon am 1. October schreibt er an Moses (Mendelssohn): „„Ja freilich bin ich wieder in Leipzig, Dank sei dem König von Preußen.““ Winkler war Hals über Kopf heimgeeilt. Die Reise wurde nicht aufgehoben, aber aufgeschoben. Die Ueberstürzung rächte sich an dem reichen jungen Preußenfresser, der nun in der Feuerkugel (einem Wirthshause) einem General Friedrichs die Honneurs machen und manchen Thaler Contribution springen lassen mußte. Wenn er am Mittagstische mit andern Leipzigern über die schlimmen Preußen klagte, so nahm Lessing, der doch Winklers Brod aß,[1] halb aus Widerspruchsgeist, halb aus Ueberzeugung die Partei der Verhaßten, ja er zog sogar

[1] Es soll auch in Oesterreich Professoren gegeben haben, die sich in ähnlicher Weise über die österreichischen Spießbürger lustig gemacht, die österreichischen Banknoten aber immer mit der größten Hochachtung in den Sack verschwinden ließen.

preußische Offiziere an die Tafel, von welcher die Spießbürger entsetzt entwichen. Darauf soll Winkler, um den sich Lessing nie sonderlich bemüht haben mag, seinem unbequemen Gast das Haus verboten haben. Lessing bestand auf seinem Schein[1] und mußte vom Mai 1757 bis zum October 1764 prozessiren, um endlich in zweiter Instanz von den zuerkannten sechshundert Thalern etwa die Hälfte zu erübrigen, wonach die Kamenzer flehend die Hand ausstreckten."

Erich fühlt es, daß hier Lessing, der treulos an seinem Miethsherrn handelt, durch das Bestehen auf seinem Schein mehr dem Shylok, als dem edlen Nathan dem Weisen ähnlich wird, und er sucht diese offenbar schmutzige Handlungsweise durch das Deckblatt zu verhüllen, „wonach die Kamenzer flehend die Hand ausstreckten".[2]

Wenn einer also Geld für die Familie braucht, dann kann er sich schon allerhand erlauben.

159. Wie Erich diese schmutzige Affaire zu bereinigen sucht. Lessings Wahrheitsliebe und die vorliegenden Thatsachen.

Wenn Erichs Held historisch bemakelt erscheint, so ist dieser Herr sehr schlau sogleich mit Putzseife und Gewandbürste in Bereitschaft. Er fährt fort:

„Mit den Leipzigern hatte Lessing also gebrochen, er hielt sich zu dem hervorragendsten preußischen Eindringling, dem Major Ewald Christian von Kleist, und er, dem der Unverstand Gemüth absprechen mochte, schloß einen Freundschaftsbund von kaum erreichter Hoheit und Wärme."

Wehe Jedem, der hier widerspricht, oder sich von dieser Begeisterung nicht fortreißen läßt, der es wagt, dem Lessing **Gemüth** abzusprechen, der ist dem „Unverstand" verfallen.

---

[1] Rein Shylok im „Kaufmann von Venedig", IV. Akt, erste Scene. Denken wir uns Shakespeare lebend als Zuschauer bei „Nathan dem Weisen": Shakespeare würde sicher über Lessing nicht ein paar Bände schreiben, wie Erich, aber doch ein paar Worte sagen, die vielleicht sogar noch unsterblicher sein könnten, als die zwei Erichbände: „Shakespeare: Lessing = Shylok: Nathan." Das gibt eine Gleichung, die selbstverständlich dem Dr. Erich nicht schaden kann, denn der ist ja unvergleichlich!

[2] Ein Aktenstück, welches den Beweis liefern könnte, daß die Kamenzer ihre Hände nach den 300 Thalern ausstreckten, hat Erich nicht angeführt.

Wie unendlich gemüthlich sind die von Erich einbekannten Scenen, in deren Verlauf „Lessing, der Winklers Brod aß", diesem Winkler, der die entsetzliche Marotte besaß, kein Preußenfreund sein zu wollen, preußische Offiziere an den Hals hetzte, so daß dieser Winkler „manchen Thaler Contribution" diesen polternden, übermüthigen Herren zahlen mußte. Winkler war wieder so ungemüthlich, diesen gemüthlichen Lessing aus seinen Diensten zu jagen, und Lessing war wieder so gemüthlich, siebeneinhalb Jahre lang zu prozessiren, auf seinen Schein (d. h. Vertrag) mit Winkler gestützt, diesem auf eine echt Shylok-unartige Weise 600 Thaler für die geleisteten Dienste herauszupressen. Und da gibt es noch Leute, die so dumm und so vom Unverstand geblendet sind, daß sie nicht einsehen, wie gemüthlich Lessing gewesen ist, und daß nur Unverstand ihm Gemüth absprechen kann!

O Dummheit, o Unverstand, o Blödsinn, o Arroganz! Natürlich treffen diese Schimpfkeile nur jene bornirten Köpfe, welche so dumm sind, die Handlungsweise Lessings nicht gemüthlich finden zu wollen. O, es ist ein entsetzlicher Geselle, dieser Urdeutsche, wenn er ergrimmt wird!

Auch seinen Brodgebern in Braunschweig, Wolfenbüttel, und dem Prinzen, der ihn als Reisebegleiter nach Italien mitgenommen, hat sich Lessing außerordentlich gemüthlich und dankbar bewiesen.

Wir ersuchen, in der Nummer 77 nachzulesen, was ein Verehrer Lessings (Boden) berichtet, daß sich Lessing gegenüber seinem Brodgeber „keinen Zwang auferlegte, sondern sich selbst Rücksichtslosigkeiten und Schroffheiten erlaubte".

Stahr läßt sich in seiner demokratischen Begeisterung so weit im Schmähen des Herzogs von Braunschweig im Interesse Lessings fortreißen, daß selbst der lessingbegeisterte Boden ausruft: „Wegen Lessings auch noch mit Steinen beworfen zu werden, hatte der in seinem Alter unglückliche Fürst gewiß nicht verdient!"

Auch in Nr. 85 haben wir aktenmäßig bewiesen, wie dieser überaus gemüthliche Lessing überaus ungemüthlich lügen

konnte, wenn er sich durch solche Nothlügen aus Nothlagen befreien wollte, so daß der Herzog Carl selber sich gedrungen fühlte, den Lessing als Lügner darzustellen, ohne aber den Beisatz gemüthlich dabei in Anwendung zu bringen. Es war jedenfalls auch sehr gemüthlich (siehe Nr. 88), als Lessing in seiner Bedrängniß dem Herzog schriftlich versicherte, er sei ein orthodoxer Lutheraner. Nr. 90 sehen wir den gemüthlichen Lügner, wie er derartig in der Patsche drinnen sitzt, daß er sich selber als Lügner bekennen muß. Nr. 92 finden wir Lessing, wie er sich fremdes literarisches Gut aneignet. (Alles, versteht sich, sehr gemüthlich!)

Nachdem nun Jeder, der dem Lessing das Gemüth absprechen möchte, von Erich des „Unverstandes" angeklagt wird, so bleibt einem friedfertigen Menschen nichts Anderes übrig, als diese obigen und weiter unten constatirten Thatsachen im Leben Lessings als gemüthlich zu bezeichnen.

160. Tintenzeuge, aber nicht Blutzeuge für den preußischen Ruhm. Erichs Kraftstyl im „Grimmen" und „Knirschen".

An Verherrlichung der Feinde Oesterreichs läßt es der jahrelang von einer katholischen Stiftung in Oesterreich sein Gehalt beziehende Erich nicht ermangeln. Bei jeder mindesten Gelegenheit wird nach dem Parfümtopf gegriffen, um die deutschen „Freiheits"-Helden in einen über die Grenzen hinaus duftenden Wohlgeruch zu bringen. „Das Leben Lessings" von Erich ist eigentlich ein Conglomerat von Episoden aus dem Leben von einer Menge Personen und über Zustände, die das Buch dickleibig, aber das Lesen desselben nicht kurzweilig machen.

Der Dichter Kleist wird als Friedrich-Begeisterter erster Klasse gerühmt. Erich sagt über ihn S. 314:

„Er glüht von Kampfbegier, er empfindet ein fieberhaftes Verlangen nach dem Tode fürs Vaterland. „Warum bin ich kein Dichter, warum ist mir der König zu groß", hatte er in Potsdam gerufen, und brannte er danach, seinen König, den er über Cäsar stellte,[1] nicht durch ein Lobgedicht, sondern durch Heldenthaten zu

[1] Das steht ja natürlich im Belieben eines jeden Majors, die Kriegshelden auf seiner Stellage nach Belieben zu rangiren. Kein ruhiger

verherrlichen. Wie konnte er das nie mit zärtlicher Angst gehütete Leben schöner beschließen, als wenn er es als Blutzeuge des preußischen Ruhmes in die Schanze schlug!"

Selbstverständlich ist ein Sänger von Kriegsliedern, der selber seine Haut zu Markte trägt, als Charakter zu achten, während die feigen Hintermpult-Hocker und Zum-blutigen-Kampf-Hetzer lächerliche Figuren bleiben.

Wir haben den Humor bezüglich der unblutigen, ihre Federn in das Tintenfaß tauchenden Heldensänger in unserem „Vater Gleim, der Seher Gottes" zu verherrlichen gesucht. Uebrigens sehen wir in Erich auch keinen Blutzeugen, sondern einen Tintenzeugen, was auf eine weise Vorsicht hindeutet, welche sehr anerkennenswerth genannt werden muß.

Erich fährt über Kleist fort:

„Das Schicksal ließ ihn auf die purpurbeströmten[1] Lorbeern warten, damit er noch einen kurzen Lebensrest neben Lessing verbringe. Knirschend[2] nahm der neue Major seine Versetzung aus einem alten preußischen Regiment in ein so eben aus bezwungenen Sachsen formirtes." „Er hatte erst die Drillung der Zwangspreußen, dann einen unwillkommenen Vertrauensposten — ein großes Lazareth zu leiten."

Hier läßt Erich den Kleist knirschen; in der ersten Nummer unserer Besprechung Erichs ersehen wir, wie der Deutsche ergrimmt, wenn ihm Jemand seinen Lessing antastet. Dieses Ergrimmen und Knirschen gehört zum fingirten Kraftstyl. Die Leitung eines Epidemie-erfüllten Lazareths, in dem Hunderte von armen Teufeln, „Blutzeugen des Ruhmes", ächzend

---

Beobachter wird auch etwas einzureden haben, wenn Kleist Friedrich den Großen in seinem Gypsfigurencabinet auf das oberste und Alexander den Großen auf das unterste Brett postirt. Wenn ein Krieger gerade seinen Kriegsherrn verherrlicht, so ist das ja militärisch ganz correkt und unanfechtbare Subordination über Alles.

[1] Purpurbeströmt — kommt von nun an in deutschen Wörterbüchern mit dem Beisatz: „zum ersten Male gebraucht von Erich Schmidt". Oder sollte vielleicht gar schon ein früherer Sprachkünstler sich dieser purpurströmerlichen Erfindung schuldig gemacht haben?

[2] Herr Erich untergräbt ja total die militärische Subordination. Wo bleibt denn der Gehorsam, wenn ein Major nur knirschend und nicht willig die Befehle seiner Vorgesetzten vollzieht? Friedrich der Große hätte den Erich auf diese ausgesprochene Ansicht hinauf in guter Laune nur durchprügeln lassen.

und mitunter auch „knirschend“ vor Schmerz auf den Strohlagern sich herumwälzen, halten wir für ein noch größeres Verdienst um die arme, leidende Menschheit, was doch am Ende der selbstlosen Aufopferung nach mehr noch werth ist, als purpurbeströmter Ruhm. Ein Major, der pflichtgetreu monatelang dafür sorgt, daß diese armen Teufel, diese Blutzeugen, christlich gepflegt und versorgt werden, der in die Krankenzimmer geht ohne Furcht vor ansteckenden Fiebern, um diese armen Opfer zu trösten und zu ermuthigen, der hat jedenfalls ein noch größeres Verdienst, wenn er hier ohne Ruhmstreben sein Leben zum Opfer bringt, als wenn er sich geschwind, mit dem Schwert in der Hand, auf dem Schlachtfeld abmurksen läßt.

Wir bedauern, daß wir diesem heldenmüthigen Autor über Soldatenpflichten eine erklärende Vorlesung zu halten uns veranlaßt fühlen.

Freilich, derlei Gedanken über Pflichten, die der Christ dem leidenden Mitbruder schuldig ist, erscheinen dem großen Philosophen und Ruhmdürster (aber wenigstens Alles sehr unblutig) als pfäffische Phantasien.

161. Erich schimpft über „pfäffische Gemeinplätze“ bei Klopstock und Cramer. Daß die Griechen ihre Staatsgebäude auf den Grund der Ehrfurcht vor den Göttern gebaut, ist dem wüthenden Gelehrten nicht mehr erinnerlich.

Hören wir Erich S. 423:

„Die frommen Zeitungsschreiber, Klopstock so gut wie Cramer, standen mit der Logik auf gespanntem Fuße, sie verfielen bei dem Mangel philosophischer Durchbildung einer unleidlichen Begriffsverwirrung, warfen z. B. Empfinden und Denken ohne weiters in einen Topf und wechselten im Laufe einer Untersuchung wohlgemuth den Sinn des Wortes, auf das es in erster Linie ankam. Diese Schwäche hat Lessing vor allem an Cramers Beweisen für den „pfäffischen Gemeinplatz: „„Ohne Religion kein rechtschaffener Mensch““ unwiderleglich mit dialektischer Schärfe und Freimuth bloßgelegt.“

Sonderbar! In der Theorie hat Lessing diesen pfäffischen Gemeinplatz unwiderleglich bloßgelegt, aber in der Praxis hat Lessing durch seine Handlungsweise diesen pfäffischen Gemeinplatz

mit großem Nachdruck als wahr nachgewiesen. Hat Erich nicht schon am Gymnasium Einiges über die alten griechischen Weltweisen gehört, über die alten Athener, über die Ehrfurcht vor göttlichen Gewalten, wozu dann hier der „pfäffische Gemeinplatz“? Eine ähnliche knirschende und ingrimmige Sprache ist nachweisbar in Criminalgefängnissen noch viel drastischer zu vernehmen, als von kathedersitzenden Tugendhelden.

Schon das „Knirschen“ und der „Ingrimm“, die dem Erich bei dieser philosophischen Betrachtung zur Verstärkung seiner Logik das Schimpfwort pfäffisch herauspressen, gibt unwiderleglich Kunde, daß auch er das Empfinden und Denken in einen Topf geworfen hat. Erich empfindet einen Haß gegen Cramers Satz und schimpft ihn seiner Empfindung nach pfäffisch, statt ihn als Denker in Ruhe zu widerlegen.

Dann rühmt er, um jeden Gegner gleich von vornherein todtzuschlagen, ihm das Wort in der Kehle zu ersticken, die dialektische Schärfe und den Freimuth Lessings. Wir haben gesehen, mit welchem Freimuth Lessing im **Pech** sich zum orthodoxen Lutherthum bekannt hat. Tableau!

Hier Freimuth bei Lessing — lächerlich! Was konnte der Lessing, als er das gegen Cramer niederschrieb, riskiren? Dazu hat durchaus kein Muth, also auch kein Freimuth gehört; dieses Lob über Freimuth ist also auch eine Empfindung Erichs, die sich im Denken nicht rechtfertigen läßt, und somit hat der scharfe Logiker Erich auch hier wieder das Empfinden und das Denken in Einen Topf geworfen. Am sichersten und unumstößlichsten hätte Lessing den Gegenbeweis contra Cramer durch sein Leben führen können, aber diesen Beweis hat er nicht versucht.

Wir haben **aktenmäßig** nachgewiesen, daß Lessing in seiner Verlegenheit gelogen hat, daß er, offenbar, um einer Unannehmlichkeit in Wolfenbüttel zu entgehen, sich einen orthodoxen Lutheraner geheuchelt hat, daß er eine Schrift seines Gegners durch Intriguen hinterlistig zu unterdrücken gesucht hat, daß er gegen Goeze mit Waffen kämpfte, die dem Goeze zu gebrauchen nicht gestattet waren, daß er, um die Fragmente ungehindert veröffentlichen zu können, dieselben fälschlich als ein Eigenthum der Wolfenbütteler Bibliothek ausgegeben

hat, daß er, um in Oesterreich eine Anstellung zu erhalten (nach dem geschriebenen Zeugniß seines Bruders), zum Schein katholisch geworden wäre, daß der Herzog Carl selbst bemüßigt war, den Lessing als Lügner darzustellen, daß Danzel selbst berichtet, wie es Lessing verstand, fremde Gedanken umzuprägen und für seine Erfindung auszugeben u. s. w., kurzweg, daß Lessing ohne Religion war, aber daß er auch ein rechtschaffener Mensch nicht gewesen ist und daß seine dialektische Schärfe ebensowenig unanfechtbar ist, als ein Freimuth zu seiner Bekämpfung Cramers nicht im Mindesten nothwendig gewesen ist; dort, wo er in Freimuth hätte für den wahren Thatbestand einstehen sollen, hat er sich mit Lügen und Heuchelei herauszuputzen gesucht. Auch hier können es sich die Herren Gegner wieder sehr leicht machen, statt das Alles, was wir aktenmäßig bewiesen haben, zu widerlegen, können dieselben zur beliebten Ausflucht die Zuflucht nehmen: diese Beschuldigungen sind nichts Anderes, als pfäffische Verleumdungen. Auch gut — wir sind das gewohnt und haben Tausende von Beweisen erlebt, was wir von der irreligiösen Rechtschaffenheit unserer Gegner zu halten haben; die Herren haben ebensowenig Rechtschaffenheit, als Religion. Diese beiden Eigenschaften stehen bei ihnen auf demselben Niveau, das beweisen sie am stärksten durch die Mittel, deren sie sich im Kampfe mit Gegnern bedienen, die noch Religion haben.

Die Wahrheit ist und bleibt, daß Lessing unbedenklich gelogen hat, wenn er in einer Klemme war und sich durch eine Lüge heraushelfen konnte. Aber derlei Thatsachen anzuführen, ist ein Verbrechen an Aufklärung, Bildung, Freiheit und am ganzen 19. Jahrhundert. Sämmtliche Conversationslexika, die Urquellen der Bildung für Handlungsbeflissene, Commis, untergeordnete Schreiber und Abschreiber, Putz- und Schmutzmamsells, verkünden zu hunderttausend Malen die Wahrheitsliebe Lessings. Hören wir nur ein Exempel[1]:

„Lessing ist der mannhafteste (!) Charakter der deutschen Literaturgeschichte.“ „Dem Deutschen geht das Herz auf, wenn

[1] „Conversationslexikon, ein Wörterbuch des allgemeinen Wissens“, von Hermann Meyer. Hildburghausen 1869. 10. Bd., 2. Auflage. S. 781.

er von Lessing redet, sagt Hettner mit voller (!!) Wahrheit.“ „Tiefe Abneigung gegen Unwahrhaftigkeit und Heuchelei, gegen alles leere Scheinwesen machte einen der hervorstechendsten Grundzüge seines Charakters aus.“

Der gemiethete Commis, welcher diese Lobsprüche aus allerhand Literaturgesudel zusammengestoppelt hat, war so klug, seinen Namen nicht zu nennen. Es garantirt für diesen Schwefel insgesammt die literarische Größe Hermann Meyer; weil in demselben Verlage auch das „Universum“ erschienen ist, wird er zum Unterschied von tausend anderen Meyern der Universalmeyer genannt.

Wenn der Universalmeyer spricht, hat das ganze Universum und alle Würmer, die darauf herumkriechen, zu schweigen.

Das Conversationslexikon von Hildburghausen hat's gesagt, — aus ist's!

162. Lessings schäumender Wuthblödsinn stellt den Gottesdienst der Christen in den Katakomben den Bacchanalien gleich.

Für viele von Erich gemachte Mittheilungen über Lessing sollte man diesem Herrn eigentlich dankbar sein. Lessing wird da als ein blind mit fanatisch wüthendem, talmudischem Haß gegen Christus erfüllter Feind des Christenthums durch seine eigenen Bekenntnisse dargestellt. Wir hören den Lessing von den Versammlungen der ersten Christen in den Katakomben als von heiligen Schmausereien sprechen, und die Ausrottung der Christengemeinden von Seite der Römer mit der Ausrottung der Bacchanalien auf dieselbe Linie stellen.

Mit einem derartigen schäumenden Wuthblödsinn wagt sich in unserer Zeit niemand mehr aufzutreten, und selbst der verbissene Erich stellt sich so an, als ob ihm das doch auch schon gar zu viel wäre.

Die „großen Theologen“, welche Lessing verhimmeln, nennen den Dichter immer mit Entschiedenheit einen „Theologen“. Sehr dankenswerth ist, was Erich S. 453 über diesen Theologen und seine Richtung uns mittheilt:

„Mit dem Vorsatze: „Sieh überall mit eigenen Augen, verunstalte nichts, beschönige nichts“, beginnt der Breslauer Theo-

loge Lessing die Untersuchung der heidnischen, jüdischen, christlichen Religion."

„Aus dem Studium der Theologia arcani sucht Lessing eine exoterische und esoterische Lehre der ersten Christen zu behaupten.(!) Diese Urchristen aber schildert er ohne Spur von gläubig sentimentaler Idealisirung.[1] Er liefert vielmehr eine einseitige Apologie der römischen Verfolgungen, deren Ursache fast immer nicht die Religion gewesen sei. Allerdings, es war der römische Staatsgedanke. Die unbotsamen Christen verdienten nach Lessing gestraft zu werden, weil sie die Gesetze gegen nächtliche Zusammenrottung (!) übertraten. Seine Bemerkung, sie hätten ja um Erlaubniß bitten können, klingt frostig, fast spöttisch, und dem Satze, die Versammlung so vieler Leute verschiedenen Alters und Geschlechts seien einer guten Polizei nothwendig verdächtig gewesen, fügt er im eigenen Namen den Ausdruck des Argwohns gegen die Unschuld dieser Christen bei. Er schildert ironisch die mit der Neugier, „besonders der Weiberchen" rechnende Proselytenmacherei eines glücklichen Religionsstifters,(!) er vergleicht die Gelage der Bacchuspriester und die Liebesmahle der ersten Christen; er fragt: wozu diese heiligen Schmausereien? und schreibt die Ausrottung der Bacchanalien und die Ausrottung der Christengemeinden auf eine Rechnung."

Man kann dem Erich für die Verbreitung dieser Lessing'schen Anschauung bezugs des Gottesdienstes der ersten Christen in den Katakomben und bezugs der Motive der Römer bei den Christenschlächtereien nur dankbar sein. Wir erklären mit aller Ruhe und mit der Bemerkung, daß wir unsere Erklärung öffentlich unter Aufzeichnung von beeideten Tachygraphen vor Erich zu vertreten bereit sind, diese Excurse Lessings als eine derartige Gemeinheit und Infamie, daß durch dieselbe noch die wuthschäumenden Artikel der Encyklopädisten abgeschwächt erscheinen. Man könnte für Lessings „Juden", „Nathan den Weisen" und für die von ihm gegen die Entlohnung von 1000 Dukaten Judengeld herausgegebenen Fragmente keinen Lessings Tendenz und Wahrheitsliebe mehr stigmatisirenden Prolog finden, als seine Vertheidigung der Römer für ihre Christenverfolgungen.

[1] Sondern von ungläubigem, frenetischem, talmudischem Haß als echter Freimaurer und von Moses und Comp. geduldeter und aus dem Wechselpech in der edelsten Uneigennützigkeit herausgezogener apostasirter Goy.

Erich erschrickt freilich selber über Lessings Infamie und die voraussichtlichen Urtheile unbefangener Leser über diese Infamie, und er sucht etwas einzulenken, indem er sich hinter der am Schlusse aufgeführten Anstandsmauer sicherzustellen sucht, wie folgt:

„Skeptisch und vielfach befangen wie die Engländer oder Reimarus, sucht er mit so triftigen,[1] schimmernden und gefälschten Gründen die Fortpflanzung der christlichen Religion durch ganz natürliche Mittel zu entwickeln. Ein großes Ziel war damit der theologischen Kritik gesteckt, aber an der Schwelle seiner theologischen Hauptperiode machte Lessing mit den weisen Worten Halt (an Moses 9. Januar 1771): „„Ich besorge es nicht erst seit gestern, daß, indem ich gewisse Vorurtheile weggeworfen, ich ein wenig zu viel mit weggeworfen habe, was ich werde wieder holen müssen. Daß ich es zum Theil nicht schon gethan, daran hat mich nur die Furcht verhindert, nach und nach den ganzen Unrath wieder in das Haus zu schleppen.““

Mit Lessings hier bloßgestellter, zum Blödsinn gesteigerter Wuth gegen das Christenthum verglichen verhält sich noch der „Nathan" wie flaue, wässerige Milch zur concentrirten Schwefelsäure. Die Versammlungen der Christen zur eucharistischen Feier mit den Bacchanalien zu vergleichen und beide einem Gesetz der Ausrottung derselben zu unterwerfen! Hier trieft ja jeder Satz vom Wuthgeifer der rabbinitischen Ekstase. Was soll's, wenn der Dichter dann den empörten Leser über diesen auch historischen Frevel an der Wahrheit entschuldigend vorgibt, er habe ein wenig zu viel weggeworfen, und daß er es noch nicht zurückgeholt, daran habe ihn nur die Furcht verhindert, nach und nach wieder den ganzen Unrath ins Haus zu schleppen?

Die historische, von ihm selbst begründete Thatsache ist, daß er den Gehalt des Christenthums total weggeworfen und den Unrath oder Blödsinn der Seelenwanderung in seiner Todesangst sich als ein Opium ins Haus geschleppt, d. h. in seinen Geist aufzunehmen gesucht hat.

Bei dieser Gelegenheit können wir nicht umhin, den schon von vielen Seiten laut gewordenen Wunsch auszusprechen, es mögen bei jedem vom Ausland in eine philosophische und

---

[1] Triftig nennt Erich diese Gründe; wuthtriefend wäre deutlicher und wahrer!

juristische Facultät berufenen Professor **Diejenigen genannt werden**, die ihn vorgeschlagen, und die **Minister**, die ihn auf **den Vorschlag berufen haben.** Fort mit jeder Heimlichthuerei in so wichtiger Angelegenheit! Wir wollen in Oesterreich jene Weisheitsköpfe namentlich kennen lernen, welche an der Berufung von Herren einen rühmlichen Antheil haben, von Herren, welche wie Strauß „Nathan den Weisen" als die Theologie der Zukunft (für die fain Gebildeten) und als Gebet- und Erbauungsbuch (für das dumme Volk) proclamiren.

163. Was Erich über die „Minna von Barnhelm, den Stolz Alldeutschlands", phantasirt und wie er vom Eiffelthurm seines Größenwahns auf den kleinen Gustav Freytag verächtlich herunterschaut.

Das letzte, vierte Kapitel handelt über „Minna von Barnhelm" (S. 455—487). Was in aller Kürze Dühring über diese Minna gesagt hat, wirkt auf die dicken Bände, die im Ganzen über dieses Stück als alles Maß, allen Verstand übersteigender Lobhudel zusammengebauscht worden sind, wie einige Tropfen Cyankali, einem Elephanten eingegeben. Selbst das Lob Goethes („Wahrheit und Dichtung") wird sehr reservirt und sehr abgeschwächt durch den Schluß:

„Es ist die erste aus dem bedeutenden Leben gegriffene Theaterproduktion von specifisch temporärem Inhalt, die deswegen auch eine nie zu berechnende Wirkung that: Minna von Barnhelm."

In unseren Tagen ist die „Minna" nur durch die Lessingverhimmler noch auf der Bühne zu erhalten. Das Stück wäre nach Erich:

„Norddeutsch in jeder Faser und doch der Stolz Alldeutschlands. Durchtränkt von dem Strome des Jahres 1763, auch in kleinen Einzelheiten voll temporären Gehalts, und doch unveraltbar, (!) weil dem wahren kernhaften Leben ewige Jugend bescheert wird. Die laute Klage der Literaturbriefe über die Unfruchtbarkeit der deutschen Gesellschaft verstummt dieser reichen Ernte gegenüber, und die gedunsene Fülle des sächsischen Theaters schrumpft in ihr Nichts zusammen im Angesicht einer Komödie, deren einsame Größe aus unserm armseligen

Lustspielrepertoire emporragt und wohlwollend auf die kleine, zwischen Scherz und Ernst hingleitende schlesische Schwester, Gustav Freytags „Journalisten“ herabschaut.“

Erich ist auch, abgesehen von seinen originalen Gedanken, ein Stylist erster Größe. Man sieht, er hat sich schon auf dem Gymnasium ausgezeichnet Wenn da die Jungen ein recht kräftiges Pensum aus ihrem Gehirnkästlein herausquetschen wollen, wird jedem Hauptwort ein Beiwort hinaufgepelzt; diese löbliche Gewohnheit wird dann noch nach Jahren von manchem Genie fortgesetzt zum Beweise, was dieses Genie schon in der untersten Schule für ein wahrer Teufelskerl gewesen ist.

Herr Erich ist sich außerordentlich selbstbewußt, er spricht Lob oder Tadel mit jener Selbstgenügsamkeit aus, welche jenen Literatursultanen eigen ist, die sich in der Literaturgeschichte selber zum leibhaftigen Autoritätsprincip ernannt haben.

Auf Gustav Freytag ist Erich gar nicht gut zu sprechen. Die Juden, welche Freytag in „Soll und Haben“, man kann schon ohne Uebertreibung sagen: mit Shakespearischer Menschen- und Judenkenntniß und mit Boz Dickens’ humoristischer Herzensdurchforschung geschildert hat, das sind eben reelle, sichtbare, greifbare und auch noch anderen Sinneswerkzeugen erkennbare Gestalten; es ist eben durchwegs echte Waare. Die Nathanverehrer und Lessinganbeter freilich können an diesen Gesellen keine Freude haben, derweil dieselben den Tugendbold Nathan entsetzlich blamiren, denn dieser Nathan erscheint, mit diesen photographirten Gestalten verglichen, als eine Tragantfigur, aus Mehl, Zucker und Gummi zusammengepappt. Gustav Freytag und Erich Schmidt sind eben zwei verschiedene Größen. Freytag ist ein Genie, er ist Dichter und Menschenkenner, er greift ins Leben hinein und schildert aus dem Leben heraus, er ist kein Phrasendrechsler, kein Nihilist, kein Voltaire auf Löschpapier, oder auf einer noch widerwärtigeren Papiersorte neuester Erfindung.

164. Wie Erich und mit ihm David Strauß wegen ihrer blöden Lessingiasis selbst von einem Atheisten abgetakelt werden.

Erich hat einen zweiten Band „Lessing“ in der Arbeit; wenn er es so fortmacht und die Herren Danzel-Boxberger, aus denen doch der ganze Pasteteninhalt seiner Kochkunst

herausduftet, noch zu überdanzeln und zu überboxbergern sucht, so wird er in seinem Ecrasez-Haß den Lessing zum Gott Vater, den Nathan zum Welterlöser und sich selber zum heiligen Geist machen.

Strauß in: „Alter und neuer Glaube" präcisirt den neuen Glauben in folgenden Zeilen:

„Wenn doch jede Religion herkömmlich ihre heil. Bücher hat, wird für die Religion der Humanität und Sittlichkeit, zu der wir uns bekennen, Lessings „Nathan" das heilige Grundbuch bilden." —

Da haben wir die im Beginne vorliegender Schrift geschilderte Boxberger-Theologie als comprimirten Kohl in einigen Zeilen beisammen.

Strauß beginnt eine Lobtirade über Lessing mit folgender Einleitung:

„Welch ein Segen für das deutsche Volk darin liegt, daß am Eingang seiner klassischen Literaturepoche ein Mann wie Lessing steht, ist nicht zu ermessen. Das ist noch das mindeste, daß er so universell auftritt: Kritiker und Dichter, Archäolog und Philosoph, Dramaturg und Theolog, und daß er auf allen diesen Gebieten neue Gesichtspunkte fand, neue Wege wies, tiefere Schachte erschloß, sondern diese Einheit des Schriftstellers und Menschen, des Kopfes und des Herzens ist das Herrliche an ihm. Seine Gesinnung ist so lauter wie sein Styl. Es ist die Wahrheitsliebe und Wahrheitstreue selbst, die in seiner Person an der Schwelle unserer Literatur Wache hält."

Dem gutmüthigen Strauß sind doch entweder die eklatanten Fälle von Verlogenheit und Heuchelei in Lessings Leben gar nicht zu Gesicht gekommen, oder er hat dieselben in seiner Humanitätsduselei für gar nicht möglich gehalten[1]. Strauß hat sich hier einer den Thatsachen in Lessings Leben geradewegs hohnsprechenden Vergötterung schuldig gemacht, für welche er in Dühring[2] eine Abfertigung gefunden, die sich der überaus gutherzige Herr Erich auch zu Herzen nehmen könnte. Der gute Herr hat aber wahrscheinlich dieses Urtheil über Strauß, das auch seine eigene verjudete Lessingvergötterung zermalmt, gar nicht zu Gesichte bekommen.

---

[1] Wir haben dieses Thema in „Vier Großmeister" von S. 448 an ausführlicher behandelt.

[2] „Judenfrage." 2. Auflage. 1881. S. 71.

Dühring sagt:

„Ginge man dem Charakter Lessings, sei es in seinen Privathandlungen, sei es in der in seinen Schriften bekundeten Denkweise, nach, so würde sich auch hier die Judenhaftigkeit in den verschiedensten Richtungen bestätigt finden. Die Erinnerung an ein einziges Beispiel kann hier genügen. Lessing verschaffte sich heimlich ein wichtiges Manuscript-Exemplar Voltaires durch dessen Sekretär, ging überdies damit auf Reisen davon und Voltaire mußte, als er dahinter gekommen war, ihm erst eine Art Steckbrief nachsenden, um es zurückzuerhalten. Der Sekretär kam hierbei um seine Stelle. Ein Mann von anständigen Grundsätzen wäre nicht wie Lessing verfahren, auf dem überdies noch der Verdacht haftet, sich das Voltaire'sche Werk vorzeitig, um literarischer Aneignungszwecke wegen, erschlichen zu haben. Die Juden haben dieses Lessing'sche Stück nur eine „kleine Nachlässigkeit" genannt und sich auch durch sonst nichts behindern lassen, Lessing für den größten Charakter und den größten Menschen auszugeben, ja von einem heiligen Lessing zu reden! Friedrich der Große aber, dem man mit Vorstellungen um Lessings Anstellung als Bibliothekar wiederholt lästig fiel, hatte Recht, ihn ferne zu halten. Er war mit seinem Urtheil gegen den Charakter und die sonstigen Eigenschaften Lessings ein besserer Vertreter seines Volkes, als die spätern urtheilslosen Literarhistoriker (ob Herr Erich den Dühring auch „mit Ingrimm des Unverstandes" zu beschuldigen wagt?), die sich durch das Judenmaß beirren ließen oder selbst mit Judenmaß hantirten. Lessings Verdienste sind nur Verdienste um die Juden, nicht als Dichter und auch nicht als Kunstkritiker hat er ernste Bedeutung. Es bleibt also allein die Judentendenz übrig. Eine Aufführung des „Nathan" kann demgemäß auch heute nicht mehr als Kunstakt, sondern nur als jüdische Demonstration gelten. Auch Lessings durchschnittlicher Ruf, von den äußersten Lobpreisungen (wie z. B. bei Strauß) nicht zu reden, beruht zu neun Zehntel auf Judenreklame."

Ferner sagt Dühring:

„Die Ueberschätzung Lessings sei das am nächsten liegende und populärste Beispiel für die Wirkungen der unverschämtesten Judenreklame, und daß Lessing selbst mit Börne und Heine eine Gruppe von Literaturnamhaftigkeiten darstellt, die kurzweg als Judengruppe bezeichnet werden müsse."

165. Ein Preisgesang für die mit Toleranzhäckerling ausgestopften Figuren in Dührings „Judengruppe", und noch ein Wort über Straußens „neues Grundbuch der Humanität".

„Ach, wie glücklich wär' ich,"
Seufzt der Doctor Erich,
„Käm' ich nur als Puppe
In die Judengruppe!"

„Eine Stell' ist ledig,"
Sagt ein Mauschel gnädig;
„Komm geschwind herein,
Du sollst ein Unsrer sein.

Wir werden dich schon loben,
Du wirst durch uns erhoben
Zu einem großen Mann."
Dann folgt der Größenwahn!

Es hat die Judenschaft
Eine gar große Kraft;
Wer kämpft in ihren Reihen,
Dem wird sie gern verleihen,

Hat er auch kleine Mittel,
Den Großenmannestitel.
Er ruft dann voll Entzücken:
Seht, wie sie mich beglücken!

Es freuet ihn als wie
Das Titulargenie,
Und wer sich dahin wendet,
Dem wird es gern gespendet.

Man kann's noch zu was bringen,
Versteht man lobzusingen
Mit süßer Psalmodei
Der Talmudklerisei.

Der Wedler drückt mit Wonne
Sich dann aufs Haupt die Krone
Als Dichter ersten Ranges,
Ob seines Lobgesanges.

Doch bald folgt die Verhöhnung
Der ganzen Lorbeerkrönung.
Der Dühring nimmt bequem
Herab das Diadem,

Und salbt in seinem Zorne
Mit keinem lautern Borne
Den Kopf des Kronberaubten
Und Lorbeerkranzentlaubten.

So wird sehr oft ein Pudel
Begossen mit Gesudel,
Doch bleibt er froh und heiter
Und wedelt wieder weiter.

Nicht Jeder ahnt, was nachkommt,
Daß bald der große Krach kommt.
Vor Nathan liegt im Staube
Nicht mehr der Köhlerglaube.

Der Schwindel liegt jetzt offen,
Und eitel ist das Hoffen,
Mit Listen und Gewalten
Ihn länger noch zu halten.

Es gilt dies Lied für Alle,
Die in dem gleichen Falle
Durch Schwätzen oder Schreiben
Den Nathancultus treiben.

Sei es nun eigennützig,
Sei es begriffesstützig —
Umsonst ist das Beginnen,
Hier Lorbeern zu gewinnen!

Wir haben schon einmal den Worten des Grundbuchführers (Strauß) der neuesten Religion folgende Bedenken entgegengestellt[1]:

„Wenn du nun im Sterben liegst, von Schmerzen gefoltert, und der Todesschweiß dir auf die Stirne tritt, wenn deine Angehörigen jammernd dein Lager umstehen, dann wird kein Gebet dich trösten, du kannst nicht vertrauend auf Gott und seine Fürsorge für die Deinen, den Blick nach oben wenden — der, welcher gesagt hat: „Ich bin die Auferstehung und das Leben", ist für den Unglauben eine Mythengestalt, ein Schattenbild geworden, — dann schicke in die Leihbibliothek oder zu einem Antiquar und lasse dir von deiner Ehegattin oder deinem Sohne oder deiner Tochter einen Akt aus „Nathan dem Weisen" vorlesen, und himmlischer Trost wird deine Seele erfüllen; Nathan ist der wahre Erlöser, den du für Christus den Herrn auf den Rath des Dr. Strauß dir eingetauscht hast, und mit einem Segensspruch auf Lessing wirst du von hinnen fahren."

„Eine ganz besondere und eigenthümliche Trostquelle wird dir der weise Nathan aber dann erst recht werden, wenn du einer von den Millionen Glücklichen in Mitteleuropa bist, wenn du durch Betrug, Schlauheit, Lüge, Wucher und Wechselrevolver durch moderne Nathane um deine Habe gekommen und zum Bettler geworden bist, — dann erst wirst du in der rechten Stimmung sein, dich durch die Trostsprüche der weisen Nathane erbauen zu lassen." — —

Für wie bornirt, dumm, blöde und vernagelt muß doch dieser Strauß seine Leser gehalten haben, als er den „Nathan" für das heilige Buch der Menschheit erklärte.

Ein apostasirter Christ wagt es, eine Erklärung über den „Nathan" auszusprechen, mit welcher sich auch die concentrirteste Judenfrechheit noch nicht in die Oeffentlichkeit gewagt hat. Das ist der Straußschwindel auf der Cimborassohöhe.

---

[1] „Die vier Großmeister." S. 449.

166. Eine Stimme aus Berlin und ein Urtheil eines Organes des Fürsten Bismarck über die Unzahl der modernen weisen Nathane.

Das Organ Bismarcks, die „Norddeutsche allgemeine Zeitung", bringt aus der „Neuen preußischen Zeitung" einen Artikel, mit welchem dieses Organ offenbar einverstanden ist. In diesem besagten Artikel heißt es:

„**Ja, man hätte früher etwas thun sollen.** Dies Wort unseres geliebten Kaisers Friedrich ist von unvergleichlichem Werth. Er sagte es nach den Mittheilungen des Professors Delbrück im Park zu Sanssouci als ein Vertheidiger der antijüdischen Bewegung die Frage aufwarf: „Würde das Offizierscorps noch sein, wie es ist, wenn die Rittergüter der Mark und Pommerns einmal alle aus den Händen der Alvenslebens und Bredows in den Besitz der Cohns und Levys übergegangen sind?" Der hohe Herr glaubte also, wie wir, an die Schädlichkeit des jüdischen Einflusses. Er glaubte, wie wir, daß man denselben hätte bekämpfen müssen. Nur darin war er anderer Meinung, daß er glaubte, die rechte Stunde für den Kampf sei verpaßt — eine Anschauung, der ein Schein von Berechtigung nicht abzusprechen ist. Wir unterscheiden uns darin von Kaiser Friedrich, daß wir eine politisch wirksame Behandlung der Judenfrage noch für möglich, ja für nothwendig halten. Aber wir sind ihm aufrichtig dankbar, daß er uns dies Wort hinterlassen hat. Fürsten und Völker, Staatsmänner und Parlamentarier, hört das Vermächtniß des edlen Kaisers Friedrich, das also lautet: Man hätte früher etwas thun sollen, um die Macht des Judenthums einzuschränken!

Jedermann weiß, daß von Kaiser Friedrich in dieser Sache auch andere Aeußerungen berichtet werden, die man nicht verschweigen darf. Er soll zu dem verstorbenen Juden Magnus gesagt haben, die antisemitische Bewegung sei eine Schmach des deutschen Volkes. . . . . Noch eine andere, bisher unbekannte Aeußerung Kaiser Friedrichs ging in den letzten Wochen durch die jüdische Presse. „Tollheit ist sie," habe der verstorbene Max Duncker über die antisemitische Bewegung gesagt und der Kronprinz hinzugefügt: er sehe die Sache viel schlimmer an, denn abgesehen, daß sie ganz Deutschland und speciell Berlin compromittire, liege in der Judenhetze eine Versündigung nicht bloß gegen die Humanität, sondern direct gegen das Christenthum. . . . .

Auch hier ist es ein Verstorbener, der nicht mehr Zeugniß ablegen kann.

Aber für jenes Wort: „Ja, man hätte früher etwas thun sollen" steht ein Lebender als Zeuge und Bürge da. Dies Wort ist historisch, ein Mann, dem man keinerlei Sympathie mit den Antisemiten zuschreiben kann, hat es berichtet.

Und zweifellos enthält es eine große Wahrheit. Man hätte längst Hand an die Judenfrage legen, Manches thun und mehr unterlassen sollen.

Man mußte schon lange Lessings Nathan als eine literarische Thorheit[1] ansehen und die richtigen Anschauungen von Kant und Herder, Goethe und Schiller über das Judenthum zu nationaler Wahrheit machen.

Man mußte am Anfang des Jahrhunderts den geselligen Einfluß des Judenthums in Berlin bekämpfen und die geistige Koketterie mit jüdischer Bildung verurtheilen.

Man mußte im Interesse unseres Volkes und zum eigenen Vortheil der Juden die Emancipation unterlassen und den Juden ein aus deutsch-christlichem Geiste entsprungenes, durchaus humanes Fremdenrecht verleihen.

Man mußte sich hüten, sie um ihrer Millionen willen zu Edelleuten und Freiherren zu machen, die sie doch nie werden.

Man mußte sie verhindern, sich in den Großstädten anzusammeln, die Herren zu spielen, den „Giftbaum" zu cultiviren, auf dem Lande Rittergüter und Bauernhöfe zu erwerben oder auszuschlachten, in der Stadt Magazine mit christlichen Lohnsclaven und Fabriken mit **sonntagslosen** Arbeitern zu gründen, Zeitungen und Witzblätter zur **Volksvergiftung** herauszugeben, socialdemokratische und thronumstürzende Propaganda zu treiben.

Man mußte Fürsorge treffen, die revolutionären Juden in Acht und Bann zu thun und sie, mit mehr Recht als die Jesuiten, aus dem Lande zu jagen. — Spätere Geschlechter, welche die jüdische Fremdherrschaft abgeschüttelt haben, werden sich die berechtigte Frage vorlegen, wie es zugehen konnte, daß ein großes Volk in großer Zeit unter einer starken Regierung so willig dies schmachvolle Joch auf seinem Nacken duldete.

Die Antwort wird nicht leicht zu geben sein; sie ist auch nicht einfach.

Zuerst war es ein undeutscher, widerchristlicher, weltbürgerlicher **Liberalismus**, der die Juden, weil sie keine Deutschen, keine Christen, sondern Kosmopoliten waren, auf den Schild erhob.

Unklares Mitleid mit den jüdischen Schicksalen früherer Jahrhunderte gab der nationalen Gedankenlosigkeit den Schein von edler Humanität.

Die Juden, gute Geschäftsleute wie immer, wußten Beides zu ihrem Nutzen zu verwerthen.

---

[1] So ein Niederschlag der literarischen Weisheit, welche Erich auch verkündet, sollte gar nicht geduldet werden, denn es ist ja eine offenbare Ehrenbeleidigung, wenn jemand die literarische Weisheit für eine literarische Dummheit erklärt.

Und indem sie sich mit sicherem Griff der Pulsadern des geschäftlichen und geistigen Verkehres, des mobilen Geldes und der Presse bemächtigten, setzten sie sich, ehe das übrige Volk den Zusammenhang der Dinge ahnte, in den Besitz der öffentlichen Gewalt. Warnende Stimmen, wie die des Abgeordneten v. Bismarck in dem vereinigten Landtage, verhallten ungehört. Die Verblendung der liberalen Parteien war zu groß und die Schwachheit der Kirche bot kein Gegengewicht gegen die Untergrabungen der sittlich-religiösen Anschauungen.

Unvermerkt ward aus der jüdischen Macht im öffentlichen Leben ein Terrorismus, der die Persönlichkeit bedrohte. Wer die Presse besitzt, die Preßfreiheit ohne Ehrgefühl handhabt, vor Geldstrafen sich nicht zu fürchten braucht, kann durch Beleidigung und Verfolgung, Schmähungen und Verdächtigungen auch starke Geister in Schach halten.

Die Judenpresse hat das grobe und feine Revolverthum zur Virtuosität ausgebildet und übt es mit kaltblütigster Berechnung. — Früher sind sie richtiger behandelt. Der große Friedrich verbot ihnen die starke Einwanderung in Breslau, damit Breslau kein Jerusalem werde, und noch Friedrich Wilhelm III. untersagte ihnen im Jahre 1834, Bauernhöfe zu kaufen, es sei denn, daß sie dieselben mit jüdischem Gesinde bewirthschafteten.

Warum sollten unsere Fürsten nicht mehr in derselben fürsorglichen Regierungskunst ihres bedrängten Volkes sich annehmen?

Man wird sagen, daß eine andere Zeit gekommen und der Parlamentarismus zu solcher Weisheit unfähig ist! Wir geben das in gewisser Weise zu. Aber wenn sich herausstellt, daß die Macht der Juden an den Börsen wie in der Presse, im Handel wie in der Industrie eine **Gefahr** für das deutsche Volk geworden ist, so versteht es sich doch ganz von selbst, daß begangene Irrthümer aufgegeben und gut gemacht werden.

Es ist kindisch, daß um einer halben Million Juden willen Deutschlands 45 Millionen beständig sociale, politische, moralische, religiöse Schmerzen leiden sollen. —

Man hat unter jüdischem Beifall die Paragraphen der kirchlichen Freiheit gestrichen, warum soll man die Emancipation nicht aufheben, deren sich die Juden so unwürdig gezeigt haben?

Man hat die Kirchengüter, die Güter der „todten Hand“ eingezogen, warum soll man den Judenerwerb, diese Güter der allzulebendigen Hand, nicht beschränken?

Man redet so viel von nationalem Geiste und jauchzt dem Worte zu: daß der Deutsche Niemand fürchte als Gott; warum sollten wir uns vor den Juden fürchten?

Es kann wirklich nur die Frage sein, ob eine Abhilfe noch möglich ist? Daß sie nöthig war, darin stimmte der den Juden so gütig gesinnte Kaiser Friedrich mit uns **überein**. Ob sie noch möglich ist, kann nur eine Frage der praktischen Politik sein und wir bejahen diese Frage unbedingt.

Nur Mangel an staatsmännischer Einsicht oder an politischem Muthe kann sich der Nothwendigkeit verschließen, die Judenfrage in Angriff zu nehmen. Es sei denn, daß man den Juden durch materielle Vortheile verbunden und damit verfallen ist.

Gewiß gibt es Tausende in einflußreichen Kreisen, die dadurch an der richtigen Stellungnahme verhindert worden sind und noch werden.

Ihnen rufen wir zu: Man hätte früher etwas thun sollen, man soll noch jetzt etwas thun; es ist die **höchste Zeit**, aber es ist **noch nicht zu spät**.

Demosthenes sagte einst zu Philipp von Macedonien, daß, was sich als die größte Versäumniß in der Vergangenheit herausstellte, die größte Hoffnung für die Zukunft sei. Hätten die Athener Alles gethan, was sie zur Abwehr der macedonischen Herrschaft thun konnten, so wäre **keine** Aussicht auf Rettung; da sie aber Nichts gethan, so sei noch Alles möglich.

In derselben Lage sind wir gegenüber dem Judenthum; darin **gefährdeter**, daß Macedonien nach Sprache und Glauben, beinahe auch nach Geist und Gaben ein griechisches Land war, während die jüdische Internationale als ein fremdes Blut in den Adern Europas rinnt, aber darin glücklicher, daß wir in demselben Augenblicke, da wir den ernsten Kampf beginnen, des **Sieges** sicher sind.

Daß der nächste **große** „innere Staatsmann" Europas diesen Kampf aufnehmen wird und **muß**, ist **gewiß**. —

Die überall unwiderstehlich aufstrebenden nationalen Gedanken dulden das jüdische Uebergewicht nicht länger und die socialen Gefahren, die für Deutschland von Marx und Lasalle heraufbeschworen sind und von Singer und Genossen in Berlin gepflegt werden, fordern gebieterisch auch bei uns die Abwehr. — In Rom rief Cato sein Ceterum censeo, bis Karthago zerstört war. So rufen wir den heutigen Regierungen unser Ceterum censeo zu, bis die Judenherrschaft gebrochen ist.

Entweder das Judenthum verzichtet auf seine unerträgliche Stellung oder es fordert einen Kampf heraus, der nur mit seiner allgemeinen Unterdrückung enden kann."

Hierzu bemerkt die Wiener „Reform", Nr. 100, 1888, Folgendes:

„Wir bemerken noch, daß selbstverständlich die gesammte jüdische Presse Deutschlands über die Auslassungen der „Neuen

Preußischen Zeitung" im höchsten Grade entrüstet ist und sich wie tobsüchtig geberdet. Wartet nur, bald wird es Tag." — — —

167. In Paris wie in Berlin ein gleiches Urtheil über den volksbeglückenden Humanitätsnebel, wie dieser von Lessing gelehrt wird, und das Erwachen des Volkes, nachdem es den Nathandusel ausgeschlafen.

In Paris ist 1889 erschienen: „L'agonie d'une Société." Ein Beitrag zur Tagesgeschichte von A. Hamon und G. Bachot. Das „Deutsche Volksblatt" in Wien bringt in Nr. 340, 1889, über dieses merkwürdige und einschneidige Buch eine Besprechung von F. de Berval-Lamothe, welcher wir Folgendes wörtlich entnehmen:

„Der zweite Abschnitt beschäftigt sich mit dem Elend der breiteren Volksmassen in Frankreich, Italien, Oesterreich, England, Deutschland u. s. w. Dieser Abschnitt bildet den Gegensatz des Ersten. Die Einleitung beginnt folgendermaßen:

„„Der Reichthum ist in wenigen Händen, die ihn auf eine scandalöse Weise an sich gerissen; das Elend und die Armuth erstrecken sich hingegen auf die breiten Volksmassen. Je mehr Ersterer steigt, je mehr Opfer fordern Armuth und Elend. Die Groß-Industrie hat das gegenwärtige grenzenlose Elend mit sich gebracht. Eine ganze Klasse von Staatsbürgern besitzt absolut Nichts auf dem Grund und Boden, auf dem sie geboren sind. Ja, oft bestreitet man denselben das Recht, auf diesem Boden athmen zu dürfen. Sie leben von Tag zu Tag, ohne Morgens zu wissen, ob sie Abends etwas zu essen haben.""

Nach dieser Einleitung besprechen die Verfasser das allgemeine Elend der arbeitenden Klassen, die Geburten und die Sterblichkeit derselben, die Selbstmorde. Nachdem sie eingehend diese Lage auseinandergesetzt, kommen sie auf das manchmal so harte Loos der Angestellten zu sprechen und geißeln sie in energischer Weise die Ausbeutung, deren Opfer nur allzu oft diese Gesellschaftsklasse seitens ihrer Brodherren ist.

In demselben Abschnitte ist auch die Wohnungsfrage berührt und erwähnen die Verfasser grauenerregende Zustände. Auf 40,644 hiesige Pariser Arbeiter-Haushaltungen kommen 26,757, welche nur eine einzige kleine Stube haben, während der Pariser Jude Rothschild in der Rue Laffite gleich drei Paläste nebeneinander besitzt, die er nicht bewohnt und in einem Palaste haust, in welchem der Jude über 160 Räume verfügt, ohne der zahlreichen Schlösser, Landhäuser und Jagdschlösser zu gedenken, die dieser einzige Jude in dem Weichbilde von Paris besitzt.

„„Dies sind himmelschreiende Zustände!““ — fahren die Verfasser in der Besprechung französischer Zustände fort — „„Ja, die Einen haben ihre Taschen mit Gold gespickt und wälzen sich in Wollust und Schlemmerei, und da sollen wir nicht wünschen, daß endlich der Tag kommen möge, wo ein jeder Arbeiter nach Gebühr belohnt werde. Ja, wir hoffen auf diesen Tag der Gerechtigkeit, wo die Rothschild, Stern, Soubeyran und Say nicht mehr in stolzen Palästen, aber die armen Leute auch nicht mehr in Löchern leben werden, in denen diese Herrschaften nicht einmal ihre Hunde unterbringen möchten.““

In Weiterem werden die Folgen des Alkoholismus, des Schnapsteufels, dieses Gevattermannes des heutigen socialen Elendes, auseinandergesetzt und die Prostitution und ihre socialen Folgen besprochen.

Der zweite Abschnitt schließt mit einer Auseinandersetzung der bäuerlichen Verhältnisse, der des Ackerbaues und des socialen Lebens des Landmannes, zu welcher Gesellschaftsklasse 19 Millionen Franzosen, das heißt über die Hälfte der Einwohnerschaft gehören. Das Elend dieser Leute ist zwar nicht so groß, wie das der arbeitenden Klassen in den Städten, aber ihr Loos ist trotzdem beklagenswerth, wenn man den Ausführungen der Verfasser Glauben schenken darf.

Der dritte Abschnitt bespricht die in Europa bestehenden Regierungsformen, das heißt, den liberalen Parlamentarismus und die Autokratie. Das Urtheil der Verfasser ist ein meist abfälliges, sowohl über die Regierungen als die Parlamente, deren Zusammensetzung und Thätigkeit eingehend besprochen werden.

Die politische Welt in Frankreich nennen die Verfasser durchaus verfault.

Im Weiteren gehen die Verfasser auf die Rolle des Klerus in der heutigen socialen Weltordnung über und rufen der Geistlichkeit die Aussprüche der Kirchenväter und der Kanzelredner über sociale Rechte und Ansprüche ins Gedächtniß.

Leider lassen sich die Verfasser zu ungerechter Beurtheilung des Klerus hinreißen. Hingegen kann man sie loben, daß sie die Geistlichkeit bitten, auf den Kanzeln etwas weniger über Scholastik und etwas mehr über die christliche und sociale Weltordnung zu sprechen.

Hingegen ist die Frage über die Judenpresse, deren Käuflichkeit und Verworfenheit, mit Meisterhand behandelt. Nachdem die Verfasser die Haupt-Judenblätter Europas aufgezählt, sagen sie Folgendes:

„„Diese gesammte Presse ist käuflich. Je nach dem sie bezahlt wird, bleibt sie stumm wie ein Fisch oder schreit wie ein am lebendigen Leibe Geschundener. Man weiß das allzugut, daß es Leute gibt, die den Zeitungen einen Jahrgehalt aussetzen, damit diese Blätter über ihr Gebahren reinen Mund halten. Dies ist z. B. mit der Spielhöhle von Monaco der Fall, welche dem „Figaro“ ein Jahrgeld von 60,000 Franks, dem „Gil Blas“

ein solches von 30,000 Franks u. s. w. bezahlt. Die Presse gehört fast vollständig den Juden, die in die Zeitungen als Schriftleiter, Directoren oder Reporter gedrungen sind. Man kann in keine Redaktionsstube treten, ohne einem Juden zu begegnen. Die auswärtige Presse ist gerade so verjüdelt, wie die französische.""

„„Die ganze französische Presse liegt vor dem Juden Rothschild auf den Knieen. Wenn diese Wucherer eine Festlichkeit geben, wird sie von der Presse in Dithyramben besungen. Als die Baronin Rothschild ein Fest in ihrem Palaste in der Avenue de Marigny gab, wurde sie von den Blättern als eine „unveränderliche Schönheit" besungen, und von ihrer Tochter, der Frau Ephrussi, hieß es sogar, sie sei „die vom Empyrée herabgestiegene Aurora, welche sich herbeigelassen, den gewöhnlichen Sterblichen etwas näher zu lächeln.""

Ferner wird in diesem Abschnitte die Rolle der Juden in den Staatsverwaltungen und in der Justiz auseinandergesetzt und deren Uebergewicht in allen Zweigen der Verwaltung Frankreichs dargethan.

Den Schluß des Abschnittes bildet die Besprechung des Antisemitismus, der fast in allen Ländern Europas das Haupt erhoben hat.

„„In Rußland, in Oesterreich, in Deutschland"" — heißt es — „„besteht eine mächtige antisemitische Partei. Reichsraths-Abgeordnete, wie Herr Vergani, Reichstags-Abgeordnete, wie Herr Komlossy, haben öffentlich Stellung gegen die Juden genommen. Sie haben Zeitungen, wie z. B. das „Deutsche Volksblatt", das in das Volk gedrungen ist. Der antisemitische Feldzug in Oesterreich ist äußerst lebhaft; viele Gemeinderäthe wurden gewählt, weil sie sich als Antisemiten erklärten, das Volk von Wien ist offen antisemitisch gesinnt.""

Schließlich wird noch des allgemeinen Waffengeklirres gedacht und dabei auf das Gebiet der auswärtigen Politik abgeschwenkt, auf welchem aber die Verfasser sich wenig auszukennen scheinen.

Der vierte und letzte Abschnitt spinnt diesen Faden auf die Militärmacht der europäischen Staaten hinüber und bringt in dieser Beziehung nur Bekanntes; aber jüdischer Einfluß und jüdische Macht, auch auf diesen Gebieten, werden von den Verfassern eingehend dargestellt. Der letzte Abschnitt bildet die Schwäche des Werkes. Die Verfasser kennen sich vortrefflich auf dem Gebiete der socialen Frage aus, aber ihre Kenntnisse auf abgeschlossen religiösem oder militärischem Gebiete sind nicht gründlich genug, um diese großen Fragen mit Autorität besprechen zu können.

Als Schlußwort sagen die Verfasser Folgendes:

„„Mit der Veröffentlichung dieses Buches suchen wir die Feigheit der leitenden Klassen, die Beutegier der Finanzmänner, die Ausbeutung und die Schmach auseinanderzusetzen, die über unsere Gesellschaft gekommen sind. Vielleicht wird es Leute geben, die behaupten, daß wir zur Revolution aufreizen? Wir wollen aber

gleich antworten, daß wir keine Freunde der Revolution sind, die immer ein fürchterlicher Zusammenbruch ist, in welchem sich das Blut des Unschuldigen mit dem des Schuldigen mischt.

Es wäre jedenfalls besser, wenn sich diese Revolution ohne Blutvergießen vollziehen und sich in eine Evolution verwandeln könnte. . . . .

Im großen Ganzen wünschen wir sehnlichst eine Evolution, das heißt einen gesellschaftlichen friedlichen Umschwung, der unumgänglich nothwendig ist, wenn man die jetzigen gesellschaftlichen Zustände in Betracht zieht.

Die Hauptsache ist, daß folgendes Ziel erreicht werde: Ein radikaler Umschwung der jetzigen Zustände, denen ein Ende gemacht werden muß.""

Man muß gestehen, daß die Verfasser sich eine große Mühe gegeben haben, ihre Angaben zu sammeln und sie fesselnd darzustellen. Das Werk verdient Lob, weil es sociale Schäden brandmarkt, an welchen die jetzige Gesellschaft leidet und die ihr den Tod bringen müssen. Das Werk verdient aber auch getadelt zu werden, weil ihm an vielen Stellen der Grundsatz der Gerechtigkeit entgeht, dem alle Menschen, wegen seines göttlichen Ursprunges, huldigen müssen. Wenn man diesen durchaus christlichen Grundsatz beiseite schiebt, läuft man Gefahr, bei denen, die unverschuldet Leid ertragen, Zorn und Groll zu erwecken. Im Gegentheil, man muß denselben den positiven Charakter und die göttliche Wesenheit dieser Gerechtigkeit zeigen; nur Letztere erlaubt, die Schlemmer, Prasser und Ausbeuter zu verdammen.

F. v. Verval-Lamothe."

Es muß diesen Ausführungen nur noch beigefügt werden, daß dieser Verrath am christlichen Volke in Europa nicht möglich gewesen wäre, wenn sich die Judenschaft nicht die Logen zur Mithülfe gewonnen hätte.

Wir sprechen es ruhig und gelassen aus, ohne uns durch Hohn, Spott, Drohung und Gewalt einschüchtern zu lassen: Die Logenwirthschaft wird mit der Judenherrschaft zugleich zusammenbrechen. „Nathan" ist evident das Werk eines von den Juden gewonnenen Freimaurers. Die Nathanreclame und die Lessingverhimmelung wird mit dem Siege Shakespeares enden; die Hunderttausende wirklicher Shylocks thun ja Alles, um das Phantasiegebilde des Nathan von der Bühne herabzufegen.

Die Nathanverherrlichung fängt Ende des 19. Jahrhunderts schon geradewegs an zu einem Anachronismus zu werden. Man könnte schon in dieser Richtung auf Zeichen und Wunder aufmerksam machen.

168. Wie selbst ein Jude (Conrad Alberti) den ausgestopften Theaterjuden Nathan geradewegs dem Scheiterhaufen überliefert.

Die Nummer 295, 1889, der Berliner „Germania" bringt folgendes Aktenstück:

„**Ein antijüdischer Jude.** Der Jude Conrad Alberti (richtig Sittenfeld) veröffentlicht in der „Gesellschaft" einen Aufsatz „Judenthum und Antisemitismus", welcher sich zwar gegen den Antisemitismus kehrt, aber doch scharfe Urtheile über das Judenthum enthält. Er führt z. B. aus:

„„Der moderne Jude, der aufgeklärte Jude ist das Muster einer tragischen Figur. Niemand empfindet diese tiefe Tragik seines Schicksals so, wie wir Mitglieder der jüngeren Generation von jüdischer Abstammung, und unser ganzes Dasein ist ein unaufhaltsamer Kampf mit uns selbst, ein ewiges Verbluten. Ich darf dreist behaupten, daß es unter der ganzen jungen, mit moderner Bildung durchtränkten jüdischen Generation kein Mitglied gibt, das von der Ueberflüssigkeit, Schädlichkeit und Verfaultheit des Judenthums nicht in tiefster Seele überzeugt wäre. Das Judenthum hat jedes Recht zum Dasein verloren.""

Als „überflüssig und sinnlos" charakterisirt Alberti die Speisevorschriften und die Beschneidung der Juden und fährt fort:

„„Schädlich wirkt das Judenthum in politischer Hinsicht als ein zugleich ultra-reaktionäres und ultra-radikales Element. Mit fanatischer Zähigkeit hängt es an den veraltetsten, sinnlosesten Einrichtungen und Anschauungen und baut zugleich mit demselben Fanatismus Barrikaden, wirft Bomben und Dynamitpatronen, wo es nur kann. Dies ist nicht etwa eine Folge der historischen Entwicklung, sondern des Wesens des Judenthums. Indem es so die Extreme umfaßt, wird es der natürliche Feind und Hinderer der allmählichen, organischen Fortentwicklung.""

„„Das Judenthum hat aufgehört, eine Religion, eine Rasse, eine Nation zu sein — es ist nur noch eine Clique. Es ist nichts mehr als eine sociale Gemeinschaft, die ausschließlich das materielle Interesse leitet. Die sogenannte ideale Zusammengehörigkeit, das Familienleben u. s. w., die selbst Christen als eine besondere jüdische Tugend gepriesen haben, sind schon längst nicht mehr vorhanden. Den Juden betrachtet der Jude heute nur noch als einen natürlichen oder positiven Bundesgenossen im wirthschaftlichen Kampfe. Die Fälle, daß Juden Verwandte mitleidslos verhungern und untergehen lassen, ereignen sich alle Tage.""

Alberti theilt dann mit, wozu die Juden ihre Synagoge verwenden: „„Während der jüdische Bankier und der jüdische Makler im Betstuhl neben einander stehen, verhandeln sie ihre Börsenmanipulationen.""

„„Das Judenthum ist der charakteristischste und folgerichtigste Vertreter des Princips des modernen Kapitalismus der Accumulation (Kapitalsanhäufung).““ „„Niemand kann bestreiten, daß das Judenthum in hervorragender Weise an der Versumpfung und Corruption aller Verhältnisse Theil nimmt. Eine Charaktereigenschaft des Juden ist das hartnäckige Bestreben, Werthe zu produciren, ohne Aufwendung von Arbeit, d. h. da dies unmöglich, der Schwindel, die Corruption, das Bemühen, durch Börsenmanöver, falsche Nachrichten, mit Hilfe der Presse künstliche Werthe zu schaffen, sich diese anzueignen und sie dann im Eintausch gegen reale, durch Arbeit geschaffene Werthe von sich abzuwälzen.““

Sittenfeld kommt dann auf sein eigenstes Gebiet, die Kunst, zu sprechen, und behauptet, daß dieselbe, insbesondere das Theaterwesen, durch die Juden, durch Männer wie Blumenthal und Lautenburg corrumpirt sei. Auch von den gesellschaftlichen Eigenschaften seiner Stammesgenossen ist offenbar unser Gewährsmann nicht sehr erbaut. Er sagt: „„Der Christ ist ehrlicher. Der Jude ist im Allgemeinen nicht gebildeter als der Christ, aber er treibt immer Bildungsheuchelei. Die Kunst ist dem Juden meist nur ein Gegenstand, seinen Witz daran zu üben, und das Gemeingefährliche dieser Eigenschaft ist, daß er diese fade Witzelei mit der größten Dreistigkeit der Welt als echte Kritik aufredet.““ Nachdem Alberti uns das Geständniß abgelegt hat, daß der Jude nie Aristokrat werde, sondern immer Parvenü bleibe, kennzeichnet er die Eigenthümlichkeiten seines Stammes weiter:

„„Der Jude kann nicht auf eine solche Stufe der brutalen Rohheit herabsinken, wie der Christ. Eine Ausnahme bildet nur der geschlechtliche Verkehr, besonders das Verhalten reicher Judenjungen armen Mädchen, Nähterinnen 2c. gegenüber. Dieses erreicht eine unglaubliche Stufe cynischer Rohheit, zu welcher ich christliche jüngere Leute nie habe herabsinken sehen. Diese bewahren dem Weib gegenüber doch noch einen letzten Rest von Scham, die unsern Börsenjobbern bis auf das Fünkchen ausgeht.““

„„Der Selbsterhaltungstrieb ist immer der stärkste Trieb im Juden. Das Opfer desselben, die rückhaltslose Hingabe an einen anderen, an eine Sache, kennt er kaum.““

„„Eine der gefährlichsten, specifisch jüdischen Eigenschaften ist die brutale, geradezu barbarische Unduldsamkeit — wieder ein seltsamer Widerspruch bei einem Stamme, der jeden Augenblick laut nach Duldung schreit. Eine schlimmere Tyrannei kann nicht geübt werden, als sie die jüdische Clique übt. Von Achtung der Ansichten oder der Person des Gegners ist nicht die Rede. Der Germane bekämpft seinen Gegner in offenem, ehrlichem Kampfe. Der Jude sucht den Gegner auf geistigem Gebiet zu vernichten, indem er ihm den materiellen Boden entzieht, seine bürgerliche Existenz untergräbt, oder indem er die

Existenz und die Bestrebungen seines Gegners der Welt so viel wie möglich zu verheimlichen, diese zu betrügen versucht. Die niederträchtigste aller Kampfarten, das Todtschweigen, ist specifisch jüdisch. Als Gegner im socialen wie im geistigen Kampf bedient sich der Jude mit Vorliebe der niedrigsten Mittel, weil er weiß, daß der germanische Christ lieber den Kampf aufgibt, als ihm auf das Gebiet der Gemeinheit folgt.""

Es wird schwer werden, uns der Parteilichkeit zu beschuldigen, — haben wir doch sogar einem Juden das letzte Wort gelassen. Wenn auch Herr Sittenfeld die Judenfrage zu einer Cliquefrage herabdrückt, um sie in ihren Evolutionen etwas unbedeutender und gefahrloser darzustellen, so ist sie doch jetzt entschieden zu einer nationalen Frage geworden. Der Schreiber dieses hat sich hierüber vor 33 Jahren in den Worten ausgesprochen[1]:

„Je toleranter die Leute auf dem religiösen Gebiete werden, desto intoleranter werden sie auf dem nationalen. Der Conflikt der Zukunft wird nicht in katholischen Ländern mit orthodoxen, sondern bei rationalistischen Völkerschaften mit Reformjuden losbrechen."

Die Nathanfrage, wie diese gegenwärtig, durch Dühring angeregt, in Preußen behandelt wird, könnte in Sonettform lauten:

Der Lessing hat mit seinem Nathanleben
Das deutsche Volk beschummelt ein Jahrhundert,
Jetzt rufen sich die Goyim zu verwundert:
„So einen Juden hat es nie gegeben!"

Den Nathanjüngern gilt das Stück als prächtig,
Sie klatschen Beifall in dem Haus der Musen,
Wenn sie den edlen Weisen hören schmusen
Und alle Goyim machen niederträchtig.

Die Ausgeburt, von Lessing ausgeboren,
Stellt die Umgebung dar als ein Gesindel,
Der Jude nur erscheint als echte Waare;

Voll Salbung trieft sein Bart und seine Haare! —
Es geht zu Ende mit dem ganzen Schwindel,
Den man uns aufgetischt hat unverfroren.

---

[1] „Wiener Kirchenzeitung" vom 10. April 1857.

Anhang.

I. Dr. Gottfried Leß zeigt die Schadhaftigkeit der Lessing'schen Evangelienkritik.

Wir haben es in dieser Schrift eigentlich nur mit Lessing und dessen bekanntestem und verbreitetstem Werke „Nathan der Weise" zu thun gehabt, wollen hier aber auch noch auf den Umstand aufmerksam machen, daß eigentlich sein ganzes literarisches Leben und seine ganze Richtung nur darauf hinausgegangen ist, im Judeninteresse und im Dienste des Judenhasses mit allen möglichen, auch schändlichen Mitteln, durch Poesie, Geschichtsfälschung, Schriftverdrehung und Sophistik gegen das Christenthum loszustürmen. Die bedeutendsten Schriften gegen sein Schreiben und Treiben sind theils unbeachtet geblieben, theils wenig durchgedrungen. Er hatte die Reclame der Juden, der Freimaurer und die ganze Strömung der rationalistischen, verflachten Literatur seines Jahrhunderts für sich. Es gereicht positiv christlichen protestantischen Schriftstellern zur Ehre, daß diese mit wirklich anerkennenswerther Gelehrsamkeit der Verlogenheit, Verdrehung und Oberflächlichkeit dieses Großaufklärers schon während seiner Lebenszeit entgegengetreten sind. Wir wollen nur eine der bedeutendsten Widerlegungen von Lessings verbitterten Tendenzmachwerken hier anführen:

„Gottfried Leß, Dr. und Professor der Theologie, Auferstehungsgeschichte Jesu nach allen vier Evangelisten. Nebst einem doppelten Anhange gegen die Wolfenbüttler Fragmente, von der Auferstehung Jesu und vom Zwecke Jesu und seiner Apostel. Göttingen, Kobler 1779. 438 Seiten."

Diese Schrift ist noch bei Lebzeiten Lessings erschienen. Wir haben Nr. 82, S. 189—190, nachgewiesen, wie Probst Reß auch eine Auferstehungsgeschichte Jesu nach allen vier

Evangelien in Druck legen wollte, was aber durch die Machinationen des freisinnigen (!!) und wahrheitsliebenden Lessing verhindert worden ist. Durch diesen Streich hat Lessing seine ihn schön färben sollende Ausrede: er habe die Theologen eben zur Widerlegung seiner vorgebrachten Zweifel anspornen wollen, selber als einen ebenso jämmerlichen, als schändlichen Kniff charakterisirt. Wir haben S. 194 gesehen, wie Lessing dem Herzog vorschwindelte, er habe durch die Herausgabe der Fragmente die Absicht gehabt, „den Fleiß rechtschaffener und einsichtsvoller Gottesgelehrten zu ermuntern", „die gute Sache der Religion" „gegen die Fragmente zu vertheidigen". — Das Lügen in Permanenz wurde dem Lessing von seinen Verehrern von jeher großmüthig gestattet; es gehörte wahrscheinlich (wie Danzel so schön sagt) zur Urthat seines Geistes. Leß geht in seiner Schrift dem Lessing Schritt für Schritt, Seite für Seite, Vers für Vers, Behauptung für Behauptung mit dem Apparate einer echten Gelehrsamkeit und schlagenden Logik entgegen. Diese wahrhaft vernichtende Kritik, welche Lessing sicher noch zur Ansicht bekommen, mag seiner ohnedies gebrochenen Lebenskraft den letzten Stoß versetzt haben. Der gediegenen Arbeit des Leß gegenüber mußte sich Lessing, obwohl er mit den verwerflichsten Mitteln der Böswilligkeit seiner Tendenz zum Durchbruch zu verhelfen suchte, doch gebrochen fühlen; Leß hat nämlich die Verlogenheit und Verdrehungskunst Lessings in aller Ruhe bloßgelegt. Diese Schrift hat auch noch jetzt für Theologen ihren Werth nicht verloren.

Freilich, die Werke Lessings erscheinen noch immer fort, sie werden noch immer von der Mittelklasse als eine Quelle der Aufklärung durchgelesen, um die Widerlegung kümmert sich diese Gattung Leser nicht, welche von Theologie und Philosophie, von Geschichte und theologischer Literaturgeschichte durchaus keine Kenntniß hat und den Behauptungen des Belletristen, der in Theologie gepfuscht hat, einen kinderseligen Glauben entgegenbringt. Die Schrift des Gottfried Leß würde es verdienen, mit Benutzung der seither in der Bibelkritik zu Tage gekommenen, darauf einschlägigen Resultate umgearbeitet in einer neuen Auflage veröffentlicht zu werden.

II. Die Minirarbeiten des Sonnenfels in Wien gegen Lessing, und Lessings ebenso tragische als unglückliche Vertheidigung.

Es handelt sich hier am Schlusse um einen aktenmäßigen Nachtrag, welcher das in den vorhergehenden Nummern 20, 21 und 78 vorgeführte Verhältniß des Semiten Sonnenfels zu Lessing und die viel ventilirte 1000=Dukaten=Affaire zur Orientirung des Lesers noch greller beleuchten soll.

Die eifersüchtigen Gegner Lessings zu Wien (Hofräthe Sonnenfels und Gebler) waren bis 1779 in Angst, es könnte doch noch den Maurerfreunden Lessings gelingen, diesen als Dramaturgen an das Wiener Hoftheater zu verpflanzen. Sonnenfels stand mit dem Klotz, einem declarirten Feinde Lessings, in beständigem Briefverkehr; dieser Klotz gab dem Sonnenfels Materialien aus Lessings Leben an die Hand, mittelst denen Sonnenfels den Lessing für Wien unmöglich zu machen suchte. Wir haben schon anderwärts nachgewiesen, mit welcher Hinterlist Sonnenfels gegen Lessing vorgegangen ist[1].

Im Wiener Diarium, Nr. 85, Jahr 1779, brachte Sonnenfels in seinem unverkennbaren Styl und mit der raffinirtesten semitischen Schlauheit die Geschichte des Amsterdamer Judengeschenkes sehr heuchlerisch als eine den Lessing als Schriftsteller ehren sollende Auszeichnung an die Oeffentlichkeit wie folgt:

„Von guter Hand (d. i. Klotz) ist uns einberichtet worden, daß Herr Lessing, dessen Verdienste schon so allgemein berühmt und bekannt sind, daß sie nicht erst nöthig haben, durch unsern schwachen Federzug besonders erhoben zu werden, wegen der Herausgabe einiger Fragmente von der Judenschaft zu Amsterdam ein Geschenk von 1000 Dukaten erhalten habe. Belohnungen dieser Art verdienen allerdings öffentlich angemerkt zu werden, weil sie zugleich die Ueberzeugung wirken, daß echte Verdienste und wahre Gelehrsamkeit nie unbelohnt bleiben und jedes Genie zu unverdrossener Nachahmung aufmuntern müssen."

Diese für den Wiener Hof berechnete Denunciation hätte kaum perfider als wie hier in der Form einer Lobtirade für Lessing von dessen schlauem Gegner abgefaßt werden können.

---

[1] „Allerhand Tugendbolde", von S. Brunner. Paderborn, Schöningh, 1888. S. 150, im Kapitel: Lessing und Sonnenfels übereinander.

Lessing fühlte den Schlag, wagte es aber nicht, in Furcht vor noch vernichtenderen Schlägen dagegen selber mit Einsetzung seiner Person und mit entschiedener Zurückweisung dieses Anwurfs als einer Lüge aufzutreten, sondern ergriff das klägliche Mittel, seinen zwanzigjährigen Stiefsohn vorzuschieben, diesen Jüngling mit einem gelehrten Apparat auszurüsten, d. h. demselben eine 6 Seiten lange Entgegnung in die Feder zu dictiren, welche auch jetzt noch in Lessings Werken (16. Theil: Theolog. Schriften. 2. Abtheilung. Berlin, Gustav Hempel, S. 227) zu finden ist.

Der Titel lautet: „Noch nähere Berichtigung des Märchens[1] von 1000 Dukaten, oder Judas Ischariot der Zweite.“

Der zwanzigjährige Stiefsohn theologisirt wie folgt:

„Bereits 1774 fing Herr Lessing an, in seinen Beiträgen zur Geschichte der Literatur aus den Schätzen der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel Fragmente eines gewissen Werkes gegen die geoffenbarte Religion drucken zu lassen, das schon geraume Zeit in Niedersachsen geschrieben herumging, aus einer Provinz in die andere vertragen ward, und so im Verborgenen, wie sich Herr Lessing selber ausdrückt, mehr Proselyten machte, als es im Angesichte einer widersprechenden Welt machen konnte!“

Welche unerhörte Logik! Eine schlechte, verderbliche Schrift, welche seither nur in Handschriften circulirte, durch den Druck zu vervielfältigen, um selbe unschädlicher zu machen!

Wir haben anderwärts nachgewiesen, daß es eine Lüge ist (Lessing wiederholt dieselbe hier), die Fragmente seien ein Eigenthum der herzoglichen Bibliothek gewesen. Diesen Kniff hat Lessing nur erfunden, um mit den Fragmenten der herzoglichen Censur zu entgehen, weil gesetzlich die Manuskripte dieser Bibliothek censurfrei gedruckt werden durften. Lessing dictirt dem jungen Schauspieler einer sehr naiv sein sollenden Rolle folgenden Vertheidigungspassus in die Feder:

„Ich bin zu jung und zu ununterrichtet in solchen Dingen, um beurtheilen zu können, wie weit diese Behauptungen in den Schriften der Väter und den kirchlichen Alterthümern, auf welche sich Herr Lessing beruft, gegründet sind.“

---

[1] Lessing nennt den Bericht sehr zahm nur ein Märchen, und wagt denselben in seinem Schuldbewußtsein nicht als eine infame Lüge zu bezeichnen.

Der Schlag von Seite des Wiener Diariums wirkte eben sehr empfindlich, deshalb jammert auch der vorgeschobene Stiefsohn wie folgt:

„Und gleichwohl ist es das, eben das, weswegen sich eben Herr Lessing nunmehr in der Hauptstadt des katholischen Deutschlands als einen Feind der christlichen Religion überhaupt muß verschreien und durch hämische Märchen[1] als ein zweiter Judas Ischariot muß verlästern lassen, der seinen Meister freilich nicht um 30 Silberlinge, aber doch um 1000 Dukaten nochmals an die Juden zu verrathen im Stande wäre."

Wenn man erwägt, daß Lessing wiederholt das ganze positive Christenthum als ein Gebäude des Unsinns erklärt hat, so wird man das nachfolgende Dictat an seinen Stiefsohn außerordentlich sonderbar finden.

Der Stiefsohn schreibt ferner:

„Ob Herr Lessing in seinen Blättern, die er der Goeze'schen Schrift unter dem Titel „Antigoeze" entgegenstellte, sich überall in den Schranken der Mäßigung gehalten, kommt mir nicht zu, zu entscheiden. Ich sage bloß, daß ich ihn bei dieser Gelegenheit öfter einen Ausspruch des heiligen Hieronymus für sich anführen hörte, nach welchem die kalte, ruhige Duldung unverdienter Vorwürfe der Irreligion nicht für Tugend, sondern für Ruchlosigkeit erklärt wird."

Es ist wohl zu beachten, wie Lessing, der das Christenthum in seinen Judenkreisen auf die schändlichste Weise beschimpfte, wiederholt, wenn er in die Klemme kam, sich zu seiner Vertheidigung mit Orthodoxie, hier sogar mit frommer Berufung auf den Ausspruch eines Kirchenvaters, bewaffnete.

Ueber den „Nathan" schrieb Lessing früher[2]:

„Ich glaube, daß ich gewiß den Theologen einen ärgeren Possen damit spielen will, als noch mit 10 Fragmenten."

Und an einem andern Orte:

„Die Theologen aller geoffenbarten Religion werden innerlich darauf schimpfen, doch dawider sich öffentlich zu erklären, werden sie wohl bleiben lassen."

---

[1] Schon wieder das Gewinsel über ein hämisches Märchen; die herausfordernde Bezeichnung: infame Verleumdung wird in Todesangst vermieden.

[2] „Der Mönch von Libanon", herausgegeben von Wendt. 3. Auflage. Leipzig, Barth, 1817. Einleitung, Seite XXV.

Hier in der Vertheidigung gegen den Anwurf des Wiener Diariums läßt er sogar durchschimmern, als ob er sich zur katholischen Lehre hinneigen möchte; es handelte sich eben um Wiedererlangung der durch den Diariumartikel verwirkten Gnade von Seite des kaiserlichen Hofes in Wien. Es wirkt geradewegs komisch, wie Lessing hier in dem Dictat den Stiefsohn als einen bescheidenen Theologen redend einführt, wie er ihn sich selber als zu jung und zu ununterrichtet schildern läßt und ihm bei alledem Berufungen auf die Kirchenväter und die kirchlichen Alterthümer in die Feder dictirt.

Dem armen Lessing ist es bei dieser Vertheidigung ergangen, wie es oft den pfiffigsten und schlauesten Leuten ergeht, wenn diese sich in einer Klemme befinden; die arge Verlegenheit verleitet sie zu derartig als verlogen erkennbaren Ausflüchten, daß es für sie besser gewesen wäre, wenn sie ganz und gar geschwiegen hätten.

Der junge Stiefsohn Lessings theologisirt merkwürdiger Weise im Interesse seines Stiefvaters auch noch wie folgt:

„Lessing hatte aber schlechterdings keinen andern Angriff auf die heilige Schrift gethan, als daß er mit so vielen andern Christen sie für den einigen Grund unserer allerheiligsten Religion[1] (Lessing dachte sich dabei die christliche Religion überhaupt und nicht die lutherische insbesondere) lieber nicht erkennen, als die Religion unauflöslichen Schwierigkeiten preisgeben wollte. „„Oder sind die Katholiken keine Christen?““ fragt Herr Lessing. „„Wäre ich kein Christ, wenn ich in diesem Stücke mich auf Seite der Katholiken neigte? Unartig genug, daß viele Protestanten den Beweis für die Wahrheit der christlichen Religion so führen, als ob die Katholiken durchaus keinen Antheil daran hätten.““

Es ist höchst merkwürdig, welche Gelehrsamkeit dieser junge Stiefsohn auch in den feinsten Unterscheidungslehren vor dem Leser ausbreitet; er hätte können ein Professor der Symbolik werden!! Der geduldige Leser fragt hier: Wozu sechs enggedruckte Seiten theologischer Abhandlung auf den Rücken geschrieben (dictirt), statt der sechs Worte, von Lessing selber geschrieben: „Der Ankläger ist ein infamer Lügner“?

---

[1] Merkwürdig; hier: „unsere allerheiligste Religion“, und im Judenkreise: das Gebäude des Unsinns!!

Das nutzte aber Alles nicht mehr; die Biedermänner Sonnenfels und Gebler hatten dem Lessing für Wien den Garaus gemacht!

Selbst semitische Lobredner des Sonnenfels jammern über diese Wegbugsirung Lessings. Ein höchst enragirter, semitenlöblicher Artikel (in Wurzbachs „Oesterreichischem Lexikon", 35. Bd., S. 376) winselt:

„Die Episode Lessing in Sonnenfels' Leben ist eine solche, daß man sie lieber todtschweigen als reinwaschen sollte (so? ei, ei!), da sie nun einmal nicht reinzuwaschen ist." „Der Mensch Sonnenfels büßt nun freilich dabei ein, aber der österreichische Fortschrittsmann verliert dabei nichts."

Wir haben schon einmal über diesen höchst verdächtigen Moralexcurs bemerkt, wie glücklich so ein österreichischer Fortschrittsmann ist. Er kann sich auch ehrloser Handlungen schuldig machen, er verliert dabei nichts, besonders, wenn er einen Rebach dabei hat, oder wenn es sich um Abschlachtung eines Opfers seiner Eifersucht oder Rachgier handelt.

Jedenfalls darf dieser ganze Vorgang zum Studium der Charaktere beider Großaufklärer Lessing und Sonnenfels weder todtgeschwiegen, noch umgangen werden, und kein, wenn auch noch so geduldiger Leser wird sich durch den Machtspruch des obigen semitischen Artikelschreibers irgendwie einschüchtern lassen, wenn dieser nach seiner Logik behauptet, „die Fortschrittsmänner verlieren dabei nichts!"

Moral: Die österreichischen Fortschrittsmänner sollten bei ihrer gegenseitigen Beurtheilung vorsichtiger sein, als sie nachsichtig sind, denn wer eine Gaunerei an einem anderen Gauner gar so nachsichtig behandelt, der liefert einen Beweis, was man in ähnlichen Fällen von ihm, dem Nachsichtigen, selber erwarten könnte.

III. Nathan das Evangelium der liberalen Toleranz.

Erst, als wir die letzten Druckbogen vorliegender Arbeit zur Correktur erhielten, ist uns eine höchst merkwürdige, den „Nathan" eingängig Scene für Scene beleuchtende Schrift in die Hände gekommen, in welcher die Perfidie, Verlogenheit,

Verleumdungssucht, Geschichtsfälschung, Dogmenfälschung, absichtliche Entstellung von eklatanten Thatsachen und das vermessentliche Vertrauen auf die geistige Beschränktheit und Unwissenheit des liberal aufgeklärten Publikums in ein helles Licht gestellt worden ist.[1]

Wir haben uns die Aufgabe gestellt, den Charakter Lessings darzustellen, seine talmudische Feindschaft gegen das Christenthum, welche nicht wie ein rother Faden, sondern wie ein schmutziger Strick sein Leben und seine Schriften durchzieht, allen jenen Lesern anschaulich zu machen, denen der Sinn für Wahrheit, Ehre und Rechtschaffenheit noch nicht durch ihr Leben und Treiben theilweise in Verlust gerathen ist.

Wir können die bezeichnete Schrift mit gutem Gewissen allen Jenen empfehlen, welche sich (wir sagen das wohlbedacht und können es vor jedem literarischen Gericht mit eklatanten Beweisstellen belegen) von dem moralischen Niedergange des Dichters Lessing für den Fall überzeugen wollen, daß dieselben einen klaren Geist und ein gutes Gewissen haben, zwei unentbehrliche Eigenschaften, welche zum Verständniß der Wahrheit und zur Würdigung der Gerechtigkeit geradewegs unentbehrlich sind. Wer in sich Gründe hat, welche ihm die Wahrheit verhaßt machen, der wird das Licht hassen und geflissentlich in der Finsterniß verharren wollen.

Es sollen hier nur beispielsweise Kritiken einiger von Lessing in dessen Drama gedichteter Personen vorgelegt werden.

S. 31:

„Der christliche Patriarch dient dem Sultan als dunkler Hintergrund. Hier hat uns Lessing den Namen des Trefflichen nicht genannt. Er ist kurzweg der Patriarch von Jerusalem. Wir haben nachgeschlagen und nirgendswo gefunden, daß es überhaupt um die damalige Zeit einen christlichen Patriarchen in Jerusalem gab. Dieser namenlose Kirchenfürst aber ist seinem Charakter nach ganz bestimmt eine Ausgeburt der Lessing'schen Phantasie." „Was vom Schutz des christlichen Glaubens in dieser Capitulation gesprochen wurde, ist eitel Hirngespinst, die Capitulation sagte, daß jeder Einwohner gegen ein Lösegeld abziehen konnte und die Zurückbleibenden einfach Sklaven wurden. Das war die Toleranz-Capitulation, von welcher Lessing faselt." „Dieser

---

[1] „Das Evangelium der liberalen Toleranz." Unter kritischer Sonde von Philipp Laicus, Verfasser der „Liberalen Phrasen". Mainz, Kirchheim 1873. 186 Seiten.

Saladin dankte den strengen Vorschriften des Korans, der die Ungläubigen zu vernichten, aber nicht zu toleriren befiehlt, die enorme Popularität, deren er sich in hohem Maße erfreute." „Daß der Patriarch, wie Lessing des Weiteren ausführt, mit großem Gefolge die Kranken besucht, ist kaum glaublich; daß er überhaupt in einer Pracht auftritt, welche das Auftreten Saladins beschämt, ist einfach ein Unsinn (4. Aufzug, 2. Auftritt). Wenn aber Lessing Bubenstücke erfindet, die er, um die katholische Kirche zu beschmutzen, seinem Patriarchen in den Mund legt, so geht auch das über die Freiheit des Tendenzdramas hinaus. Lessing läßt seinen Patriarchen einen Meuchelmörder für Saladin suchen, der demselben auflauern sollte, wenn er sich auf abgelegenen Wegen nach dem Libanon zu der Veste begibt, wo sein vorsichtiger Vater den Kriegsschatz verwaltet. Nun hätte aber doch der Patriarch, der es sich so sehr um Politik sauer werden läßt (I. Aufzug, 5. Auftritt), wissen müssen, daß Saladins „vorsichtiger Vater" bereits 1168, also etwa 20 Jahre früher, gestorben war, ehe Saladin nach Jerusalem kam (Pierers Realencyklopädie). Es ist keine Kunst für einen Dichter, einen Sultan zu erfinden und ihn mit dem Kaftan der Toleranz zu bekleiden und andererseits für einen Patriarchen Bubenstreiche zu erdenken, so zahlreich wie die Knöpfe seiner Soutane: wie gesagt, eine Kunst ist das nicht, aber eine Schlechtigkeit ist's, mit solchen erfundenen Thatsachen auf das wenig denkende und Geschichtsforschungen fremde Publikum den Eindruck zu machen, als ob derartige Dinge durch die Moral des Christenthums jemals gebilligt oder gefordert worden wären."

Nachdem nun der Autor eine gute Anzahl der gröbsten Lügen, Verdrehungen und Entstellungen, welche die Unterlage dafür abgeben, daß das Christenthum eine höchst verwerfliche Institution sei, angeführt hat, fährt er fort (S. 45):

„Indem Lessing die auftretenden Türken und Juden in ihrer Handlungsweise glorifizirt, hat er sogar die weitere Ungenirtheit, dem arglosen Gemüthe des Zuschauers die Vorstellung zuzumuthen, als ob das Christenthum in seinen Lehren und in seinen Sitten sogar weit hinter dem Islam und dem nachchristlichen Judenthum zurückstehe. Lessing hat sich zu diesem Behufe darauf beschränkt, christliche Lehren zu entstellen, zu erfinden und sie in dieser Verstümmelung und Verlogenheit in den Koth zu ziehen; er hat sich aber wohl gehütet, sie in Parallele zu setzen mit den korrespondirenden Lehren des Koran oder des Talmud. Was diese Bücher lehren, davon findet sich im ganzen Nathan kein Sterbenswörtchen. Der Koran ist es, der den Ungläubigen zum rechtlosen Sklaven erklärt, der den Mord des Giaur als ein verdienstliches Werk feiert, der dem Gläubigen die Erde schenkt, wie er ihm später das Paradies vorbehält; der Koran ist es, der unter seinen sieben Höllen die Juden und Christen in die sechste verurtheilt, weil sie Christen und Juden

sind, während selbst die schlechtesten Muselmänner nach tausend Jahren auf Fürbitte Mohameds aus der ersten (leidlichsten) Hölle, die extra für sie bestimmt ist, befreit werden."

S. 46:

„Es ist der Talmud, der die Juden lügen, betrügen und stehlen heißt, so viel sie können, wenn das Objekt nur ein Christ ist, und es sind darüber in neuester Zeit ganz schauderhafte Belege und wirkliche Auszüge in die Oeffentlichkeit gedrungen, die man vergeblich mit allerlei Phrasen zu widerlegen gesucht hat. Anstatt daß man in den Casuisten Mücken fängt, sollte man sich einmal die Kameele ansehen, welche die Talmudisten zu Tage gefördert."

Der Verfasser weist noch auf die Schändlichkeit hin, die Moral des Christenthums durch selbstfabricirte Zeugnisse zu verdächtigen und Sätze als christlich zu proklamiren, welche die christlichen Moralisten aller Zeiten und Völker verworfen haben.

Der Autor der genannten Schrift hat wörtliche Anführungen aus dem „Nathan", die er auf ihren Gehalt der Wahrheit geprüft, als ganz infame Lügen nachgewiesen und den Beweis erbracht, daß es Lessing nicht darauf ankam, die Toleranz zu preisen, sondern das Christenthum durch seine Verleumdungen herabzusetzen.

S. 170:

„Darum mußte der Patriarch die Intoleranz repräsentiren, ob auch zu diesem Behufe das Blaue vom Himmel und das Schwarze von der Erde zusammengelogen werden mußte. Darum mußte Lessing die Geschichte beugen und entstellen, weil sie gerade das Gegentheil dessen beweist, was er aus ihr bewiesen haben wollte. Darum ist es eine falsche Etikette, wenn man dieses Drama als das Drama der Toleranz bezeichnet. Es ist der Haß gegen das Christenthum auf Flaschen gezogen und mit einem dramatischen Stöpsel verkorkt. Es ist ein Gewebe von Lügen und Geschichtsfälschungen, alle darauf berechnet, die katholische Religion in den Koth zu treten."

Der Autor hat sich durch Nachweisung der schändlichsten unverantwortlichen, absichtlichen Lügen und Verdrehungen Lessings im „Nathan" das unbestreitbare Recht erworben, den Dichter und seine Freunde, Genossen und Lobredner wie folgt apostrophiren zu dürfen (S. 184):

„Wer das Christenthum wirklich und mit Erfolg in den Staub ziehen will, muß sich vor Allem eines erst selbst machen! — Und

so ist es auch ein Christenthum eigener Mache, das Lessing in die Arena führt, um es da öffentlich durchpeitschen zu lassen. — Und er ist wahrlich in der Erfindung nicht knickerig gewesen. Glaubenslehren und Sittenlehren, Urkunden und Traditionen, Priester und Einrichtungen, alles hat Lessing erfunden, ja er hat sich sogar die ganz unnöthige Mühe gemacht, zu zeigen, daß die Wahrheit seines Christenthums sich nicht beweisen läßt. Und wo seine Erfindungsgabe nicht ausreicht, hat er sogar die Geschichte der Osmanen um die Greuel ihrer Meuchelmorde geplündert, um seinen Patriarchen damit auszustaffiren. — Aber das sollten wir uns doch verbitten, daß Lessing die von ihm erfundene scheußliche Religion Christenthum nennt. Dagegen sollten wir doch mit Aussicht auf Erfolg protestiren dürfen, wenn nicht im Namen unserer Religion, doch im Namen des deutschen Gesetzes, welches der Namensunterschrift der Marke, der Etikette einer Firma dagegen Schutz gewährt, daß sich nicht irgend ein beliebiger Fälscher oder Betrüger derselben bedient, um die Waare und die Firma zu discreditiren."

„Wir verzichten gerne auf den gesetzlichen Schutz gegen Angriffe auf Lehren und Einrichtungen des Christenthums, denn wir wissen uns unbesieglich unter dem Zeichen des Kreuzes. Aber wer seinen Witz an diesen Lehren und Einrichtungen zeigen will, der müßte diese Lehren und Einrichtungen doch wenigstens nehmen, wie sie sind, nicht aber die Lehren und Einrichtungen seiner Phantasie als christliche ausgeben, diese Ausgeburt seiner Phantasie bekämpfen und hinterdrein der arglosen Menschheit weiß machen, er habe das Christenthum besiegt!"

Die hier ausgesprochene Anklage ist gewichtig, sie ist aber auch begründet und gerecht. Wenn der Clerus an allen jenen Orten, an denen die Bühne benutzt wird, um die positive Religion der Christen durch derlei eklatante Lügen und erfundene Schmähungen herabzusetzen, auch pflichtgemäß die Kanzel benutzt, um gegen diese Infamieen zu reagiren, so wird er nur eine Gewissenspflicht erfüllen, und er darf sich in Ausübung dieser Pflicht durch das Wuthgeschrei jener Menschenklassen nicht beirren lassen, denen nach des Apostels Wort die Predigt des Kreuzes ein Aergerniß und eine Thorheit ist.

Eben fällt uns eine neuere literarhistorische Abhandlung über den „Nathan" in die Hände, in welcher zu ersehen ist, wie das schmähliche Lügensystem gegen die katholische Kirche sich von Lessing-Nathan auch auf die modernen Lobpreiser des „Nathan" fortererbt hat. Diese gegenüber den Wahrheiten des Evangeliums total ungläubigen Herren bezeugen den als

infam und ehrlos erwiesenen Lügen und Entstellungen Lessings gegenüber einen frommen Kinderglauben; jede Lüge Lessings gilt ihnen als ein unumstößlicher Lehrsatz und jede Niedertracht als eine Beseligung für ihre affektirte Wahrheitsliebe. So schwefelte in der unverfrorensten Weise Wilhelm Scherer[1] wie folgt:

„Die poetische Literatur der mittelhochdeutschen Blüthezeit ist tief getränkt mit freisinnigen Anschauungen. Bei Walther von der Vogelweide, bei Freidank begegnet mehr oder minder bestimmt die Gleichstellung der drei Religionen. Während noch der römische Syllabus des neunzehnten Jahrhunderts allen denen die Hoffnung auf die ewige Seligkeit abschneidet, welche außerhalb der „wahren Kirche Christi" stehen, so ereifert sich im dreizehnten Jahrhundert der größte Dichter des Mittelalters, Wolfram von Eschenbach, gegen die Lehre von der ewigen Verdammniß der Heiden u. s. w."

Da nun diese Beschuldigung des Syllabus eine freche Lüge ist; nachdem ferner das Concil von Trient **gerade umgekehrt** Luthers Lehre **von der ewigen Verdammniß der Heiden verurtheilt** hat, können wir bezugs dieser **cretinhaften Unwissenheit** die Verse wiederholen, die wir einem Pfarrer Dr. Weitbrecht zu Mähringen gewidmet haben:

Wo Arroganz und Impotenz
Vereinigt sind in Permanenz,
Da schießt der Blödsinn in die Halme
Und erringt die Siegespalme[2].

Derselbige einiger Gelehrsamkeit bedürftige Herr Scherer bringt auch folgende rührende Geschichte (S. 334):

„Als Lessing im Sommer 1741 die Fürstenschule zu Meißen besuchte, mußte er die übliche Aufnahmeprüfung bestehen. Der Rektor hatte zur Uebersetzung ins Lateinische Einiges über den Begriff der Barbaren bei den Alten und die Aufhebung dieses Völkerunterschiedes durch Christus diktirt. Lessing, der die Aufgabe schnell löste, hatte Zeit, von freien Stücken das folgende, das

[1] „Vorträge und Aufsätze zur Geschichte des deutschen Lebens in Deutschland und Oesterreich", von Wilhelm Scherer. Berlin, Weidmann, 1874. S. 328—336 in einer Abhandlung: „Zu Lessings Nathan", welche zuerst in der Wiener „Presse" zur Feier von Lessings Geburtstag am 22. Januar 1870 publicirt wurde.

[2] „Eine Pechfackel zur Beleuchtung einiger Prachtexemplare aus dem neuevangelischen Schnüffelbunde", von S. Brunner. Wien, bei Drescher, 1890.

wir gleich deutsch wiedergeben, hinzuzufügen: „„Diesen Ausspruch (wahrscheinlich den Satz: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst) wollen wir immer im Sinne behalten, denn es ist barbarisch, einen Unterschied zu machen zwischen den Völkern, welche sämmtlich Gott erschaffen und mit Vernunft begabt hat. Am meisten geziemt es dem Christen, seinen Nächsten zu lieben und unser Nächster ist nach Christus, wer unserer Hülfe bedarf. Wir bedürfen aber alle der Hülfe anderer Menschen, also sind wir Alle einander die Nächsten. Darum wollen wir nicht die Juden verdammen, obgleich sie Christum verdammten, denn Gott selbst hat gesagt: Richtet nicht, verdammet nicht. Wir wollen ebenso wenig die Mohamedaner verdammen, auch unter den Mohamedanern gibt es rechtschaffene Menschen. Kurz, Niemand ist ein Barbar, welcher nicht unmenschlich und grausam ist.““

Diese ganze Expektoration läßt sich doch ohne alle Mühe als ein schülerhaftes, blödes Gewäsche nachweisen. Es handelt sich in der Judenfrage, für welche dieses Schülerpensum doch offenbar Stimmung machen soll, nicht darum, die Juden und Mohamedaner zu verdammen, sondern die Christen nicht in die Knechtschaft der Juden und Mohamedaner verfallen zu lassen, oder wo sie schon in diese Unglückslage gerathen sind, sie aus derselben zu befreien. Wie rasselt der Schlußsatz: „Kurz, Niemand ist Barbar, wer nicht unmenschlich und grausam ist.“

Das ist ja Alles so vage, so unbestimmt, so nichtssagend, mit einem Wort so arrogant schülerhaft, daß es gegenüber den Erfahrungen und Praktiken, welche die Christen von Seite der Juden Ende des 19. Jahrhunderts in tausenden von Belegen geduldet haben, von einem nicht blöden Autor als ein geniales Dictum nicht bezeichnet werden sollte.

Lessing hat im Solde der Juden und in Rache gegen Goeze und die anderen positiv christlichen Autoren, die gegen seinen Schwindel aufgetreten sind, sich ja eben als Judenanwalt gegenüber allen anderen von den Juden beschummelten und ausgesogenen Völkern hingestellt; er hat die am Tage liegende, vom Talmud anbefohlene Grausamkeit der Juden den Goyim gegenüber nicht nur verschwiegen, sondern auch noch in einer jetzt immer mehr und mehr erkennbaren und greifbaren Toleranzlüge und Liebeseligkeit dem Nathan auf den Leib geschrieben. Er, der Lessing, hat es versucht, die Juden als die unschuldig verfolgten Lämmlein,

und die Christen (welche sich von diesen guten Lämmern nicht wollen zerfleischen lassen) als die reißenden, beute- und blutgierigen Tiger und Hyänen darzustellen. Er hat, wie er es in Breslau als Secretär Tauenziens und Ueberwacher der falsche Groschen macherischen Judenbande angesehen und mitapprobirt hat, auch in seinen wissenschaftlich theologischen Abhandlungen über die Bibel, statt echte Gold- und Silbermünzen als Resultate seiner Forschung zu prägen, dem Lesepublikum die falschen, mit Silberschaum überzogenen Groschen seiner erwiesenen Lügen und Fälschungen in Cours gebracht. Sein Leben war, wie wir es authentisch und mit eklatanten Zeugnissen nachgewiesen, eine Kette von Geldverlegenheiten, und für Geld Verlogenheiten; er ist, wenn er mit unliebsamen Fragen über seine Fälschungen bedrängt wurde, zu jeder Lüge und Heuchelei fähig gewesen, um sich aus einer Klemme herauszuarbeiten. Wenn man es sich nun einige Arbeit kosten läßt, um diese traurigen Umstände und Zustände in die Oeffentlichkeit zu bringen, so ist das nur geschehen, um dem Dichter die angeheuchelte Toleranzmaske herabzunehmen und ihn so zu zeigen, wie er in Wahrheit und Wirklichkeit ausgesehen hat. Die an das Tageslicht gestellten Thatsachen und Dokumente lassen sich weder durch eine erlogene Entrüstung über „diesen Frevel am und im 19. Jahrhundert" aus der Welt schaffen, als sich die seit einem Jahrhundert dem Publikum vorgeheuchelten Lobeshymnen auf die Ehrlichkeit und Wahrheitsliebe Lessings mehr jenes Beifalls erfreuen können, welchen sie bisher der jüdischen Reclametrommel zu danken gehabt haben.

Die belletristisch angehauchte Lesewelt und das über die Maßen geduldige christliche Theaterpublikum ist der ein Jahrhundert dauernden Täuschung müde geworden, und gerade die Fälscher, welche die Täuschung provocirt und lange genug fortgesetzt und erhalten haben, sind (freilich nicht mit ihrem Willen) geradewegs durch ihr Treiben diejenigen gewesen, denen es zu danken ist (freilich auch nicht ihrer Verdienste wegen), daß vorläufig der erste Akt der Enthüllung dieser „Eleusinischen Geheimnisse" derweil zum Abschluß gekommen, und die weitere Entwicklung des Dramas nicht mehr aufgehalten werden kann.

IV. Der weise Daniel.

Lessing hat mit seinem „Nathan“ den literarischen und poetischen Richterstuhl bestiegen und das Kunststück versucht, einem Juden die Quintessenz der christlichen Moral hinaufzudisputiren und den Christen rings um diesen Juden Schändlichkeit, Niederträchtigkeit, Dummheit und Gemeinheit anzudichten, dafür ist er aber auch belohnt werden; sämmtliche viel, wenig oder gar nicht gläubigen Synagogentrompeter haben ihn als den weisen Daniel des Jahrhunderts und versuchsweise auch aller zukünftigen Jahrhunderte ausposaunt.

Shakespeare hat im Shylok einen Typus geschaffen, für dessen Echtheit die Juden selber durch zwei Jahrtausende die glänzendsten Zeugnisse abzulegen unermüdlich beflissen gewesen sind.

Wenn irgendwo ein Richter einen Juden durch einen unverdienten Rechtspruch von einer wohlverdienten Strafe befreit, so wird dieser Richter selbstverständlich als ein weiser Daniel gepriesen. Da hört man Shyloks bekannte Worte tausendmal in allen Sprachwendungen wiederhallen:

„Ein Daniel kommt zu richten, ja, ein Daniel. Wie ich dich ehr', o weiser Richter!“ — „O weiser Richter, o wackerer junger Mann!“ — „O höchst gerechter Richter!“

Als aber Shylok erfährt, er könne wohl nach dem Wortlaut des Vertrages das Herzfleisch herausschneiden, es dürfe aber dabei kein Tropfen Blutes vergossen werden — es müsse ein genaues Pfund Fleisch sein — da ist's mit dem Lobe für den weisen Daniel aus:

„Ist's minder oder mehr
Als ein genaues Pfund, sei's nur so viel
Es leichter oder schwerer an Gewicht
Zu machen um ein armes Zwanzigsttheil
Von einer Skrupel, ja, wenn sich die Wagschal'
Nur um die Breite eines Haares neigt,
So stirbst du, und dein Gut verfällt dem Staat.“

Die Scene und die jubelvolle Stimmung des Blutdürstigen ändert sich total, nachdem ihm jetzt Gratiano zuruft:

„Ein zweiter Daniel, ein Daniel Jude.
Ungläubiger, ich hab' dich bei der Hüfte;
Ich sag' ein Daniel, ein zweiter Daniel.
Dank, Jude, daß du mich das Wort gelehrt.“

Ein Jahrhundert lang haben die Jehudim den allerweisesten Daniel, Lessing, als achte Kerze auf den siebenarmigen Leuchter hinaufgesteckt, und auch alle jene Goyim, welche in ahnungs- und schuldloser Gutmüthigkeit (es ist erlaubt, auch ein anderes Wort hier einzufügen) oder in abhängiger Knechtschaft in den Lobgesang für den allerweisesten Daniel mit eingestimmt, sind auch in anerkennenswerther Dankbarkeit von den Tinten umsetzenden Jehudim als kleine weise Daniels gepriesen worden.

Die Weltgeschichte geht unbekümmert um Lob und Tadel ihre Wege, der Kinderaberglaube an die Tugenden Nathans des Weisen ist verschwunden, aber nicht durch die Goyim, sondern durch das Gebaren der Jehudim, durch das Material der Gerichtshöfe und das noch weitaus größere Material, welches sich den Gerichtshöfen zu entziehen weiß. Diese beiden colossalen Materialniederlagen haben den tragischen Theater-Nathan zu einer komischen Figur und den Lessing zu einem Komödiendichter gemacht, so daß es geradewegs als ein Wunder von Gutmüthigkeit und Vertrauensseligkeit betrachtet werden muß, wenn die armen Goyim sich die Fanfaronaden einer verlogenen, einer Talmiweisheit durch ein Jahrhundert haben in Geduld vorgaukeln lassen.

Ob nun die Tausende der in Tinte, Verdummung des Aussaugungsmaterials (der blöden Goyim) machenden Jehudim über unsere Art oder Unart, den Shylok und den Lessing zu beurtheilen, wie tanzende Derwische herumzappeln, ob sie spucken und spötzeln, ob sie lärmen und poltern, grinsen und hohnlachen, fluchen und drohen, ihren Unmuth und Zorn in allen Tonarten singen, näseln, quieken oder in Fluchpsalmodien loszuwerden suchen, oder ob sie gegenüber den sehr unsicheren Zuständen und der gefährlichen Stimmung der aus dem Schlafe gerüttelten Goyim schweigend die von ihnen hervorgezwungenen Anklagen hinunterwürgen — das bleibt sich gleich, der heranbrausenden Strömung können sie mit all ihren Pfiffen und Kniffen weder mit dem geraubten und erschwindelten Gold, noch mit weiteren Volksbethörungsversuchen Meister werden. Das Gequieke und Geserres der gefälschten Literaturgeschichte wird verstummen, wenn die Baßnoten der Thatsachen auf dem Pedal der Weltgeschichte herabgespielt werden.

Dem Lessing ist die Judenemancipation selbstverständlich aus den edelsten Gründen immerfort am Herzen gelegen; freilich als Prophet, der den Regierungen und den Reichen diesen geträumten Segen über Land und Volk vorhersagt, hat Lessing, wie es das Ende des 19. Jahrhunderts bestätigt, ein glänzendes Fiasko gemacht.

In seinen Recensionen (93. Stück, vom 4. August 1753) bespricht Lessing die Schrift: „Schreiben eines Juden an einen Philosophen, nebst der Antwort." Berlin, bei Ch. Fr. Voß, 1753. 2 Bogen. Lessing schreibt darüber:

„Diese Blätter sind zum Behuf eines unterdrückten Theils des menschlichen Geschlechts aufgesetzt und machen sowohl der scharfsinnigen Einsicht des Verfassers, als der guten Sache Ehre. In dem Schreiben der Juden wird mit Gründen dargethan, daß es der Gerechtigkeit und dem Vortheile eines Regenten gemäß sei, das Elend der jüdischen Nation aufzuheben. In der Antwort des Philosophen, in dessen Augen die, welche an den gekommenen Messias, und die, welche an den noch zu kommenden glauben, wenig oder nichts unterschieden sind, wird außer verschiedenen den Inhalt des Schreibens betreffenden Anmerkungen angeführt, daß bereits seit geraumer Zeit in Holland und England den Juden gleich den Christen ohne Einschränkung erlaubt sei, Häuser und Aecker zu kaufen und alle Arten von Künsten und Professionen zu treiben; daß diese ihnen ertheilte Freiheit beiden Staaten nicht nur keinen Schaden verursache, sondern vielmehr dem Anwachsen ihres Reichthums und ihrer Macht ausnehmend beförderlich sind."[1]

Statt eines weitläufigen Auszuges wollen wir zur Probe der Denkungsart und des Ausdruckes den Schluß des Schreibens an den Juden einrücken:

„Vielleicht schenkt ein Zusammenhang von eben so glücklichen Umständen einen Fürsten, der die Größe des Geistes mit der höchsten Gewalt vereinigt, der eine Nation, die eben so edel als alle andern, jetzo aber durch Armuth, Unwissenheit, Verachtung und eine Art von Sklaverei unterdrückt ist, davon befreit. Sollte dieses geschehen, so bin ich versichert, daß ihre Ehrfurcht gegen diesen Fürsten die gehoffte Ankunft eines Messias

[1] Wie sich diese Vorhersagung des mehr den Juden dienstbaren, als die Folgen der Emancipation voraussehenden Propheten sehr jämmerlich bewährt hat, sehen wir in Frankreich, Deutschland, Oesterreich, Ungarn, in den Donauländern u. s. w. Aecker kaufen, Profession treiben — sehr schön, aber die dummen Goyim ackern und in den Fabriken gegen einen Hungerlohn arbeiten lassen, das ist dann der Reichthum, welchen Lessing den glücklichen Staaten durch die Emancipation verheißen hat.

in seiner Person erfüllt zu sein glauben, daß ihre Emsigkeit reiche und unaufhörliche Opfer zu seinen Füßen legen und daß ihre Dankbarkeit ihm in dem Andenken der Nachkommen und in der jüdischen Historie ein ewiges Denkmal stiften werde."

Lessing fügt hinzu:

„Die Wahrheit und Vernunft befreien den Verfasser von der Anklage der allerheftigsten Vorurtheile. Nunmehr rechtfertigt ihn auch überdem die englische Nation, indem eben dasselbe zum Erstaunen von Europa den 1. Junius des jetzt laufenden Jahres in England verordnet worden, was der Verfasser in seinem Schreiben vom 24. März statt eines Entwurfs angeführt hat. Die Acte davon ist in einem Anhang beigefügt. Kostet in den Voß'schen Buchläden 2 Gr."

Was für eine prophetische Judenidylle über den glücklichen Zustand der Fürsten und der Reiche, welche diese Nation, eben so edel wie jede andere,[1] über Länder und Völker bringen wird! Die Nation wird durch ihre „Emsigkeit" reiche und unaufhörliche Opfer zu den Füßen der Fürsten niederlegen, d. h. ins Praktische übersetzt: sich nach Thunlichkeit den schwersten Lasten und Steuern, dem Heeresdienst und der Arbeit durch List und Trug entschlagen und von Land und Volk reiche und unaufhörliche Gaben für sich herausquetschen. — Die Thatsachen Ende des 19. Jahrhunderts sehen ganz anders aus, als wohlwollende Recensionen, Anzeigen, Komödien und Abhandlungen der Philosophen in Mitte des 18. Jahrhunderts. Wer hat denn eigentlich den Lessing mit seinen rosigen Zukunftsbildern entschieden lächerlich gemacht? „Die Meisterin des Lebens", die fortrollende Weltgeschichte und ihr Verlauf. Die Nathanbude liquidirt, Kaftan und Turban werden ausverkauft. Die Toleranzsalbe, mit welcher die dummen Goyim ein Jahrhundert eingerieben wurden, hat ihre traurigen Wirkungen auf den Organismus der christlichen Gesellschaft bloßgelegt, die Komödie ist durchschaut, der letzte Akt ist im Beginnen, und die geheimen Entrepreneurs können von Glück sagen, wenn sie nur ausgepfiffen werden.

[1] Also ganz logisch auch wie die Menschenfresser!

Berichtigung.

S. 59, Zeile 19 von oben lies: ausgräbt statt ausleert.
„ 59, „ 21 „ „ „ ausleert statt ausgräbt.